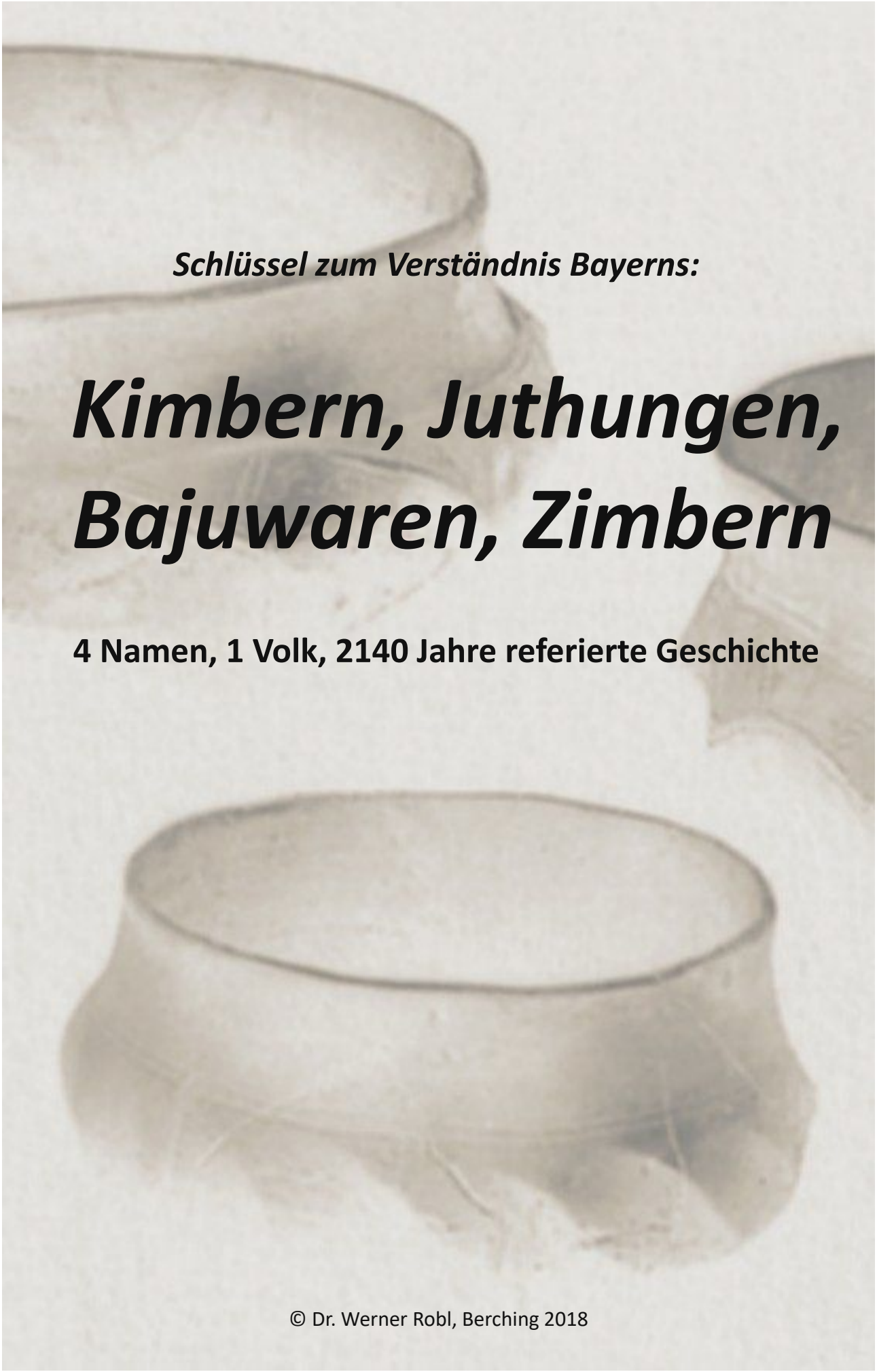
Schlüssel zum Verständnis Bayerns:

Kimbern, Juthungen, Bajuwaren, Zimbern

4 Namen, 1 Volk, 2140 Jahre referierte Geschichte



© Dr. Werner Robl, Berching 2018

Bar haban galàzzet dorsbìntan sòveldar trètta-beghelen,
bar haban galàzzet dordèrran sòveldar pröndalen,
bar haban gaöödeghet biisen un bèllar:
bar sainan vorlóart hörtan mèeront in dar ööde
aaparnten hiin ane vorhòozane lèntar.

Badar z ünzar vorhòozane lant ist hia,
schüschen diisen pèrghen un diisen khnòtten:
hia, bidar untarhalte von hiirte-diinost un dorniidaronghe,
hia, bidar in lòach von bogüllan gotten,
hia, zo snappan de tabel von naüjen und alten òaneghe-schriften,
hia, zo machan gunsalan milch und huunikh auz von diisar heerten èerden.

~ ~ ~

Wir haben so viele Wege verschwinden lassen,
so viele Quellen versiegen,
brach haben wir Wiesen und Wälder werden lassen:
wir sind immer mehr in der Einöde verloren
in einem Exodus ohne verheißene Länder.

Aber unser verheißenes Land ist hier,
zwischen diesen Bergen und Steinen:
hier, gegen die Unterdrückung erniedrigender Sklaverei,
hier, gegen den Betrug güldener Götter,
hier, um die Tafeln neuer und alter Verträge aufzuheben,
hier, um Milch und Honig aus diesem harten Boden rinnen zu lassen.

(Sergio Bonato, 1983)

Einleitung

An einem schwülen, dunstigen Sommertag Ende Juni 2017 fuhren wir von unserem Heimatort Berching im Sulztal über die westlichen Jurahöhen hinüber in die westlichen Ebenen, erst in die sogenannte Segelau und dann in die Auen des Flüsschens Schwarzach, der heutigen Grenze zwischen den Regierungsbezirken Oberpfalz und Mittelfranken. Etwa auf Höhe des Kauerlacher Weihers und seines Vogelschutzgebietes war 1988 am östlichen Uferstreifen der Schwarzach ein germanisches Brandgräberfeld mit 119 Grabplätzen und die Reste einer zugehörigen Siedlung entdeckt worden, deren Areal unser Ziel war.

Stelle der ehemaligen Germanensiedlung bei Kauerlach mit Blick nach Westen. Hinter der Talaue mit ihrem Aufwuchs liegt, hier nicht sichtbar, der sogenannte Kauerlacher Weiher.

Wenige Tage zuvor war die Dissertationsschrift eines jungen Freiburger Wissenschaftlers namens R. Masanz erschienen, die dieser Fundstätte gewidmet ist. Da wir selbst seit Jahren in diesem Abschnitt des ehemaligen Limes-Vorlandes die Spuren der Römer verfolgen, konnten wir an dieser Grabung nicht vorübergehen, waren doch derartige germanische Siedlungen Ziel des Caracalla-Feldzuges im Jahr 213 n. Chr. gewesen, den wir gerade in dieser Gegend verorten.

An der Schwarzach bei Forchheim, Blick nach Osten zum Röschberg, einem sogenannten „Zeugenberg“ des Bayerischen Jura. Im Vordergrund liegt ein abgeerntetes Spargelfeld, das sich von der ehemaligen Germanensiedlung im Westen bis zum zugehörigen Brandgräberfeld im Osten erstreckt.

Als wir am Ziel ankamen, waren wir entsetzt. Obwohl das ganze Terrain unter Bodendenkmalschutz steht, hatte ein Bauer zwischen Siedlung und Friedhof zwei Spargelfelder angelegt und bei der tiefen Umschichtung der Erde Unmengen von Scherben ans Tageslicht gebracht. Bei einem kurzen Rundgang entdeckten wir zahlreiche Reste relativ grober, weißer und roter Gebrauchskeramik, dazu ca. 1 Dutzend schwarz-braune, teils grafithaltige Urnen-Bruchstücke, die man recht eindeutig der römischen Kaiserzeit zuschreiben kann.

Damit war zweierlei sicher:

- Bei den Grabungskampagnen des vorigen Jahrhunderts war das archäologische Gut dieses uralten Siedlungsplatzes keineswegs vollständig erfasst worden.
- Es muss sich hier, wenn man die bekannten Streufunde von der anderen Seite der Schwarzach hinzunimmt, um eine sehr große keltisch-germanische Siedlungskammer gehandelt haben.

Umso schlimmer ist das gedankenlose Zerstörungswerk des Spargelbauern, dem keine schützende Hand Einhalt bot.

Am Rand des sandigen Feldes, dessen Oberfläche wegen eines vorangegangenen Platzregens völlig geglättet war, erkannten wir obendrein die Fußspur eines Mannes, der kurz vor uns den Feldrand abgegangen war. Wir stellten uns vor, R. Masanz habe soeben das Feld besucht, da wir der Tageszeitung seine persönliche Vorstellung in der Gemeinde Freystadt entnommen hatten.

Das Studium der umfangreichen Dissertationsschrift gestaltete sich für uns ausgesprochen interessant. Wir spürten aber in Bälde, dass mit ihr eine große Chance vertan war, insofern sahen wir uns motiviert, der Bedeutung dieser Siedlung mit der eigenen, zugegebenermaßen manchmal unkonventionellen Methodik auf die Spur zu gehen.

Schon lange hatten wir, wenngleich ohne stringente Beweise, die Ansicht vertreten, dass es sich bei der Siedlung von Kauerlach um das Relikt eines germanischen Stammes gehandelt haben muss, der gemeinhin mit dem Namen *„Juthungen“* belegt wird.

Im Folgenden stellen wir die Resultate unserer Nachforschung vor, die mit einer ganzen Serie von Überraschungen unser *„bajuwarisches“* Weltbild geändert hat.

Zunächst wollen wir uns mit den Fragen beschäftigen: Wer waren die Juthungen, was wissen wir von ihnen?

Medias in res!

Quellen zu den Juthungen

Wir stellen zunächst die historischen Quellen zu den Juthungen vor, möglichst unter Einhaltung der chronologischen Reihenfolge. Der germanische Stamm wird in den allermeisten Veröffentlichungen nur am Rand erwähnt, seine Taten sind in keinem uns bekannten Werk vollständig aufgelistet.[1]

Die Juthungen in antiken und spätantiken Quellen

Die Matronensteine von Köln

Um 240 n. Chr. verbreiteten sich in Ober- und Niedergermanien und in anderen Nordprovinzen des Imperium Romanum sogenannte **Matronensteine**. Es handelt sich um Weihesteine für Muttergottheiten aus der germanischen und keltischen Tradition, welche meist in der Dreizahl erscheinen und offenkundig für Votivzwecke römischer Föderaten assimiliert wurden. Diese Matronensteine sind einzig durch Inschriften und Bildzeugnisse bekannt; ca. 800 Exemplare aus der Zeit zwischen ca. 70 und 240 n. Chr. konnten bisher allein in Niedergermanien identifiziert werden.

Auf einem entsprechenden Stein aus Köln,[2] der 1890 im Straßenzug *„In der Höhle“* aufgefunden wurde und heute im Römisch-Germanischen Museum Köln aufbewahrt wird, liest man die Inschrift:

> *„*(Mat)*ribus Suebis* (?)*euthungabus* (J)*ulius Secundu*(s) (J)*uli Philtati lib*(ertus) *v*(otum) *s*(olvit) *l*(ibens) *m*(erito)*.“*
>
> *„Für die suebisch-juthungischen Matronen hat Julius Secundus, Freigelassener des Julius Philtatus, ein Gelübde aus freien Stücken und in angemessener Weise eingelöst“.*[3]

Obwohl dem Wort *„euthungabus“* der Anfangsbuchstabe fehlt, werden die suebischen Matronen von Köln mit dem Stamm der Juthungen assoziiert, wobei eine griechisch-gotische Wortform zugrunde gelegt wird – mit *„eu“* statt *„ju“* oder *„iu“* am Anfang.

Ein analoger Stein des Geschäftsmannes und Händlers Lucius Septimius aus Köln soll *„matribus meis Suebis Hieudungis – meinen suebisch-juthungischen Muttergottheiten“* gegolten haben.[4] Mit dieser Inschrift ist der fehlende Buchstabe auf dem erstgenannten Stein geklärt; für die Namensdeutung hat der Hauchlaut am Anfang keine Bedeutung.

Leider stehen uns keine Abbildungen dieser ältesten Erwähnungen der suebischen Juthungen auf römischem Boden zur Verfügung.

Was das komplexe Thema *„Sueben“* anbelangt, die adjektivisch in dieser Epigrafik auftauchen, so verzichten wir an dieser Stelle auf ausführlichere Informationen und verweisen auf die vorhandene Literatur.[5]

Halten wir fest: Die Juthungen wurden zur Zeit ihrer schriftlichen Ersterwähnung als Teil der Sueben angesehen.

---

1 Zu den Namensvarianten der Juthungen findet sich eine kurze Übersicht bei G. Neumann: Stichwort „Juthungen“ in: Namensstudien zum Altgermanischen, Bd. 16 des Reallexikons für Germanische Altertumskunde, 2000, S. 387f.

2 CIL XIII8225 = ILS 4791.

3 Vgl. Epigrafische Datenbank Heidelberg: http://edh-www.adw.uni-heidelberg.de/edh/inschrift/HD067438.

4 Vgl. a. a. O.: http://edh-www.adw.uni-heidelberg.de/edh/inschrift/HD067435 .

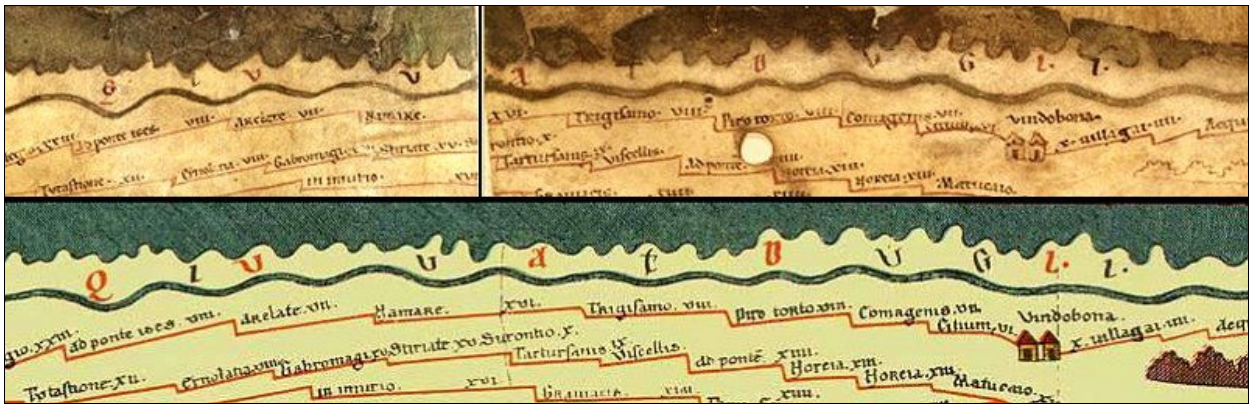
5 Vgl. z. B. L. Rübekeil: Suebica, Völkernamen und Ethnos, rev. Ausgabe, Zürich 2017, mit ausführlichen Literaturangaben und Erklärungen zum gegenseitigen Verhältnis der Begriffe Sueben, Germanen, Alemannen.

Die *„Jutugi“* der Tabula Peutingeriana

Die 6,8 m lange und 0,34 m hohe **Tabula Peutingeriana** ist die mittelalterliche Kopie eine Karte des spätrömischen Straßennetzes. Die verlorene antike Vorlage entstand vermutlich in hellenistischer Zeit, d. h. um 250 n. Chr., und wurde bis ca. 375 n. Chr. fortgeführt. Am Oberrand der Karte, die kurz nach den genannten Votivsteinen entstand, finden sich an entsprechender Stelle die Namen von einigen barbarischen Stämmen, darunter die ***„Jutugi“***.

Es besteht kein Zweifel, dass der Begriff *„Jutugi“* die germanischen Juthungen meint. Er findet sich eigenartig in den Stammesnamen der *„Quadi“* hinein-verschränkt.

Bei den **Quaden** handelt es sich um einen suebischen Volksstamm, der in mehreren Teilstämmen schon kurz nach der Zeitenwende im Gebiet Böhmens und Mährens nachweisbar ist und später unter dem Druck der Goten nach Süden vorrückte. In der Spätzeit verschmilzt der Stammesname der Quaden mit dem der Donau-Sueben.



Die Juthungen auf der Tabula Peutingeriana (Original und Kopie), als „Jutugi“ in den Stammesnamen der „Quadi“ hinein-verschränkt und damit weit östlich eingetragen.

Hier interessiert vornehmlich die eigenartige Verschränkung der Stammesnamen. Ohne genauere Kenntnis dessen, wie sich diese Eigenart begründet, gewinnt man durch den Hinweis der römischen Straßenkarte den Eindruck, dass die Juthungen ab einem gewissen Zeitpunkt entweder im Land der Quaden oder zumindest in deren unmittelbarer Nachbarschaft siedelten, oder in gewisser Weise mit diesen verwandtschaftlich oder bündnismäßig verbunden waren.

Wir werden auf dieses Phänomen zurückkommen und erklären, warum es von großer Bedeutung ist.

Der Augsburger Siegesaltar

Im Jahr 1992 wurde bei Bauarbeiten in der Augsburger Jakober-Vorstadt ein römischer **Siegesaltar** aufgefunden, welcher, von einem früheren Monument stammend und nur neu beschriftet, am 11. September 260 n. Chr. geweiht und am Fundplatz, einer Hafenbefestigung des Lechs aus dem 3. Jahrhundert, aufgestellt wurde. Geweiht der Siegesgöttin Victoria und gestiftet vom stellvertretenden römischen Statthalter **Marcus Simplicinius Genialis**, berichtet der Stein von einem Sieg der Römer im Frühjahr desselben Jahres. Römischen Einheiten hätten, vereint mit einer provinziellen Landwehr und germanischen Söldnern, in einer zweitägigen Schlacht (24./25. April) an den Ufern des Lechs einen Sieg über den Stamm der Semnonen bzw. der Juthungen errungen, nachdem dieser einen Raubzug südlich der Donau unternommen und dabei etliche Tausend *„Italiker“* gefangen genommen hatte. Nach ihrer Niederlage seien die Feinde teils von den Römern niedergemetzelt, teils in die Flucht geschlagen worden.[6]

„Deae sanctae Victoriae / ob barbaros gentis Semnonum / sive Iouthungorum die / VIII et VII Kal(endarum) Maiar(um) caesos / fugatosque a militibus prov(inciae) / Raetiae sed et Germanicianis / itemque popularibus excussis / multis milibus Italorum captivor (um) / compos votorum suorum / M(arcus) Simplicinius Genialis v(ir) p(erfectissime) a(gens) v(ices) p(raesidis) / cum eodem exercitu / libens merito posuit / dedicata III Idus Septemb(res) Imp(eratore) d(omino) n(ostro) / Postumo Aug(usto) et Honoratiano co(n)s(ulibus).“

Der Augsburger Siegesaltar aus Jurakalkstein, 1,56 cm hoch.

„Der heiligen Göttin Victoria! Weil die Barbaren des Stammes der Semnonen bzw. Juthungen am 8. und 7. Tag vor den Kalenden des Mai niedergemacht und in die Flucht geschlagen wurden, durch Soldaten der Provinz Rätien, auch durch germanizische Einheiten und durch die Landwehr, wobei ihnen viele Tausende italischer Gefangener entrissen wurden, hat in Übereinstimmung mit seinen Gelübden Herr Marcus Simplicinius Genialis in bester Stellvertretung des Statthalters, mit demselben Heer freudig und nach Gebühr (diesen Altar) *aufgestellt. Geweiht am 3. Tag vor den Iden des Septembers, als unser Kaiser und Herr Postumus Augustus und Honoratianus Konsuln waren.“*

Die Enthüllung dieses Denkmals – nicht das auf ihm geschilderte Ereignis – bettet sich ein in die Querelen zur Zeit des *„Gallischen Sonderreichs“* des Postumus (260 – 269 n. Chr.), welcher als Usurpator Kaiser Valerian (253 – 269 n. Chr.) gefangen gesetzt hatte und in der Folge seine Machtstellung gegen den Mitkaiser Gallienus (253 – 268 n. Chr.) behaupten konnte, ehe er 269 n. Chr. ermordet wurde. Erst 274 n. Chr. gelang Kaiser Aurelian die Wiedereingliederung Galliens ins Reich.

M. Simplicinius Genialis muss, falls er persönlich die römischen Truppen befehligt hatte, den Sieg noch unter Kaiser Gallienus errungen haben, anschließend aber zum Usurpator Postumus ins feindliche Lager gewechselt sein. Seine Nachfolger in Augsburg müssen ihm dies übel genommen haben, denn die Namen von Kaiser und Stifter wurden später im Rahmen einer *„damnatio memoriae“* abgeschlagen und

6 Vgl. Epigrafische Datenbank Heidelberg: http://edh-www.adw.uni-heidelberg.de/edh/inschrift/HD044953.

getilgt.

Der Limes Romanus dürfte in dieser Zeit, als Postumus und sein Widersacher Gallienus viele Truppen von der Grenze abgezogen hatten, so gut wie unbewacht und das davor liegende Dekumatland nördlich der Donau bereits deutlich minder-besiedelt gewesen sein, sodass man den Juthungen, denen als Germanen derartige Grenzen sowieso wesensfremd waren, aus ihrer Sicht den Vorstoß kaum übel nehmen kann. Es hätte keinen besseren Zeitpunkt dafür gegeben!

Noch vor der Machtergreifung des Postumus in Köln, vielleicht sogar als Voraussetzung desselben, hatten um 259/260 n. Chr. germanische Stämme, die bei späteren Historiografen unter dem Sammelbegriff *„Alemannen“* fungieren, den obergermanisch-rätischen Limes überrannt und waren, wie durch Hortfunde und Zerstörungshorizonte einigermaßen gesichert ist, über die Westschweiz (Genf) und die Auvergne (Clermont) bis nach Südgallien (Arles) und Oberitalien (Mailand) gezogen.[7] Bei Mailand soll der vom Rhein herbei-beorderte Gallienus einer riesigen Alemannen-Streitmacht eine schwere Niederlage zufügt und damit dem Invasions-Spuk ein Ende bereitet haben.[8]

Eine gemeinsame Invasion Italiens durch Juthungen <u>und</u> Alemannen ist jedoch entgegen weitverbreiteter Ansicht[9] relativ unwahrscheinlich, denn von den Juthungen ist bei den sowieso sehr unsicheren Quellenangaben <u>nie</u> die Rede.

Mit anderen Worten:

Hier wie zu späterer Zeit muss das Agieren der Juthungen eher losgelöst von den Taten der alemannischen Nachbarn gesehen werden, zumal sich heute obendrein das historische Bild des sogenannten *„Alemannensturms“* als nicht mehr haltbar erweist.

---

7 Vgl. MGH SS rer. merov. 1,1, Gregor von Tours (538 – 594 n. Chr.), Libri historiarum X, S. 24f: „Horum tempore et Chrocus ille Alamannorum rex, commoto exercito, Gallias pervagavit … collectam, ut dixemus, Alamannorum gentem, universas Gallias pervagatur …- Zur Zeit (des Valerianus und Gallienus) hat jener Chrocus, König der Alemannen, ein Heer versammelt und Gallien durchstreift … und hat, wie man sagt, den Stamm der Alemannen um sich versammelt und ganz Gallien mit seinen Raubzügen heimgesucht …“ Der Fredegar-Chronik (8. Jhd.) zufolge wäre allerdings dieser Chrocus König der Vandalen gewesen und hätte neben den Alanen auch Sueben zu seinem Raubzug, der bis Arles ging, angeworben. Die Sache mit den Alemannen ist also von daher keineswegs sicher. Vgl. hierzu auch: MGH SS rer. Merov. 2, S. 60. Von Juthungen ist in diesen spät geschriebenen und dadurch möglicherweise unpräzisen Quellen nicht die Rede.

8 Vgl. Joannes Zonaras (byzantinischer Geschichtsschreiber 12. Jhd.), hier zitiert nach Mignes Patrologia Graeca, Bd. 134, Paris 1864, Sp 1067f: „Μετὰ δὲ τὸν Οὐαλεριανὸν Γαλιῆνος ὁ ἐκείνου υἱὸς τῆς τῶν᾽ Ρωμαίων ἡγεμονίας γέγονεν ἐγκρατής, ο?ν ὁ πατὴρ κατὰ Περσῶν στρατευόμενος εἰς τὰ ἑσπέρια ει?ασε τοῖς ἐν τῇ ᾽Ιταλίᾳ ἐφεδρεύουσι καὶ τοῖς τὴν Θρᾴκην ληιζομένοις ἀντικαθίστασθαι. ο?ς᾽ Αλαμαννοῖς περὶ τριάκοντα μυριάδας ου?σι περὶ τὰ Μεδιόλανα συμβαλὼν μετὰ μυρίων ἐνίκησεν· ει?τα καὶ Αἰρούλοις, Σκυθικῷ γένει καὶ Γοτθικῷ, ἐπεξελθὼν ἐκράτησεν. ἐπολέμησε δὲ καὶ Φράγγοις … - Nach Valerian hat sein Sohn Gallienus die Macht im Römischen Reich ergriffen. Als sein Vater gegen die Perser ausrückte, blieb Gallienus im Westen zurück, um denen, die bezüglich Italien Schlechtes im Schilde führten und Thrakien verwüsteten, Einhalt zu gebieten. Obwohl er selbst nicht mehr als 10 000 Soldaten zur Verfügung hatte, hat er 300 000 Alemannen bei Mailand besiegt. Danach hat er auch die Heruler, den Skyten- und Gotenstamm niedergekämpft. Selbst mit den Franken hat er Krieg geführt …“ Zonaras ist der einzige, der vom Alemannen-Sieg des Gallienus bei Mailand im Herbst 259 oder 260 n. Chr. berichtet und dabei einen unglaublichen Sachverhalt wiedergibt: Gallienus habe mit nur 10 000 Mann 300 000 Alamannen überwältigt. Letztere Zahl halten wir für topisch überhöht und weitab jeder Realität, denn dieselbe Feindeszahl findet sich z. B. auch in Dexippos' Schilderung eines Siegs über die Juthungen (siehe nächsten Abschnitt) oder in den „Epitome de Caesaribus“ bezüglich der Claudius-Schlacht am Gardasee.

9 Der vermeintliche Italienzug der Juthungen, einmal bezogen auf Gallienus, dann wieder bezogen auf Aurelian, wurde von vielen Autoren relativ kritiklos übernommen. Vgl. z. B. T. Stickler: Iuthungi sive Semnones – Zur Rolle der Juthungen bei den römisch-germanischen Auseinandersetzungen am Raetischen Limes in der Zeit zwischen Gallienus und Aurelian, in: Bayerische Vorgeschichtsblätter, 1995, S. 231ff. Auch: D. Geuenich: Geschichte der Alemannen, Stuttgart Berlin Köln 1997, im Kapitel „Die Juthungen, ein alemannischer (Teil-)Stamm?“, S. 39. Desgleichen: R. T. Saunders: Two Iuthungian Wars, in: Historia, Bd. 41, Stuttgart 1992, 311ff. Oder: J. Drinkwater: The Alamanni and Rome 213 – 496, New York 2007, S. 58ff.

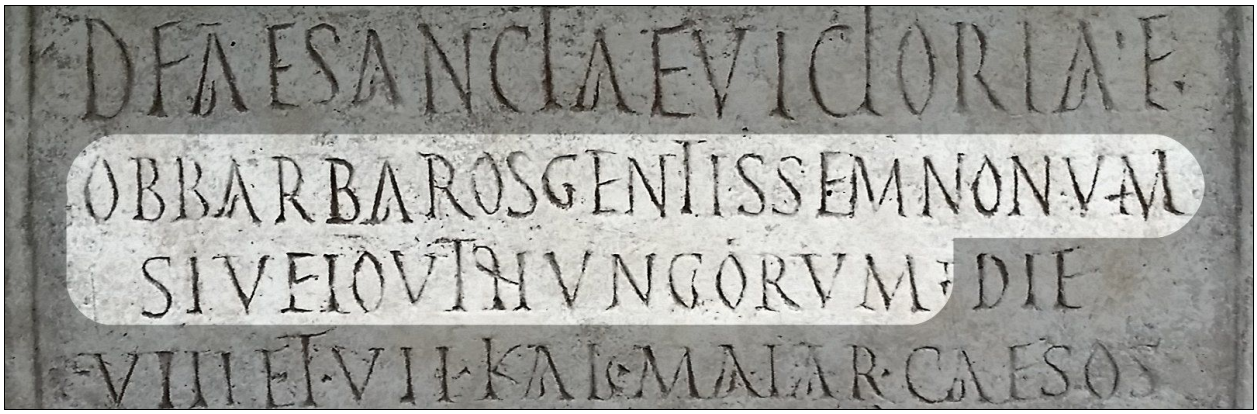
Kurz: Die Juthungen waren keine Alemannen und zählten nicht zu diesen!

Die Strafexpedition der Römer gegen die Juthungen markiert möglicherweise nur den Endpunkt einer ganzen Reihe von Übergriffen derselben auf Rätien.

Das Legionslager Regensburg kam, wie ein Zerstörungshorizont belegt, schon um 250 n. Chr. zu erheblichem Schaden, und der zeitnah erfolgte Ritualmord an der Hofbesatzung einer *„villa rustica“* in Harting, vor den Toren des Legionslagers, trägt eindeutig juthungische Handschrift, wie wir später noch nachweisen werden.[10]

Die gefangenen *„Italer“*, die auf dem Augsburger Siegesaltar vermerkt sind, stammen mit hoher Wahrscheinlichkeit aus der Provinz Rätien selbst resp. von der 3. Italischen Legion von Regensburg.[11]

Besonders bemerkenswert ist im Weihetext des Augsburger Monumentes jedoch das *„OB BARBAROS GENTIS SEMNONVM SIVE IOVTHVNGORVM … - gegen die Barbaren des Stammes der Semnonen bzw. der Juthungen“!*



Betreffender Ausschnitt aus der Inschrift des Augsburger Siegesaltars, in Vergrößerung.

Der Formulierung der Inschrift zufolge erscheinen hier die Juthungen in Form einer Präzisierung als Repräsentanten der Semnonen, das enthaltene *„Iou-“* stellt dabei einen in der damaligen Zeit nicht ungewöhnlichen Gräzismus dar.

Die **Semnonen** werden von den römischen Historiografen Velleius Paterculus (19 v. – 30 n. Chr.) und Publius C. Tacitus (58 – 120 n. Chr.) bereits für die Jahre kurz nach der Zeitenwende erst-erwähnt, wobei Tacitus die Semnonen mit gewisser Ehrfurcht als den ältesten, vornehmsten und größten Teilstamm der Sueben beschrieb. Das am Unter- und Mittellauf der Elbe wohnende Volk soll schon damals 100 Gaue, d. h. Altsiedelräume, belegt und seinen obersten, allmächtigen Gott in einem heiligen Hain verehrt haben, den Sterbliche nur gefesselt betreten durften. Dieser sakrosankte Fesselhain war u. a. Schauplatz

10 Um 250 n. Chr. wurden in diesem Gutshof insgesamt 14 Männern, Frauen und Kindern Schädel und Knochen zerschlagen, einer Frau das Haupthaar abgezogen und die Leichenteile hinterher in einem Brunnen entsorgt. Vgl. hierzu das die tote Armee aus den Alken Enge in Jütland, weiter hinten.

11 Deshalb kam eine 3. Italische Legion in der Schlacht bei Augsburg nicht zum Einsatz. Vgl. zum Thema „Italien-Invasion der Juthungen“ den bezeichnenden Ausdruck 10 Jahre später bei Dexippos, der eine vorherige Invasion Italiens mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ausschließt. Dexippos ließ Auralian in diesem Zusammenhang von den erbeuteten „Rüstungen der Italiker“ sprechen, was auf einen militärischen Gegner, nicht auf einen Plünderungszug nach Italien hindeutet. Dass es sich bei dem Einfall der Juthungen auf rätisches Gebiet wahrscheinlich um Rache für ein früheres Verbrechen der Römer an ihrem Stamm handelte, haben wir in unserer Arbeit zur Caracalla-Expedition des Jahres 213 n. Chr. deutlich gemacht. Vgl. hierzu W. Robl: Der „Ehekamm“ auf dem Gödenacker bei Berching, Schauplatz der Caracalla-Expedition des Jahres 213, Berching 2015, Update 2018: http://www.robl.de/caracalla/caracalla213.pdf.

von Menschenopfern.[12]

Die von den Semnonen verehrte, schon von den Kelten übernommene Gottheit wurde altnordisch als Tyr oder althochdeutsch Ziu[13] bezeichnet, weshalb sich nach karolingischen Quellen seine Verehrer auch *„Cyuvari“* alias *„Ziowari“* (Ziu-Leute) nannten und ihr vor-römischer Hauptort den Namen *„Ziesburg“* getragen haben soll, womit nichts anderes als das spätere römische *„Augusta vindelicum“* bzw. das heutige Augsburg gemeint ist.[14]

Schon der Altvater der Germanistik, K. Müllenhoff (1818-1884), hatte die Semnonen und Juthungen in einen Zusammenhang gebracht und gerade letztere aufgrund ihres Namens als *„echte Nachkömmlinge“* des Semnonen-Gottes Tyr angesehen, was auf dem Augsburger Siegesaltar epigrafisch, letztlich auch in Bezug auf den Ort, angedeutet sein könnte.[15]

Dennoch ist, wie es sich im Weiteren erweisen wird, die Gleichsetzung der Juthungen mit den Semnonen problematisch und am Ende ganz abzulehnen.

Möglicherweise wurden auf dem Augsburger Altar die Semnonen den Juthungen mit einem *„sive = oder vielmehr, bzw.“* nur deshalb an die Seite gestellt, weil man sich das unerwartete Wiedererstarken der juthungischen Einheiten nicht anders als durch eine militärische Unterstützung aus dem Semnonen-Kreis erklären konnte. Eine *„Jungmannschaft“* der Semnonen, um mit R. Wenskus und H. Castritius zu sprechen, waren die Juthungen sicherlich nicht. Wir werden darauf zurückkommen.

Wenn man die Stämme auf der Zeitachse betrachtet, kommt man ohnehin nicht umhin, sie als getrennte Entitäten aufzufassen. Letztmalig schriftlich erwähnt wurden die Semnonen unter ihrem Namen bei Cassius Dio, als Kaiser Mark Aurel 179/180 n. Chr. die Quaden daran hinderte, zu den Semnonen auszuwandern (was allerdings die Verwandtschaft untereinander und zu den Juthungen belegen könnte).

Die Juthungen traten *expressis verbis* erst ca. 80 Jahre später aus dem Dunkel der Geschichte.[16]

12 Vgl. Tacitus, Germania, Kap. 39.

13 Auch Tius bei den Goten oder Tyz, Tio oder Zio bei den Angelsachsen und Sueben. Der Name des Gottes hat sich bis heute in der Wochentagsbezeichnung „Dienstag“ erhalten. Dazu mehr am Ende dieser Arbeit, in einem eigenen Kapitel.

14 Vgl. Monumenta Wessofontana, MB Bd. 7, S. 375, und Kap. „Ziu“ in W. Krause: Schriften zur Runologie und Sprachwissenschaft, Berlin/Boston 2014, S. 549ff.

15 Vgl. K. Müllenhoff: Deutsche Altertumskunde, Bd. 4, Berlin 1900, S. 578ff.

16 Vgl. H. Castritius: Semnonen, Juthungen, Alemannen, Neues (und Altes) zur Herkunft und Ethnogenese der Alemannen, in: D. Geuenich: Die Franken und die Alemannen bis zur Schlacht bei Zülpich (496/97), Ergänzungsband 19 zur Reihe Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Berlin New York 1998, Neuauflage 2011, S. 357ff.

Die Juthungen zur Zeit der Reichskrise

In der Reichskrise um 270 n. Chr. war der Pannonier und Oberkommandierende der römischen Kavallerie, **Lucius Domitius Aurelianus** (214 – 275 n. Chr.), von seinen Truppen zum Kaiser ausgerufen worden. Noch ehe er den Gotenkrieg beendet hatte und sich nach Rom begeben konnte, hatten germanische Juthungen, die in den Jahren zuvor, wohl im Rahmen eines Stillhalteabkommens, ein bezahltes Verhältnis mit den Römern eingegangen waren, einige römische Donaustädte überfallen und waren anschließend bis in die äußerste Südwestschweiz vorgedrungen. Dies schildert der antike Schriftsteller und Geschichtsschreiber **Dexippos** (ca. 230 – 275 n. Chr.).[17]

In Dexippos' Darstellung wirken allerdings die *„80 000 Fußsoldaten“* und die *„40 000 rein juthungischen Reiter“*, die später einer Gesandtschaft der Juthungen in den Mund gelegt wurden, als starke Übertreibung.[18] Es ging wohl darum, mit diesen gigantischen Zahlen die Bedeutung des Sieges Aurelians herauszustreichen:

> *„Quadraginta equitum millia in pugnam educimus, quae non ex convenis aut imbecillibus, sed ex Iuthungi pure constant, quos equesti proaelio praestare pure frequens fama est …“*
>
> *„40 000 Reiter führen wir in den Kampf, die nicht aus zusammengewürfelten Kriegern oder Schwächlingen bestehen, sondern aus reinen Juthungen, von denen weithin bekannt ist, wie sehr sie im Reiterkampf herausragen …“*[19]

Die juthungischen Reiter waren offensichtlich zuvor durch die gesamte Provinz Rätien gezogen und hatten sich daran gemacht, über das Vorderrheintal, den Furkapass und den Saumpfad des Nufenen – oder vielleicht sogar weiter südwestlich über den Großen St. Bernhard[20] – in das italische Kernland vorzustoßen. Weil aber die Römer die wichtigsten Alpenpässe gesperrt hatten und die Juthungen in der hochalpinen Region in Hunger und andere Unbilden gerieten, mussten sie schließlich unverrichteter Dinge umkehren. Kurz vor der Heimat, beim Übersetzen über die Donau (vermutlich bei den Donaufurten bei Großmehring), kam den erschöpften Germanen Kaiser Aurelian mit seinen Truppen in die Quere. Er setzte *„den skythischen Juthungen“*[21] (*„Iuthungos Scytas“*) bis über die Donau nach. Es gelang ihm, mit vereinten Kräften die Germanen vernichtend zu schlagen.

Hierauf bat eine Gesandtschaft der Juthungen um Wiederaufnahme eines Friedensvertrags, der in früherer Zeit abgeschlossen, zuletzt aber von den Römern nicht mehr eingehalten worden war.[22] Sie boten an, künftig Söldner ins römische Heer abzustellen, verlangten allerdings von den Römern die Wiederaufnahme von Zahlungen in Form von Gold und Silber, z. T. auch Münzgeld, aus dem alten Vertrag. An-

17 Vgl. Dexippos in den Fragmenten Griechischer Historiker (FGrHist) 100F6. Publius Herennius Dexippus, meist nach seiner Muttersprache Dexippos genannt, war ein attischer, ins römische Reich eingebürgerter Politiker und Geschichtsschreiber des 3. Jahrhunderts. Er verfasste mindestens 3 große Geschichtswerke, die alle nur fragmentarisch erhalten sind, darunter auch die als „Skythica“ betitelte Darstellung der Germanenkriege.

18 Zumal einige Zeilen später in der Kaiserrede zu beiden Ufern der Donau 300 000 Kämpfer auftauchen, aufseiten der „Skyten“ (Goten?), welche die Römer ebenfalls besiegt hätten.

19 Im griechischen Originaltext steht „Ιουθούγγων καθαρῶς“, was man als „reinrassige Juthungen“ lesen könnte. Zur abweichenden adverbialen Interpretation „rein aus Juthungen“ vgl. auch J. Drinkwater: The Alamanni and Rome 213–496, New York, 2007, S. 58.

20 Vgl. Dexippos in FGrH 100/7. Der Satz „…zwischen der Rhone und unseren Gebieten, wo die eingeschlossenen Juthungen an Lebensmittelmangel und anderen Unpässlichkeiten gelitten hatten“, den Dexippos Kaiser Aurelian bei seiner Rede an die juthungische Gesandtschaft in den Mund legt, ist wohl in diesem Sinn zu verstehen. Die genannten Pässe waren seit langem von den Römern ausgebaut und mit Grenztruppen versehen worden.

21 Bei Dexippos wie bei anderen oströmisch-byzantinischen Schriftstellern wie Zosimos steht der Begriff „Skythen“ als archaisierendes Synonym für „fremde Völker“ bzw. Ost- oder Nordgermanen, wohingegen für die weiter westlich siedelnden Germanen gerne der Begriff „Keltoi“ als Nachfahren der Kelten/Gallier verwendet wurde. So z. B. bei Zosimos 2, 15, 1: Konstantin I. stellte ein Heer aus „Germanen und anderen keltischen Völkern“ zusammen.

22 Vgl. Dexippos in FGrH 100F7.

dernfalls, so drohten sie, würden sie, da ihre militärischen Reserven keineswegs aufgebraucht wären, die Römer auch künftig als Feinde betrachten und, sobald die Kräfte es wieder zuließen, Rache nehmen und den Krieg wieder aufnehmen.[23]

Dieses Selbstbewusstsein in unsicherer Lage und der eigentümliche Umstand, dass die Juthungen zuvor von den Römern regelmäßige Zuwendungen erhalten hatten, stellen die römische Überlegenheit bei Augsburg infrage, und man fragt sich unwillkürlich, ob nicht zwischenzeitlich eine Art von Stillhalte-Abkommen geschlossen worden war, eben weil die Römer der Juthungen nicht auf Dauer hatten habhaft werden können. Möglicherweise gingen die genannten Zahlungen aber schon auf Kaiser Caracalla und das Jahr 213 n. Chr. zurück.[24]

Offenkundig verfügten die Juthungen über weitere Reserven an Soldaten und Beutegut, wie der purpur-umhüllte Kaiser auf seinem Podest bestätigte. Nichtsdestotrotz lehnte er das Ansinnen der Germanen ab und gestattete ihnen lediglich den freien Abzug in ihre Wohngebiete, wo er sie ab sofort unter Hausarrest stellte.[25] Die Juthungen seien hierauf *„valde consternati – tief zerknirscht“* in ihre Heimat zurückgekehrt.

Doch schon nach kurzer Zeit, als Kaiser Aurelian mit dem Krieg gegen die Vandalen beschäftigt war, kam zu einem erneuten Einfall der Juthungen auf römisches Staatsgebiet.[26] Wie dieser ausging, ob es erneut zu einem richtigen Krieg mit aurelianischen Truppen kam, ist nicht bekannt.[27]

Notabene: Für das gebetsmühlenartig wiederholte Klischee, die Juthungen wären in Italien eingefallen, findet sich in diesen Textstellen keine wirklich belastbare Belege. Und wenn es doch passiert wäre, dann waren sie sicherlich nicht weit gekommen.[28]

Später sollen allerdings andere germanische Verbände doch noch in die Italia cisalpina vorgedrungen sein, wobei Flavius Vopiscus in der Historia Augusta eindeutig von den **Markomannen** und ihrer Plünderung der Mailänder Gegend spricht. Es deutet aber nichts darauf hin, dass Juthungen daran beteiligt

23 „Si id denegaveritis vos qua hostes ulciscemur, et, quantum in nobis erit, bello persequemur …“

24 Dass Kaiser Caracalla im Jahr 213 n. Chr. die Juthungen persönlich in ihren Stammesgebieten angriff und hinterher Geldgeschenke verteilte, ist nach unseren Recherchen so gut wie sicher. Vgl. unsere oben genannte Arbeit zum Caracalla-Feldzug: Robl, Ehekamm, Berching 2015. K. Dietz sieht im Gegensatz dazu einen Vertrag mit „Geisel- und Rekrutenstellung sowie freiwilligem Waffendienst“, der seit Gallienus gegolten habe. Der heimatferne Einsatz juthungischer Verbände in Diensten der Römer habe „für eine zusätzliche Beruhigung der Nordgrenze gesorgt“. Vgl. hierzu K. Dietz: Spätzeit und Ende, in: Das alte Bayern, Neuauflage von Bd. 1 des Handbuchs der Bayerischen Geschichte, München 2017, S. 111. Wir können dieser Lesart mit hohen römischen Forderungen nicht viel abgewinnen, denn es hätte sich um ein ausgesprochen wesensfremdes Verhalten der Juthungen gehandelt, derart widrigen Vertragsbedingungen zuzustimmen bzw. solche zu erbitten. Die Notitia dignitatum gibt später auch nur 2 relativ kleine Truppenkontingente von Juthungen in römischen Diensten wieder, im Gegensatz zu den Markomannen.

25 „… in vestras domos interclusi et quasi intra portas redacti … in eure Häuser eingeschlossen und gleichsam hinter die Tore gezwungen …“

26 Der letzte, sich auf die Juthungen und Aurelian beziehende Satz in den Fragmenten des Dexippos schildert, dass sich Kaiser Aurelian beeilte, nach Italien und Rom zurückzukehren, weil die Juthungen dort erneut „erschienen“ wären. Vgl. FGrH 7.4. Wir beziehen dies auf „jenseits des Limes“ und nicht im Sinne von „in Italien“.

27 R. T. Sauders' Konstrukt der zwei Juthungenkriege des Aurelian, wohlgemerkt innerhalb von 10 Monaten, ist nicht in allen Punkten überzeugend. So erfordert das um fünf Ecken gedachte Modell in mindestens vier Fällen die willkürliche Umdeutung von Stammesnamen. Außerdem verlegt es die Kriege zum großen Teil aus der damals üblichen Kampfsaison heraus, welche von Mai bis Oktober ging. Vgl. R. T. Saunders: Two Iuthungian Wars, in: Historia, Bd. 41, Stuttgart 1992, 311ff.

28 Der betreffende Satz der juthungischen Gesandten „urbes ad Istrum sitas invadentes, parum abfuit quin omnem Italiam ceperimus … - wir überfielen die Donaustädte, und es hätte nicht wenig gefehlt und wir hätten auch ganz Italien eingenommen …“ bezieht sich auf die missglückte Expedition in die Zentralalpen, und beweist eher das Misslingen einer Italien-Invasion. Auch der zweite Anlauf der Juthungen kann, wenngleich er in seinen Dimensionen nicht abgeschätzt werden kann, nicht sicher im Sinn einer Invasion Kern-Italiens interpretiert werden. Der alte Mythos von der Italien-Invasion der Juthungen stammt übrigens von Felix Dahn, dem Altvater des historischen Romans. Vgl. F. Dahn: Geschichte der Völkerwanderung, Essen 1880, Kap. 7 Claudius und Aurelian.

gewesen wären.[29] So gerieten Aurelianus und seine Truppen im Jahr 271 n. Chr. bei Placentia (Piacenza) in einem Hinterhalt der markomannischen Invasoren, aus dem sie nur mit schweren Verlusten hervorgingen. Als sich jedoch die Angreifer in zunehmend kleineren Gruppen aufsplitterten, gelang schließlich doch noch der aurelianische Gegenschlag. Am Ende behielt Rom durch Siege bei Fano und Pavia die Oberhand.

Abschließend soll nicht unerwähnt bleiben, dass die juthungische Vorstöße der Jahre 270 und 271 n. Chr. auch insofern zur Konfusion geführt haben, als sie von anderen Schriftstellern anderen germanischen Völkern und nicht den Juthungen zugeordnet wurden. Allerdings bestehen hier Widersprüche nur auf den ersten Blick: Wenn z. B. die Historia Augusta von den Sueben berichtet,[30] dann wäre das in Bezug auf die Juthungen im weiteren Sinn korrekt, wenngleich hier eher die Donau-Sueben alias Quaden gemeint sein sollten. Das Gleiche gilt für den oströmischen Schriftsteller Zosimos, wenn er um 500 n. Chr. in seiner Historia Nea von den Alemannen und ihren Nachbarstämmen spricht, wobei ja keine gemeinsame Aktion ausgedrückt sein muss.

Es bleiben aber am Ende deutliche Unschärfen. Wie dem auch sei: Nach massiven innenpolitischen Unruhen und weiteren Einfällen an den Außengrenzen des Imperiums entschloss sich Kaiser Aurelian Ende 271 n. Chr., das unter Germanen-Furcht leidende Rom mit einer 29 km langen Schutzmauer zu umgeben. Diese mächtige *„Aurelianische Mauer“* erfüllte ihren Zweck und hat sich bis heute in großen Teilen erhalten.

Trotz dieser Großtat für Rom blieb Aurelian nicht mehr lange an der Macht: Er fiel im Jahr 275 n. Chr. einem Mordanschlag in Thrakien zum Opfer.

Für die nächsten 20 Jahre war von den Juthungen nicht mehr die Rede.

29 Vgl. Historia Augusta, Divus Aurelianus, Kap. 18: „accepta es sane clades sub Aureliano a Marcomannis … - Aurelian hat eine Niederlage von den Markomannen eingesteckt …“, „Marcomanni cuncta vastabant … - die Markomannen verwüsteten alles …“, Kap. 21: „Finito proelio marcomannico … - nach Ende der Markomannen-Schlacht …“

30 Vgl. Historia Augusta, Divus Aurelianus, Kap. 18: „Item Aurelianus contra Suebos ac Sarmatas … vehementissime dimicavit ac florentissimam victoriam rettulit … - Derselbe Aurelian kämpfte auf das Heftigste gegen die Sueben und Sarmaten und trug einen glänzenden Sieg davon …“

Die Juthungen zur Zeit des Kaisers Constantius Chlorus

In den sogenannten **Panegyrici Latini** findet sich in einer Aufstellung der vom Tetrarchen und Kaiser **Constantius I. Chlorus** (ca. 250 – 306 n. Chr.) und seiner Vorgänger bis zum Jahr 297 n. Chr. besiegten Völker in einer langen Reihe folgender Teilsatz:

> *„Cum totiens proculcata esset Alemannia, totiens obtrita Sarmatia, Iuthungi Quadi Carpi totiens profligati, submittente se Gotho pace poscenda, supplicante per munera rege Persarum …"*
>
> *„Als Alemannien so oft niedergeworfen worden war, Sarmatien so oft aufgerieben, die Juthungen, Quaden und Karpen so oft niedergekämpft waren, als der Gote um Frieden bat und sich unterwarf und der Perserkönig Bittgeschenke sandte …"*[31]

Notabene: Hier wird deutlich, was schon die *„skythischen Juthungen"* des Dexippos, erst recht aber die Tabula Peutingeriana angedeutet haben:

Die Juthungen werden zu den bekämpften Völkern gezählt und sie erscheinen plötzlich relativ weit im Osten, Seite an Seite mit Quaden und Karpen![32]

Antike Quellen zu einer Schlacht gegen die Juthungen haben sich nicht erhalten, allerdings bekräftigt der bayerische Geschichtsschreiber **Johannes Aventinus** (1477 – 1534 n. Chr.) in seiner *„Bayerischen Geschichte"* aufgrund von Quellen, die wir heute nicht mehr kennen, **Kaiser Probus** (232 – 282 n. Chr.) habe die Juthungen und andere Germanen befriedet, z. T. auch als Föderaten angeworben. Kaiser **Maximian** (240 – 310 n. Chr.), der Schwiegervater des Constantius Chlorus, habe hinterher diese Friedenspolitik wieder zunichtegemacht. Weil sich die Germanen nach Probus' Tod sofort wieder erhoben hätten, habe Maximian in mehreren Schlachten alles zuvor verlorene und vergebene Land zurückerobert.

Dass Aventin in Hinsicht auf die Juthungen eine wertvolle Quelle ist, werden wir am Ende dieser Arbeit demonstrieren. Der Eintrag des Panegyricus unterstützt seinerseits diese Sicht der Dinge, die nachfolgend vorgestellte Veroneser Völkertafel in gewisser Weise ebenfalls.

Die Juthungen in der Veroneser Völkertafel

In der Völkertafel aus demselben Jahr 297 n. Chr., die sich in einem Manuskript der Capitularbibliothek Verona erhalten hat und vom berühmten Th. Mommsen editiert wurde, erscheinen die Juthungen als *„Jotungi"* in einer Aufzählung neben vielen anderen Barbarenstämmen, die sich gegen die Römer erhoben hatten. Genannt sind hier u. a. die Alemannen, Sueben, Franken, Gallovarier, Armilausiner, Markomannen, Quaden u. v. a..

K. Müllenhoff ging in einem Begleitkommentar zur Mommsen-Edition davon aus, dass die Gallovarier eigentlich als Chattuarier zu lesen seien und zusammen mit den Franken fälschlicherweise zwischen die *„Suebi"* und *„Jotungi"* geraten wären, sodass diese eigentlich als *„Suebi Jotungi"* zusammengehörten.

Der nomenklatorische Zusammenhang zwischen beiden Stämmen ergibt einen Sinn, die Stichhaltigkeit der Müllenhoff'schen Lesart bleibt aber unter geografischen Gesichtspunkten nur dann plausibel, wenn man bei Sueben ebenfalls die Quaden resp. die Donau-Sueben unterstellt, in deren Nähe die Juthungen inzwischen abgewandert sein müssen.[33]

In der Tat werden wir im Weiteren triftige Indizien für eine solche Abwanderung beibringen.

---

31 Vgl. Panegyrici Latini 8, 10, 4.

32 Die Quaden siedelten in Mähren, die Karpen an den Karpaten (daher der Name).

33 Vgl. T. Mommsen: Verzeichnis der römischen Provinzen, aufgesetzt um 297, Berlin 1862, S. 492 und 522.

Juthungen und Laeten

Zermürbt durch die Niederlagen, die ihnen die Römer zugefügt hatten, sollen sich nach 270/271 n. Chr. und später einige Verbände der Juthungen als sogenannte *„laeti“* im römischen Südbayern niedergelassen haben, wo sie künftig in geschlossenen Exklaven lebten (Ersterwähnung der Laeten 287 n. Chr.). Wahrscheinlich handelte es sich bei diesen Laeten, so es sie wirklich gab, um freigelassene Kriegsgefangene aus dem Kämpfen bei Augsburg.

Eine juthungische Laeten-Siedlung könnte sich z. B. beim heutigen Gauting südlich von München befunden haben. Man beachte dazu den Ortsnamen: Die g-j-Lautverschiebung ist im Altgermanischen nicht ungewöhnlich, hier könnte also ein ursprüngliches Juting o. ä. zugrunde liegen. Insofern ist es durchaus korrekt, wenn Johann Aventinus die Juthungen in seiner *„Bayerischen Geschichte“* als *„Gauthinger“* bezeichnete.[34] In die Reißmühle bei Gauting verlegte später die sog. Scheyrer Fürstentafel die Geburt Karls des Großen, was im weiteren Sinn als Glorifizierung früheren Germanentums verstanden werden kann.

Der weit westlich, an der Iller gelegene Ort Jedesheim meint seinen alten Namen *„Jedungsheim“* (von 1275 n. Chr., gemäß Urkunde BWUB) auch auf die Juthungen zurückführen zu können. Dies kommt allerdings von der irrigen Annahme, dass die Juthungen Alemannen gewesen wären. Eine juthungische Laeten-Siedlung zum Schutz der Iller halten wir immerhin für denkbar.

Unter sprachlichen Gesichtspunkten könnte letztlich auch der skandinavische Stamm der Gauten, ja sogar die Goten, mit einer juthungischen Herkunft oder Verwandtschaft in Verbindung gebracht werden, wenngleich ohne Sicherheit. Die Gauten, die hier nicht näher besprochen werden sollen, waren ein nordgermanisches Volk, das aus Götaland in Mittelschweden oder von der Insel Gotland stammte. Sie weisen je nach Sprache auch einen gesprochenen J-Stamm auf, werden z. B. im altenglischen Beowulf-Epos als *„gēatas“* oder *„jæ̨tas“*, in altschwedischer Sprache als *„götar“* oder *„jøtar“* bezeichnet. Hier liegt der nordische Wortstamm der Juthungen, auf den wir noch kommen, durchaus nahe. Umstritten bleibt allerdings der Zusammenhang zwischen Gauten und Goten, der in der Regel nur mit der Herkunftssage der Goten in Jordanes' *„Getica“* begründet, ansonsten aber in Zweifel gezogen wird. Erstmals werden die Gauten schon um 150 n. Chr. von Ptolemäus als *„goutai“,* gr. *„Γοῦται“,* erwähnt.[35]

34 Vgl. z. B. Johannes Aventinus: Bayerische Geschichte, Buch 3, Kap. 1. Wir werden am Ende dieser Arbeit zu den „Gauthinger“ des Aventinus in einem eigenen Nachtragskapitel zurückkommen.

35 Informationen aus Wikipedia.

Die Juthungen bei Ammianus Marcellinus

Der spätrömische Historiker **Ammianus Marcellinus** (ca. 330 – 395 n. Chr.) bezeichnete die Juthungen erstmalig in der Geschichte als *„gens Alemannica“* bzw. *„pars Alemannorum – Teil der Alemannen“*.

Im Jahr 357 n. Chr. seien die Juthungen erneut nach Rätien eingefallen und hätten dabei einige römische Städte heimgesucht. In Buch 17, Kap. 6 seiner Kaisergeschichte liest man konkret:

> *„Inter quae ita ambigua Iuthungi Alamannorum pars Italicis conterminans tractibus obliti pacis et foederum, quae adepti sunt obsecrando, Raetias turbulente vastabant, adeo ut etiam oppidorum temptarent obsidia praeter solitum. Ad quos repellendos cum valida manu missus Barbatio in locum Silvani peditum promotus magister, ignavus sed verbis effusior, alacritate militum vehementer erecta prostravit acerrime multos, ita ut exigua portio, quae periculi metu se dedit in fugam, aegre dilapsa lares suos non sine lacrimis reviseret et lamentis. Huic pugnae Nevitta, postea consul, equestris praepositus turmae, et adfuisse et fortiter fecisse firmatur …“*
>
> *„Bei solch unsichere Lage haben die Juthungen, ein Teil der Alemannen, die an der Grenze zum italischen Reichsgebiet wohnten, das Friedensbündnis, das sie zuvor flehentlich erbeten hatten, vergessen und Rätien heftig verwüstet, wobei sie sich sogar entgegen ihren sonstigen Gewohnheiten an die Besatzungen der Städte wagten. Um sie mit starker Hand zurückzuschlagen, wurde der zum General der Fußsoldaten ernannte Barbatio ausgesandt. Dieser war zwar alles andere als ein Held, aber so wortgewandt, dass er den Wagemut der Soldaten effektiv wieder aufrichtete, sodass er mit ihnen viele Juthungen erlegte. Nur ein kleiner Teil von diesen, der aus Furcht die Flucht ergriffen hatte, entkam gerade noch und erreichte die heimischen Gehöfte unter Tränen und Wehklagen. An dieser Schlacht soll, wie man versichert, Nevitta, der spätere Konsul, als Anführer einer Schwadron Reiter teilgenommen und tapfer operiert haben …“*

Zu den erwähnten Städten dürfte Regensburg gehört haben, dessen gestürmtes Legionslager Castra Regina künftig auf ein viel kleineres Kastellum in der Nordostecke des vorbestehenden Lagers beschränkt wurde, welches nur noch ca. 1000 Mann Besatzung aufnehmen konnte. Aber auch der Gäuboden war von diesem Überfall betroffen, denn ab diesem Zeitpunkt ließ sich dort keine ländliche Besiedelung durch Romanen mehr nachweisen.[36]

Nichtsdestotrotz müssen die Juthungen am Ende ihres Einfalls einmal mehr eine empfindliche Niederlage bezogen und durch das römische Militär viele ihrer Krieger verloren haben.

Dass die Juthungen hier als Teilstamm der Alemannen[37] bezeichnet werden, hat viel Verwirrung gestiftet. Man sollte diese Assoziation nicht unbedingt für bare Münze nehmen, da 1. Ammianus relativ unterschiedslos alle Völker jenseits der Rhein-Iller-Donau-Grenze als Alemannen bezeichnete, 2. sich weder zuvor noch danach eine Verbindung der Juthungen mit den Alemannen konkret nachweisen lässt, und 3. Ammians Behauptung bereits wenige Jahre später von einem Zeitgenossen stark relativiert wurde.

Nahezu zeitgleich zu diesen Ereignissen griffen 7 alemannische Anführer, nachdem sie zuvor mit ihren Leuten zahlreiche linksrheinische Städte unter ihre Gewalt gebracht hatten, vor Argentoratum (Straßburg) die römischen Truppen unter dem soeben erwähnten Barbatio an, während gleichzeitig oberrheinische Laeten sogar das weit entfernte Lyon in Bedrängnis brachten.[38] Der Zeitpunkt des Losschlagens der

36 Vgl. G. Moosbauer: Baiuwarische Gräberfelder in Straubing …, Straubing 2015, S. 4.

37 Zur Diskussion über die Alemannen mehr bei D. Geuenich, Geschichte der Alemannen. Wir selbst verstehen, wenn auch ohne letzte Gewissheit, aber in bester Übereinstimmung mit Agathias (536-582) bzw. Asinius Quadratus, unter „Alemanni“ oder „Alamanni“ alle Mannen, d. h. ein Stammesbündnis westgermanischer Stämme, und weniger eine bestimmte Ethnie bzw. die Nachfahren des germanischen Urvaters *„Mannus“*, wie auch diskutiert wird. Diese Ansicht bezeichnet inzwischen auch J. Drinkwater als „communis opinio“. Vgl. J. Drinkwater: The Alamanni and Rome, Oxford 2007, S. 64.

38 Vgl. Ammianus Marcellinus, Buch 17, Kap. 6. „Barbarische Laeten“ griffen nach Ammianus auch in die Schlacht Kaiser Julians gegen die Alemannen bei Straßburg im selben Jahr ein.

Juthungen gegen die Römer war also günstig gewesen; ob der Angriff den Ereignissen vor Straßburg vorausging oder nachfolgte, ist nicht bekannt.

Ausgezahlt hat sich der Aufstand der Juthungen, wie wir von Ammianus erfahren, für diese nicht.

Die Juthungen zur Zeit Kaiser Valentinians II.

In den Jahren 383 und 384 n. Chr. kam es zu einer weiteren schweren Reichskrise. Als der junge Kaiser **Valentinian II.** (375 – 392 n. Chr.) im Nordwesten des Staatsgebiets plötzlich mit dem Gegenkaiser **Magnus Maximus** (383 – 388 n. Chr.) konfrontiert war, schickte er den berühmten Bischof, Kirchenlehrer und Diplomaten **Ambrosius von Mailand** (339 – 397 n. Chr.) nach Trier, damit er mit Maximus über eine Friedenslösung verhandle.

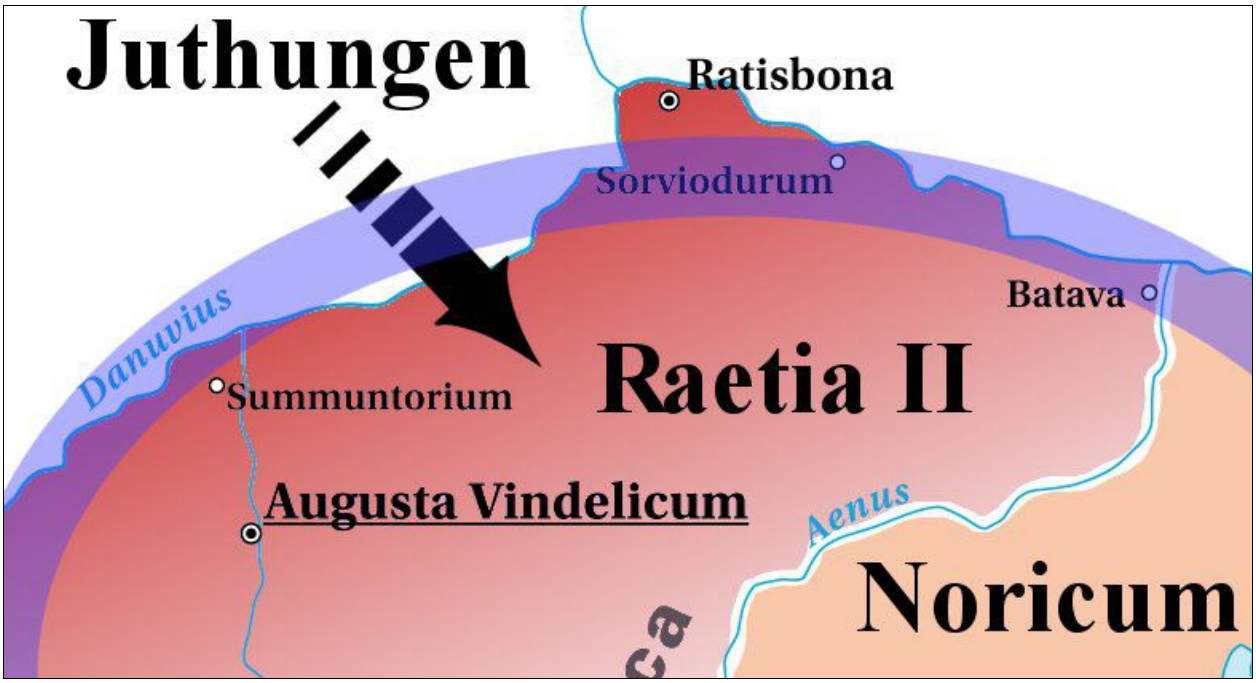
Anschließend erstattete Ambrosius frustriert Bericht in Rom.[39] Wenn man den Worten des Bischofs, der aufseiten des Kaisers Valentinian und seines fränkischen Heermeisters Bauto stand, glauben darf, so muss er den Usurpator Maximus mit harschen Worten angegangen haben:

> *„Quos ego tuos revocari exercitus? Quas de Italia reflexi aquilas? Quos immisit barbaros Bauto comes? Et quid mirum si hoc Bauto fecisset, thransrhenanus genere, cum tu minueris imperio Romano barbarorum auxilia, et turmas translimitanas, quibus commeatus provincialium tributa solvebant? Vide autem quid intersit inter tuas minitationes et Valentinianu augusti pueri mansuetudinem. Tu flagitabas quod barbarorum stipatus agminibus Italiae te infunderes. Valentinianus Hunnos atque appropinquantes Galliae per Alemanniae terras reflexit. Quid habet invidiae, si Bauto barbaros com barbaris fecit decernere? Quoniam dum tu militem Romanum accupas, dum is adversum se utrinque praetendit, in medio romani imperii sinu Juthungi populabantur Rhetias; et ideo adversus Juthungum Hunnus accitus est. Idem tamen quia de finitimo preterebat Alemanniam, et jam de vicina mali urgebat Gallias; coactus est triumphos suos deserere, ne tu timeres. Confer utriusque factum. Tu fecisti incursari Rhetias, Valentinianus suo tibi auro pacem redemit.“*
>
> *„Habe <u>ich</u> etwa Deine Truppen zurückgepfiffen? Welche Truppen* (wörtlich Adler als Feldzeichen) *habe ich von Italien abgelenkt? Welche Barbaren hat unser Gefolgsmann Bauto gegen Dich gehetzt? Es wäre kein Wunder, wenn gerade Bauto, ein gebürtiger Transrhenaner* (also Germane)*, so gehandelt hätte, da Du dem Römischen Reich mit den Hilfstruppen der Barbaren und den* (germanischen) *Heerhaufen jenseits des Limes drohtest, denen schon der Lebensmittelvorrat der Provinzbewohner Tribut zollt. Von barbarischen Heerhaufen umgeben, wolltest Du uns zumuten, Dich in Italien festzusetzen. Valentinian aber hat die Hunnen und Alanen, als sie sich Gallien näherten, durch alemannisches Gebiet hindurch* (wohl mit Geld) *zum Rückzug bewogen. Welche Missgunst kann einen Bauto treffen, wenn er Barbaren in Krieg mit Barbaren verwickelt? Vielleicht der Umstand, dass er, von allen Seiten bedrängt, die Hunnen <u>gegen den Juthungen</u> herbeirief, welche im mittleren Bausch des römischen Reiches Rätien verheerten; wohingegen Du die römischen Soldaten gegeneinander aufhetzest. Weil aber die Hunnen von den benachbarten Stammesgebieten aus begannen, auch Alemannien aufzureiben, ja weil selbst Gallien schon unter schlimmer Invasionsgefahr stand, sah sich Bauto schließlich veranlasst, seine Siegespläne aufzugeben – nur damit <u>Du</u> nicht in Schrecken gerätst! Der Angriff* (freilich der Juthungen) *auf Rätien geht Dein Konto, Valentinian aber hat Dir mit seinem Privatgold den Frieden erkauft!“*

Es besteht kein Zweifel, dass Magnus Maximus vom Oberrhein aus gewisse Germanen-Stämme auf seine Seite gezogen hatte, um seinen Konkurrenten Valentinian in Rom unter massiven Druck zu setzen. Dazu müssen auch die Juthungen gestoßen sein.

39 Brief 24 seiner Briefsammlung, z. B. in Mignes Patrologia Latina, Bd. 16, Sancti Ambrosii Mediolanensis Episcopi Opera Omnia, Paris 1843, Sp. 1035ff.

Ihr Invasionsgebiet nach Rätien ist in diesem Brief relativ genau mit *„in medio romani sinu imperii“* beschrieben. Gemeint ist wohl die Gegend, in der die nördliche Reichsgrenze resp. die Donau einen Bogen macht und damit das territoriale Halbrund der Provinz Raetia II, metaphorisch eine Art von Bausch oder Ausbuchtung (*„sinus“*), beschreibt.



Der anzunehmende Invasionsgebiet der Juthungen nach Ambrosius, vermutlich über die Donaufurten bei Großmehrung hinweg, hinein in die römische Provinz Raetia II. Der blaue Bogen symbolisiert bildhaft den „sinus imperii romani“ .

Heermeister Bauto ließ diese Juthungen, welche offensichtlich bei ihren Raubzügen mehr auf Naturalien aus waren denn auf Geld, durch angeworbene Hunnen mit Erfolg bekriegen und – ähnlich wie 270/271 n. Chr. Kaiser Aurelian – auch nördlich der Donau, d. h. in den eigenen Stammesgebieten niederkämpfen. Denn nur in diesem Fall konnten die Hunnen anschließend von dort aus, wie beschrieben, quer durch die Alemannia fast bis nach Gallien vorzustoßen.

Damit wird durch Ambrosius der Juthungen-Stamm als *„finitimus“* = *„Nachbar“* klar von den Alemannen getrennt und nicht mit diesen zusammengewürfelt, wie durch Ammianus geschehen. Da Ambrosius weitaus authentischer berichtet, muss der *ex post* schreibende Ammianus in diesem Punkt revidiert werden.

In diesem Zusammenhang gilt es zu beachten, dass die Juthungen nach eigenen Aussagen an sich sehr geschickt im Reiterkampf waren. Die Hunnen aber hatten ab ca. 375/376 n. Chr. aus den asiatischen Steppen eine neue Reitkampftechnik nach Europa importiert, die ihnen nun ihren Gegnern gegenüber eine haushohe Überlegenheit verlieh. Mit speziellen Sätteln und Steigbügeln, die bis dahin sowohl den Römern als auch den Germanen unbekannt gewesen waren, war es den Hunnen möglich, blitzschnell mit ihren Pferden zu operieren, quasi stehend im Galopp präzise Pfeile abzuschießen und im Reiten schnell genug den Bogen nachzuladen.

Der technische Rückstand muss für die Juthungen deprimierend gewesen sein.

Ein Jahr nach den Ereignissen schrieb Bischof Ambrosius ein weiteres Mal an Kaiser Valentinian und kam dabei nebenbei auf die Hintergründe des vorherigen Juthungen-Krieges zu sprechen. Diese hatten, so ist zwischen den Zeilen zu lesen, im Gegensatz zu den Bewohnern der römischen Nachbarprovinz südlich der Donau mit Missernten zu kämpfen gehabt und Hunger gelitten.

Es waren also nicht primär die Versprechungen des Maximus, die die Juthungen zum Einfall nach Rätien bewegt hatten, sondern schlichtweg die Aussicht auf Sättigung ihrer hungrigen Mägen!

Auch die vorherige Passage hatte mit dem bildhaften Ausdruck *„commeatus provincialium tributa solvebant … – auch die vollen Scheuern der Provinzbewohner zollten Tribut …“* diesen Sachverhalt schon angedeutet.

> *„Et tamen etiam superiore anno plerasque novimus provincias redundasse fructibus. De Gallis quid loquar solito ditioribus? Frumentum Pannoniae, quod non severant, vendiderunt, et secunda Rhetia*[40] *fertilitatis suae novit (movit?) invidiam. Nam que solebat tutior esse jejunio, foecunditate hostem in se excitavit …“*
>
> *„Bekanntermaßen haben dennoch* (also trotz der schwierigen Witterung) *im Vorjahr die allermeisten Provinzen einen Ernteüberschuss erzielt. Ganz zu schweigen von den gewöhnlich noch reicheren Galliern. Sie haben sogar das Getreide Pannoniens, das sie gar nicht gesät hatten, weiterverkauft. Auch die Raetia II hat wegen ihrer tragfähigen Böden Neid auf sich gezogen; denn genau zu dem Zeitpunkt, als sie vor der Hungernot einigermaßen sicher zu sein pflegte, hat sie wegen ihrer Fruchtbarkeit den Feind ins Land gezogen …“* [41]

Erneut wird bestätigt, dass die Invasion, wohl eher ein Kampf ums Überleben als Ausdruck ungestümer Angriffslust, in die Provinz Raetia II ging, also in das heutige Ober- und Niederbayern jenseits der Donau.

Dass in dieser Zeit der weitgehenden Aushöhlung und Korruption des römischen Staatswesens sogar Getreide aus der Provinz Pannonien bis nach Gallien verschoben wurde, zur Bereicherung der dortigen Patrizier, erfährt man quasi im Nebensatz.

Am Ende bleibt die Frage, ob dieser Angriff durch diejenigen Juthungen erfolgte, die inzwischen in Richtung Osten zu den Quaden abgewandert waren. Wir werden auf diese wichtige Frage noch eine dezidierte Antwort geben.

Vorläufig bleibt der Eindruck, dass die Abwanderung der Juthungen nur einen Teil ihres Stammes betroffen hatte, und ein anderer Stammesteil in Nachbarschaft der Alemannen geblieben war, nun aber durch die angeworbenen Hunnen eine schwere Niederlage hatte einstecken müssen. Um etwaige Unterschiede nicht zu verwischen, sprechen wir künftig von Ost- und West-Juthungen.

---

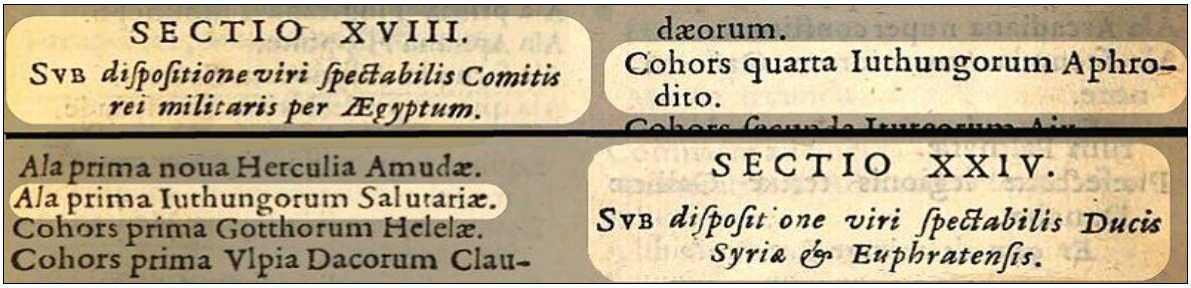
40 Die Raetia secunda war eine im Zug der diokletianischen Reichsreformen im frühen 4. Jahrhundert durch Teilung der vormaligen Provinz Raetia entstandene römische Provinz. Sie umfasste das Land nördlich der Alpen bis zur Donau und wurde im Osten und Westen durch Inn und Iller begrenzt. Ihre Hauptorte waren Augusta vindelicum (Augsburg) und Cambodunum (Kempten). Über den genaueren Umfang des ehemaligen Vindelizien herrscht noch Uneinigkeit.

41 Brief 18, z. B. in Mignes Patrologia Latina, Bd. 16, Sancti Ambrosii Mediolanensis Episcopi Opera Omnia, Paris 1843, Sp. 978.

Die Juthungen und die Markomannen in der Notitia dignitatum

Es soll nicht verschwiegen werden, dass eine Minderheit der Juthungen als Söldner auf die Seite Roms wechselte. Dies wird schon 270/271 n. Chr., spätestens aber nach den Ereignissen der Jahre 357 und 383/384 n. Chr. der Fall gewesen sein, als die Juthungen durch die wiederholten Niederlagen zermürbt waren. Es ist verständlich, wenn einige Abtrünnige einen Strategiewechsel vollzogen oder einfach aus Gefangenschaft nicht mehr zum Heimatstamm zurückkehrten, sondern sich als gut bezahlte Söldner im römischen Heer niederließen.

Im Staatshandbuch *Notitia dignitatum*, das kurz nach 425 n. Chr. zum letzten Mal redigiert wurde und den römischen Truppenbestand um 395 n. Chr. beschreibt, erscheint je eine *„Ala I Iuthungorum Salutariae“* und eine *„Cohors IV Iuthungorum Aphrodito“*, wobei die erste Abteilung in der Provinz Syrien und die zweite in der Provinz Ägypten diente, also weit von der eigentlichen Heimat entfernt.[42]


SECTIO XVIII.
Svb dispositione viri spectabilis Comitis rei militaris per Ægyptum.
dæorum.
Cohors quarta Iuthungorum Aphrodito.
Ala prima noua Herculia Amudæ.
Ala prima Iuthungorum Salutariæ.
Cohors prima Gotthorum Helelæ.
Cohors prima Vlpia Dacorum Clau-
SECTIO XXIV.
Svb dispositione viri spectabilis Ducis Syriæ & Euphratensis.

Auszüge aus historischen Ausgabe der „Notitia dignitatum“, von Philipp Labbé, aus dem Jahr 1651.

Es bleibt allerdings dahingestellt, ob es sich bei den hier erwähnten Einheiten überhaupt um juthungische Verbände handelte oder nicht einfach nur gentile Namensbezeichnungen vorlagen. Denn speziell der *„Ala I Iuthungorum“* sind 4 Kohorten unterstellt, die wiederum nach ganz anderen Völkerschaften, wie z. B. Goten oder Dakern, benannt sind. Aber selbst wenn es echte Juthungen-Einheiten waren, standen bei den in der Spätantike üblichen Mannstärken für Ala und Kohorte nicht mehr als 1000 Juthungen im Sold Roms, möglicherweise alle ehemalige Kriegsgefangene. Dass man sie aber so weit von der Heimat entfernt einsetzte, ist bezeichnend: In Syrien und Ägypten bestand so gut wie keine Desertationsgefahr.

In diesem Zusammenhang lohnt sich ein Vergleich mit den markomannischen Auxiliareinheiten in der Notitia dignitatum, denn es wird später zu diskutieren sein, ob ein juthungischer Stammesverband in Südböhmen etwa mit den in der Nähe siedelnden Markomannen gleichgesetzt werden kann.

Die Herkunft der Markomannen liegt nach wie vor im Dunklen. Es wird vermutet, dass sie zum großen Kreis elbgermanischer Völker gehörten und über lange Zeit überwiegend in Mittel- und Nordböhmen siedelten. Von ihnen ist bekannt, dass sie schon unter dem römischen Klientelkönig Marbod (ca. 8–18 n. Chr.), aber auch zur Zeit der schlimmen Markomannenkriege (166-180 n. Chr.), immer wieder Verhandlungslösungen und Zusammenarbeit mit den Römern suchten.

So siedelte Rom zu einem gewissen Zeitpunkt eine große Zahl von Markomannen südlich der Donau an, in der Provinz Pannonia superior, vermutlich im Wiener Becken bis hin zum Donauknie. Dass dieses Markomannenvolk der Spätantike das Vertrauen Roms genoss und möglicherweise sogar zu einem weiteren Klientelkönigreich erhoben war, erkennt man daran, dass sich aus ihm größere römische Truppenkontingente rekrutieren: In der Notitia dignitatum sind unter den *„vexillationes comitatenses“* die *„equites Marcomanni“*, eine markomannische Reitereinheit, die später in Afrika diente, und unter den *„auxilia palatina“* (Palasthilfstruppen) die beiden Infanterie-Legionen der *„Honoriani Marcomanni senio-*

42 Vgl. O. Seeck (Herausgeber): Notitia dignitatum …, Berlin 1876, S. 60 und 70.

res“ und *„Honoriani Marcomanni juniores“* erwähnt.[43] Vor allem letztere waren grundsätzlich für einen Binneneinsatz *„intra Italiam“* prädestiniert; primär aber sollten sie vor Ort das Donauknie sichern. Als germanische Söldner waren diese Markomannen einem *„tribunus gentis Marcomannorum“* unterstellt, was belegt, dass hier in Diensten Roms eine ganze Völkerschaft und nicht nur ein Haufen Söldner stand.

Über den Zeitpunkt der Anwerbung der Markomannen besteht keine abschließende Gewissheit:

- Noch im Jahr 254 n. Chr. waren markomannische Freischärler bei einem Raubzug bis nach Aquileia gekommen und hatten zuvor Pannonien heimgesucht. Nur 4 Jahre später wendete sich das Blatt: Kurz vor dem Sieg der Postumus-Truppe über die Juthungen vor Augsburg scheint **Gallienus** einen Friedens- und Umsiedlungsvertrag mit dem Markomannenkönig Attalus geschlossen zu haben, zumal der verheiratete Kaiser mit dessen Tochter **Pipa** eine Zeit lang in wilder Ehe lebte.[44] Wenigstens die *„equites Marcomanni“* waren eine Folge dieser Liaison, denn sie sind schon auf einem Papyrus von 286/287 n. Chr. erwähnt.[45] Nach P. Speidel und anderen gilt dies aber auch für die die umfangreichen Fußtruppen.[46]

- Ansonsten könnte die Umsiedlung des Markomannen-Volkes unter dem begabten Reichsverweser **Flavius Stilicho** (362-408 n. Chr.) erfolgt sein, ca. 397 n. Chr., wenige Jahre nach der Teilung des Imperium Romanum in ein Ost- und ein Westreich.[47] Zuvor hatte **Fritigil**, eine zum Christentum konvertierte Königin der Markomannen, den Ratschlag des Mailänder Bischofs Ambrosius befolgt und ihren Mann, einen namentlichen unbekannten König der Markomannen, dazu überredet, mit Rom Frieden zu schließen und sich mit dem ganzen Volk ins Römische Reich integrieren zu lassen.[48] Es ist anzunehmen, dass in der Folge ein weiteres Klientelkönigreich der Römer in der Provinz Pannonia prima[49] entstand, vermutlich mit Hauptsitz nördlich der Donau, auf dem Oberleiser Berg.[50] Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurden die beiden Markomannen-Legionen aufgestellt.

Wir hätten diese Ansiedelung der Markomannen nicht so ausführlich besprochen, wenn sie später, bei der Diskussion des Verschwindens der Juthungen aus der Geschichte, nicht eine enorme Rolle spielen würden. Jedenfalls nehmen sich die in der Notitia dignitatum mit dem Namen *„Juthungen“* belegten Einheiten vergleichsweise bescheiden aus, sodass sich daraus kein so enges Verhältnis zu Rom wie bei den Markomannen ableiten lässt.

Die weitere Geschichte lehrt, dass die Juthungen auch in der Spätzeit des Imperium Romanum eher auf der Feindseite standen.

---

43 Vgl. Seek, Notitia, S. 117, 123, 131, 134 und 197.

44 Vgl. Aurelius Victor, Liber de Caesaribus, 33, 6., auch HA Gall. 21, 3, und HA trig. Tyr. 3,4. Kaiser Gallienus war an sich rechtmäßig mit Salonina, einer gebildeten Griechin oder Dalmatinerin, die ihm drei Söhne geschenkt hatte, verheiratet. Gallienus' skandalöses Verhältnis mit Pipa soll in Rom schlimme Unruhen – „civiles motus longe atrociores“ – ausgelöst haben.

45 Vgl. BGU 11, 2074, II 5.

46 Vgl. P. Speidel: Gallienus and the Marcomanni, in: K. P. Johne, T. Gerhardt, U. Hartmann (Herausgeber): Deleto paene imperio Romano, Transformationsprozesse des Römischen Reiches im 3. Jahrhundert und ihre Rezeption in der Neuzeit, Stuttgart 2006, S. 75f.

47 Im Jahr 395 n. Chr. wurde die Teilung vollzogen. Von diesem Zeitpunkt an lag der östliche Herrschaftssitz in Konstantinopel, im Westen zunächst weiterhin in Rom, ab 403 n. Chr. in Ravenna.

48 Vgl. Paulinus von Mailand, Vita sancti Ambrosii, Kap. 36. Der Vorgang muss sich kurz nach dem April 397 n. Chr. ereignet haben, denn nach Paulinus war Fritigil auf Ambrosius' Schreiben nach Mailand geeilt, um den heiligen Mann kennenzulernen, doch dieser hatte soeben das Zeitliche gesegnet (Todestag 4. April 397 n. Chr.).

49 Viertel unter dem Wienerwald, Burgenland und Westungarn.

50 Die auf dem Oberleiser Berg ergrabenen spätantiken Ruinen könnten, wenn nicht Fritigil und ihrem Mann, u. U. dem „tribunus gentis Marcomannorum“ als Sitz gedient haben.

In der Notitia dignitatum und bei Ammianus Marcellinus sind die Namen der alemannischen Stämme festgehalten, die sich nach Abzug der Römer vom steinernen Limes im ehemaligen Dekumatland verankert hatten: die Bucinobanti im Buchengau bei Mainz, die Raetovarii nördlich der Donau, die Brisigavi im Breisgau und die Lentienses im Linzgau am Bodensee. Sie alle tragen Landschaftsbezeichnungen im Namen. Ganz anders die Juthungi nordwestlich von Regensburg: Ihr Name scheint also in der Tat ein echtes Ethnonym gewesen zu sein, ein Gentilname, der ein reines Germanentum in der Nachkommenschaft eines alten Volkes bzw. eines germanischen Gottes beschrieb und sich hartnäckig hielt – auch in neuen Zeiten.[51]

Die in der Notitia dignitatum und bei Ammianus Marcellinus erwähnten Stämme.

51 Vgl. D. Geuenich: Geschichte der Alemannen, Stuttgart Berlin Köln 1997, S. 37. Auch C. Morrisey: Alamannen zwischen Bodensee und Main, Karlsruhe 2013, S. 20.

Die Juthungen und der Reichsverweser Stilicho

Flavius Stilicho (362-408 n. Chr.), von Geburt halb Römer, halb (germanischer) Vandale, gilt als eines der größten Talente der spätrömischen Politik. Nach einer steilen Militärkarriere im Dienste Ostroms und nach dem Tod Kaiser Theodosius' I. im Jahr 395 n. Chr. beanspruchte der Heermeister die Vormundschaft für dessen minderjährigen Sohn Honorius und wurde damit faktisch Regent.

Die zerrütteten Verhältnisse im römischen Heer und der Mangel an ausreichenden Truppen brachten Stilicho bald auf die Idee, an den Nordgrenzen des Reichs unter Abschluss von Bündnisverträgen eine Pufferzone mit den angrenzenden germanischen Stämmen zu errichten, nicht zuletzt deshalb, damit man sich gemeinsam der Gefahr der westgotischen Invasion erwehre. Der Vertrag mit den Markomannen zugunsten der Provinz Pannonien, auf Anregung des Mailänder Bischofs Ambrosius und der Königin Fritigil, wurde bereits erwähnt. Doch nach ähnlichem Muster sollen auch Verträge für Noricum und Rätien zustande gekommen sein.

Die Bedienungen waren offensichtlich erstmals seit langer Zeit für die betreffenden Germanen so gut, dass über mehrere Jahre Ruhe an der Nordfront herrschte und Stilicho den Großteil seiner Truppen an andere Kriegsschauplätze verlegen konnte. Stilicho kämpfte in der Folge fast ununterbrochen an den anderen Außengrenzen des Reichs, zum Teil mit großem Erfolg, auch gegenüber den Westgoten.

Am Ende aber fiel er beim aufbegehrenden Kaiser Honorius in Ungnade und wurde auf dessen Befehl hin am 22. August 408 in Ravenna ermordet.

Linke Hälfte des sog. Stilicho-Diptychons der Kathedrale von Monza, um 400 n. Chr.

Es ist nicht *expressis verbis* erwähnt und dennoch nahezu sicher, dass es die Juthungen waren, die von der Tatkraft und Umgänglichkeit Stilichos, seiner *„mansuetuo“*, profitierten:

Indirektes Zeugnis darüber gibt der Hofdichter **Claudius Claudianus** (ca. 370–404 n. Chr.) ab, nach ihm auch **Sidonius Apollinaris**.

Hören wir zunächst Claudianus, in seinem Epos über den gotischen Krieg. Er berichtet davon, dass um 395 n. Chr. oder etwas später die Stämme nördlich der Donau ältere Verträge, vielleicht aus der Zeit Valentinians II., nicht mehr eingehalten hätten:

> *„Iam foedera gentes exuerant Latiique audita clade feroces Vindelicos saltus et Norica rura tenebant …“*
>
> *„Schon hatten die Stämme ihre Bündnisverpflichtungen abgelegt und nahmen, angriffslustig geworden durch Roms Niedergang, Noricums Fluren und Vindeliziens Wälder in Beschlag …“*[52]

52 Vgl. hier und im Folgenden Claudianus, De bello Pollentino sive Gothico, Verse 363ff, 414f und 423ff, in: MGH AA 10, S. 273ff.

Dass es vornehmlich juthungische *„gentes“* waren, die damals Vindelizien (als Synonym für die ganze Raetia II) eingenommen hatten, erfahren wir im nächsten Kapitel durch Sidonius Apollinaris.

Zunächst muss es örtlichen römischen Truppen unter Stilicho gelungen sein, den Ansturm aufzuhalten:

> *„Adcurrit vicina manus, quam Raetia nuper Vindelicis auctam spoliis defensa probabit …“*
>
> *„Da kamen Truppen aus der Nachbarprovinz herbei, die neulich Rätien vor den Vindelikern kühn und belohnt mit Beute verteidigten …“*

Wenige Zeilen später scheinen die angriffslustigen Germanen unter dem Verhandlungsgeschick Stilichos plötzlich handzahm geworden zu sein:

> *„Germania quondam illa ferox populis, quae vix instantibus olim principibus tota poterat com mole teneri, iam sese placidam praebet Stilichonis habenis ut nec praesidiiis nudato limite temptet expositum calcare solum nec transeat amnem, incustoditam metuens attingere ripam …“*
>
> *„Germaniens Stämme, einst so wild, die vormals unsere Kaiser kaum und nur unter höchstem Druck in Schach halten konnten, erweisen sich jetzt als so sanft und friedlich unter Stilichos Zügel, dass sie jeden Versuch unterlassen, das offene Gebiet jenseits des befestigungslosen Grenzstrichs zu betreten, über den Strom* (freilich die Donau) *zu setzen, ja sich sogar scheuen, auch nur einen Fuß auf das unverteidigte Ufer zu setzen …“*

Der Sachverhalt ist unmissverständlich: Oberster Heermeister und Reichsverweser Stilicho hatte in Analogie zu den Markomannen so viel Verständnis für die Juthungen und Anrainervölker gezeigt und ihnen so gute Vertragsbedingungen angeboten, dass sie sich nicht nur freiwillig hinter die Donau, sondern sogar hinter den längst aufgegebenen, steinernen Limes zurückzogen, um den Verhandlungsausgang nicht zu stören!

Es ist möglich, dass damals den juthungischen Verbänden, die südlich der Donau, in der vormals römischen Provinz Raetia II, operiert hatten, analog zu den Markomannen ein Klientelkönigreich mit weitgehender Autonomie in Aussicht gestellt wurde – mit der Option, dass nach mehr als 200-jährigem Kampf endlich Friede herrsche!

Soviel zu weitsichtigen und geradezu revolutionären Politik eines Stilicho.

Die Entspannungsphase währt dennoch nicht lange. Ob das geplante Klientelkönigreich je zustande kam, bleibt dahingestellt. Denn mit Stilichos gewaltsamem Tod war dem Freundschaftskurs gegenüber den Germanen ein vorzeitiges Ende bereitet und die alten reaktionären Kräfte Roms hatten wieder das Sagen!

Die Juthungen und der römische Heermeister Flavius Aetius

Der Verfall des Römischen Reiches war trotz allem nicht mehr aufzuhalten. Circa 30 Jahre nach dem Friedensintermezzo mit Stilicho sahen sich die Juthungen zu einem weiteren Einfall auf römisches Staatsgebiet genötigt, wurden aber vom letzten großen Feldherrn Westroms, **Flavius Aetius** (429 – 454 n. Chr.), erneut gestellt und unter Verlusten geschlagen.

Hiervon berichtet der gallorömische Aristokrat und Dichter **Sidonius Apollinaris** (ca. 431 – 479 n. Chr.). Sidonius war zunächst Stadtpräfekt in Rom gewesen, ehe er Bischof von Clermont in der Auvergne wurde. Unter seinen Carmina findet sich folgende Eloge auf den gallorömischen Senator und Schwiegervater des Sidonius, **Eparchius Avitus**.[53] Man schrieb damals das Jahr 429 oder 430 n. Chr.:

> *„Aetium interea, Scythico quia saepe duello est | edoctus, sequeris; qui, quamquam celsus in armis | nil sine te gessit, cum plurima tute sine illo. | Nam post Iuthungos et Norica bella subacto | victor Vindelico Belgam, Burgundio quem trux | presserat, absolvit iunctus illic | cursu Herulus, Chunus iaculis Francusque nanatu | Sauromata clipeo, Salius pede, falce Gelonus …“*
>
> *„Unterdessen hast du Aetius begleitet, der sich in den skythischen Kriegen hervorgetan hat. So waffenberühmt er auch war, er unternahm nichts ohne dich, du jedoch das meiste ohne ihn. Denn nach* (dem Sieg über die) *Juthungen, den norischen Kriegen, nach der Unterwerfung der Vindeliker befreite er im Verein mit dir die Belger, die von den wilden Burgundern bedrängt waren. Er übertraf dabei den Heruler im Lauf, den Hunnen im Speerkampf, den Franken im Schwimmen, den Sarmaten in der Schildwehr, den Salier im Laufen und den Gelonen im Kampf mit dem Krummsäbel …“*[54]

Hier wird also Avitus als rechte Hand des Feldherrn und dreimaligen Konsuln Flavius Aetius im erfolgreichen Kampf gegen die Juthungen dargestellt. Notabene: Aetius ist als derjenige Feldherr in die Geschichtsbücher eingegangen, der Jahre später auf den Katalaunischen Feldern den entscheidenden Sieg über die Hunnen errang und damit die Slawisierung Europas verhinderte.

Juthungen und Noriker sind in dieser Textstelle in einem Atemzug genannt. Der *„Sieg über den unterworfenen Vindeliker“* zielt u. U. auch auf die Juthungen ab, falls diese unter Stilicho wirklich nach Vindelizien eingewandert waren. Alternativ hätten einige Kleinstämme, die seit der Besetzung der Transitrouten und Täler durch Drusus im Jahr 15 v. Chr. im Hochgebirge zurückgezogen lebten und weiter unter den Namen *„Vindeliker“* firmierten, mit den Juthungen und Norikern gemeinsame Sache gemacht.

Was die Rolle der Juthungen anbelangt, so wurden die Angaben des Sidonius in den Chronica des **Hydatius**[55] für das Jahr 430 n. Chr. bestätigt:

> *„Per Aetium comitem, haud procul de Arelate, quaedam Gothorum manus exstinguitur, Anaolso optimate eorum capto. Juthungi per eum similiter debellantur et Nori …“*
>
> *„Durch Graf Aetius wurde nahe Arles ein Trupp der Goten ausgelöscht, nachdem ihr Anführer Anaolsus gefangen genommen worden war. Die Juthungen werden von ihm ähnlich niedergekämpft, die Norer auch …“*[56]

Eine **altfranzösische Chronik** aus der Hand Prosper Tiros bestätigt für die Zeit des oströmischen Kaisers Theodosius II. denselben Sachverhalt, relativiert ihn allerdings etwas:

---

53 Avitus bestritt eine beispiellose Karriere: Zunächst diente er unter dem Reichsfeldherrn Flavius Aetius, bevor er 437 n. Chr. in dessen Nachfolge selbst Heermeister, später auch noch Prätorianerpräfekt, Diplomat und am Ende unter dem Westgoten Theoderich II. sogar römischer Kaiser wurde.

54 Vgl. MGH, Auctores antiquissimi 8, Gai Solii Apollinaris Sidonii carmina, VII, Vers 230ff.

55 Bischof von Chaves in Portugal, um 395 – 469 n. Chr..

56 Vgl. MGH SS Chronica minora 11, a. a. O., S. 21f.

„Aetius dux utriusque militiae. Noros domat rebellantes ad annum 431. Aetius Iuthungorum gentem deleri intendit …“

„Aetius wird Führer beider Heere. Die rebellierenden Norer bezwingt er im Jahr 431 n. Chr.. Aetius bemüht sich, das Volk der Juthungen zu vernichten …“[57]

Hier steht nicht, dass der geplante Völkermord an den Juthungen gelungen wäre, sondern nur, dass die Initiative dazu ergriffen war. Auch hätten nur die ortsansässigen Noriker rebelliert, vermutlich, weil sie unter den zu hohen Tributforderungen Roms litten, nicht aber die Juthungen, für die eine ganz andere Formulierung als *„rebellantes“* reserviert ist. Dies klingt aber nach *„Einfall in Rätien“* und nicht nach Vorbesiedelung desselben.

Insofern sind wir uns nicht so sicher wie einige Althistoriker,[58]dass die von Stilicho geplante Ansiedlung der Juthungen im Voralpenland wirklich geglückt war, zumal für eine Dauerbesiedlung der Alpen durch die Juthungen das archäologische Substrat fehlt. Worin dieses besteht, dazu mehr später.

Von nun an schweigen alle Schriftzeugen zu den Juthungen, später als im Jahr 430 n. Chr. sind sie nicht mehr erwähnt.

Der endgültige Zusammenbruch des Imperium Romanum ist für den Bereich des Noricum ripense, den donaunahen Abschnitt Noricums, relativ gut in Eugippius' *„Vita Sancti Severini“* geschrieben.[59] Dabei ist von marodierenden Alemannen, aber auch von gefährlichen Rugiern nördlich den Donau die Rede, und von den Evakuierungen der römischen Donaustädte durch den heiligen Severin, aber nicht von den Juthungen.

Die Frage, ob der Stamm plötzlich erloschen ist oder sich ganz zurückgezogen hat, oder ganz einfach nur deshalb nicht mehr erwähnt wurde, weil er, wie manche Forscher vermuten, im Oberbegriff *„Alemannen“* aufging, werden wir in der Folge untersuchen.

57 Vgl. MGH, SS 9, Chronica minora saec. IV. V. VI. VII, S. 658.

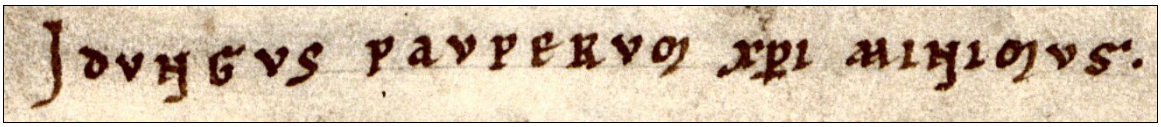
58 Darauf, dass zu Aetius' Zeit juthungische Siedlergruppen möglicherweise längst im Voralpenland saßen oder dieses wenigstens besetzt hielten, hatten einige Althistoriker im 19. Jahrhundert hingewiesen. Vgl. A. Mang: Historische Abhandlung über Vindelicien, Rätien und Noricum, Neuburg 1846, S. 11 Fußnote, wobei sich Mang seinerseits auf den Althistoriker A. Buchner (1776-1854) berief, der ab 1820 die „Geschichte Baierns“ in mehreren Bänden herausgab.

59 Vgl. Eugippius, Vita Sancti Severini, z. B. Reclam-Ausgabe von T. Nüsslein, Stuttgart 1999.

Der Name der Juthungen im süddeutschen Sprachraum

Interessanterweise hat sich der Name dieser legendär kämpferischen und widerstandsfähigen Juthungen im süddeutschen Sprachraum in einigen Ortsnamen und in einem Vornamen erhalten.

- Der Ort **Gauting am Lech** wurde bereits erwähnt; hier sind allerdings die Zusammenhänge linguistisch nicht sicher belegbar.
- In einem Manuskript aus St. Emmeram in Regensburg (Ende 11. bis Mitte 12. Jhd.) hat sich der Name *„Juthunge“* in dem höchst seltenen Eigennamen eines gelehrten Mönchs erhalten. Als ***„Idungus von Prüfening“*** zählte er sich laut Titel des Manuskripts *„zu den Geringsten der Pauperes Christi“.* Idung war nach einer vermuteten Laufbahn als Zisterzienser um 1145 n. Chr. in das Kloster Prüfening als Mönch eingetreten und verglich in seinem *„Argumentum super quattuor quaestionibus“*, einem fiktiven Dialog zweier Mönche, die Reformvorhaben von Kluniazensern und Zisterziensern.[60]



Aus dem Incipit MS BSB Clm 14349.

- Heute findet sich derselbe Name **Idung** als einziger Familienname Deutschlands in einem Telefonbuch von Osnabrück.
- Die Marktgemeinde **Igensdorf** im LK Forchheim in Oberfranken hieß 1146 noch Idungestorf.[61] Dem Sprachforscher E. Schwarz zufolge soll der Name auf den Eigennamen *„Idung“* alias *„Eodung“* oder *„Eodunc“* zurückgehen, der seinerseits eine Reminiszenz auf die Juthungen darstellt.[62]
- Dasselbe gilt für den Markt **Jedenspeigen** an der March in Niederösterreich, der 1113 erstmals urkundlich *„Hiedunspeigun“*, 1142 *„Ydungespeuge“* und *„Hierdungespuigin“* geschrieben wurde. Hier gilt zu beachten, dass wir später genau für diese Gegend mit archäologischen Mitteln eine Verbindungszone von Juthungen und Quaden nachweisen.
- Ob für den in einem Passauer Codex des 9. Jahrhunderts erwähnten, heute abgegangenen Ort ***„Eotindorf… ad Chalpaha“*** in Niederbayern dasselbe gilt, muss dahingestellt bleiben.[63] Der Ort ist nicht näher lokalisierbar, die Juthungen sind in Niederbayern ansonsten nicht nachgewiesen.
- E. Schwarz hatte seinerzeit das auf der Hochebene über Berching liegende **Jettingsdorf** vergessen, das in unserer Arbeit über den Caracalla-Feldzug gegen die Juthungen im Jahr 213 n. Chr. wegen der strategisch bedeutsamen Lage eine besondere Rolle spielt.[64] Die erst im 19. Jahrhundert aufgekommene Schreibweise verrät in keiner Weise, dass es sich ursprünglich um ein *Juthungdorf* handelte! So schrieb sich der Ort im Jahr 1186 *„Ydungesdorf“.* Anlässlich der Verhandlungen für den Gaimersheimer Vertrag von 1305 (Auseinandersetzung des Hirschbacher Erbes) taucht die Ansiedlung erneut als *„Ydungsdorf“* oder *„Ydingsdorf“* auf, an anderer Stelle als *„Uotinsdorf“.* Von Ickstatt nennt es 1751 in seiner Verteidigungsschrift des Landgerichts Hirschberg *„Ydungsdorf“.*

60 Vgl. Johannes Cassianus, Idung von Prüfening, MS BSB Clm 14349, und F. Helmer: Clm 14349, Johannes Cassianus: Idung von Prüfening, München 2009, mit weiteren Quellen.
URL: http://bilder.manuscripta-mediaevalia.de/hs//projekt-BSB-Emmeram-pdfs/Clm%2014349.pdf.

61 Vgl. MB 29, 1, S. 287.

62 Für diesen und die beiden folgenden Orte vgl. E. Schwarz: Die Herkunft der Juthungen, in: Jahrbuch für Fränkische Landesforschung, Bd. 14, Erlangen-Kallmünz 1954, S. 6.

63 Vgl. MB 28b, S. 19.

64 Vgl. Robl, Ehekamm, a. a. O.

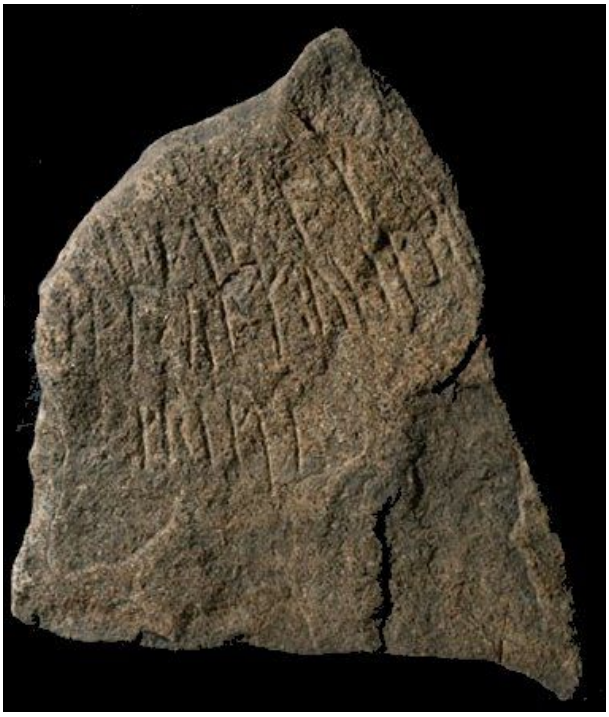
Skandinavische Quellen und Hinweise

Der Leser wird vielleicht überrascht sein, doch wir wechseln nun ca. 1000 km nach Norden:

Der Runenstein von Reistad/Südnorwegen

Im Jahr 1857 oder 1858 wurde auf der Insel Hidra an der südnorwegischen Küste, genauer gesagt im Hof Reistad, ein Runenstein aus Hornblendegranit aufgefunden, der heute in der Altertümersammlung des Kulturhistorischen Museums Oslo aufbewahrt wird. Der stumpfförmig-dreieckige, eine ungefähre Kantenlänge von 60 cm aufweisende Stein trägt die dreizeilige Runen-Inschrift:

„Iuþingaʀ (e)*k Wakraʀ unnam wraita."*



Der Runenstein von Reistad.

Über diesen Stein ist viel Gelehrtentinte geflossen.[65] Einige Forscher folgen dem Vorschlag von W. Krause, wonach es sich um ein Grabmonument mit folgendem Text handeln müsse:

„Iuthung (liegt hier)*. Ich, Wakraz verstehe es,* (in Runen) *zu schreiben."*

Allerdings ergibt diese Deutung als Grabstein eine ungewöhnliche Text-Gewichtung zugunsten des Schreibers und zulasten des Verstorbenen. Deshalb fragen wir uns, ob hier nicht einfach zu lesen ist:

„Ich, der Juthunge Wakraz, beherrsche die Runenschrift."

Analoge Formulierungen sind von anderen Runensteinen her bekannt.

Die Datierung des Reistad-Steines ergibt, zumal seine Fundsituation wenig spezifiziert ist, große Schwierigkeiten. Grundsätzlich kommt ein breiter Rahmen von der frühen Germanenzeit (2. Jhd. n. Chr.) bis zur späten Wikingerzeit (11. Jhd. n. Chr.) infrage. Aktuell herrscht – wohlgemerkt ohne nähere Begründung – die überwiegende Meinung, der Stein von Reistad sei um 450 n. Chr. entstanden. Wir werden später eine ähnliche Inschrift vorstellen, die sicher aus der Zeit vor 200 n. Chr. stammt.

Für die vorliegende Arbeit gewinnt dieser Stein eine außerordentliche Bedeutung, da er ein authentisches Schriftzeugnis des nordischen Wortes *„Juthunge"* darstellt – sei es als Eigenname oder als Bezeichnung der Landsmannschaft, sei es als frühes oder als spätes Objekt. Der Sprachforscher L. Rübekeil hat in einer Arbeit den Zusammenhang dieser Runeninschrift mit den Juthungen infrage gestellt, allerdings dabei eingeräumt, dass die Juthungen Nordgermanen gewesen sein könnten, dann allerdings mit einem *„urnordischen"* Dialekt, der bisher bekannte Lautgesetze relativiere.[66]

---

65 Eine Wertung findet sich bei A. Bammesberger: Die Runenschrift auf dem Stein von Reistadt, in: Historische Sprachforschung/Historical linguistics, B. 109, 1. H. (1996); S. 117ff. Eine Übersicht der verschiedenen Lesarten im Runenprojekt der Universität Kiel: http://www.runenprojekt.uni-kiel.de/abfragen/deutungmitsyntax2.asp?findno=70&ort=Reistad&objekt=Stein&AFB=R.

66 Vgl. L. Rübekeil: Der Name Iuthungi, im Symposions-Band von H.-P. Neumann (Herausgeber): Alemannien und der Norden, Ergänzungsband 43 des Reallexikons der Germanischen Altertumskunde, Zürich 2004, S. 132ff, hier S. 135. Rübekeil nimmt in seiner Kritik vor allem Bezug auf E. Schwarz und seine Ableitung der Juthungen als „Nachkömmlinge" der Eudosen. Die Beurteilung der linguistischen Feinheiten muss Fachleuten vorbehalten bleiben. Uns hat die Arbeit Rübekeils nicht überzeugt, wir halten uns an die bekannten epigrafischen Varianten.

Der Begriff *„jóðungri“* in der altnordischen Edda

Als Edda werden zwei unterschiedliche Dichtungen in altisländischer Sprache bezeichnet, welche im 13. Jahrhundert niedergeschrieben wurden – unter Rückgriff auf uralte, zunächst mündlich, ab dem 10. Jahrhundert auch schriftlich tradierte Götter- und Heldensagen Skandinaviens. In der um 1270 entstandenen **Lieder-Edda**, auch als die ältere Edda bezeichnet, findet sich u. a. die **Sage von Sigurd, dem Drachentöter**, festgehalten in 3 Liedern. Der 37. Vers im 3. Sigurd-Lied, Sigurdarkviða Fafnisbana thridja aus dem sog. Codex regius,[67] enthält folgende Zeilen der Klage Brünhilds über ihren Bruder, den Hunnenkönig Atli:

> *„Ok mér Atli þat | einni sagði, | at hvárki lézk | höfn of deila, | gull né jarðir, | nema ek gefask létak, | ok engi hlut | auðins féar, þá er mér jóðungri | eigu seldi | ok mér jóðungri | aura talði …“*[68]

Die Übersetzung Karl Simrocks lautet:

> *„Doch sagte Atli das mir allein, er gebe die Hälfte der Habe mir nicht, der Macht noch des Goldes, vermählt denn wär' ich. Auch würde mir nichts des erworbenen Guts, das schon der Vater früh mir schenkte, des Goldes und Gutes, das er mir gab als Kind …“*[69]

Der zweifache Begriff *„mér jóðungri“* meint hier in altisländischer Sprache nichts anderes als *„mir als Juthungin“,* in der weiblichen Variante, abgeleitet von altisländisch *„jóð“*, d. h. *„Nachfahre, Abkömmling“,* analog im Gotischen *„euþa“*, wie z. B. im Namen *„Eutharicus“*. Der Begriff wird von K. Simrock etwas frei als *„Kind“* übersetzt, meint aber präziser den leiblichen Nachfahren, in diesem Fall die leibliche Tochter. Die Walküre Brunhild ist also hier als Juthungin bezeichnet.[70] Im Plural würde man auch von den *„legitimen, echten Nachkommen“* sprechen können.

---

67 Zum literarischen Hintergrund vgl. die Legende von Sigurd und Gudrun, Kurzdarstellung in Wikipedia: https://de.wikipedia.org/wiki/Die_Legende_von_Sigurd_und_Gudrún.

68 Auszug aus: Guðni Jónsson (1901-1974, Transkriptor): Eddukvæði, Sæmundar-Edda, Sigurðarkviða in skamma, Island 1943–45.

69 K. Simrock: Die Edda, die ältere und jüngere nebst den mythischen Erzählungen der Skalda, 6. Auflage, Stuttgart 1876.

70 Auch bei dieser Deutung hat der Linguistiker L. Rübekeil sein apodiktischs Veto eingelegt: Die innere Verwandtschaft des Namens *„Juthung“* von altisländischen *„jóð“*, wie sie K. Müllenhoff, aber auch E. Schwarz propagiert hatte, würde den Ablauf der Sprachentstehung unter chronologischen Gesichtspunkten geradezu auf den Kopf stellen. Vgl. L. Rübekeil, a. a. O., S. 132ff. Das Postulat einer gemeinsamen Urform, die von Rübekeil nicht in Betracht gezogen wurde, löst u. E. den Widerspruch auf. Damit bleiben wir bei der traditionellen und allgemein anerkannten Deutung des Wortes *„Juthung“* als *„Nachfahre, Abkömmling“*.

Die Juthungen als Relikte in südskandinavischen Ortsnamen

Ungeachtet der die Phonetik überstrapazierenden und mitunter spitzfindig wirkenden Kritik der Linguistik manifestieren nach unserem Dafürhalten nicht nur der Stein von Reistad die nordgermanische Herkunft der Juthungen, sondern auch die Tatsache, dass sich ihr Name ähnlich wie in Süddeutschland und Österreich bis heute in zwei südskandinavischen Ortsnamen erhalten hat. Später werden wir Grabfunde vorstellen, die diese Sicht der Dinge außerordentlich unterstützen.

Ein kleines Kirchdorf in hügeligen **Nordostjütland** heißt noch heute **Yding**. Es handelt sich hier um die dänische Variante von *„Juthung“* und im Übrigen um einen Ort in einer Archäologie-Zone, die von erheblicher Wichtigkeit für das Verständnis der Juthungen ist. Hierzu mehr später.

Die Ydinge Kirke am Ortsrand von Yding. Aufnahme vom August 2017.

Eine benachbarte Anhöhe, **Yding Skovhøj** oder *„Ydinger Waldhöhe“*, trägt drei bronzezeitliche Hügelgräber. Mit 172,35 m Höhe galt der Waldberg bei Yding lange Zeit als die höchste Erhebung Dänemarks, bis der Titel wegen artifizieller Überhöhung (Hügelgrab!) aberkannt und dem nahen **Ejer Bavnehøj** zuerkannt wurde, dem nach neuesten Messungen der Titel allerdings auch nicht gebührt.

Parkplatz am Gipfel der Ydinger Waldhöhe. Der Steinring ist neuzeitlich, soll auf die Bedeutung des Orts hinweisen.

Vom Gipfel der Ydinger Waldhöhe genießt man einen weiten Rundblick, über das Örtchen Yding hinaus bis hin zu der nördlich angrenzenden Seenplatte, mit dem **Mossø** als größtem Gewässer. Die Bedeutung dieses Sees und seines östlichen Zuflusses, des **Illerup Å**, wird in einem eigenen Kapitel dargestellt.

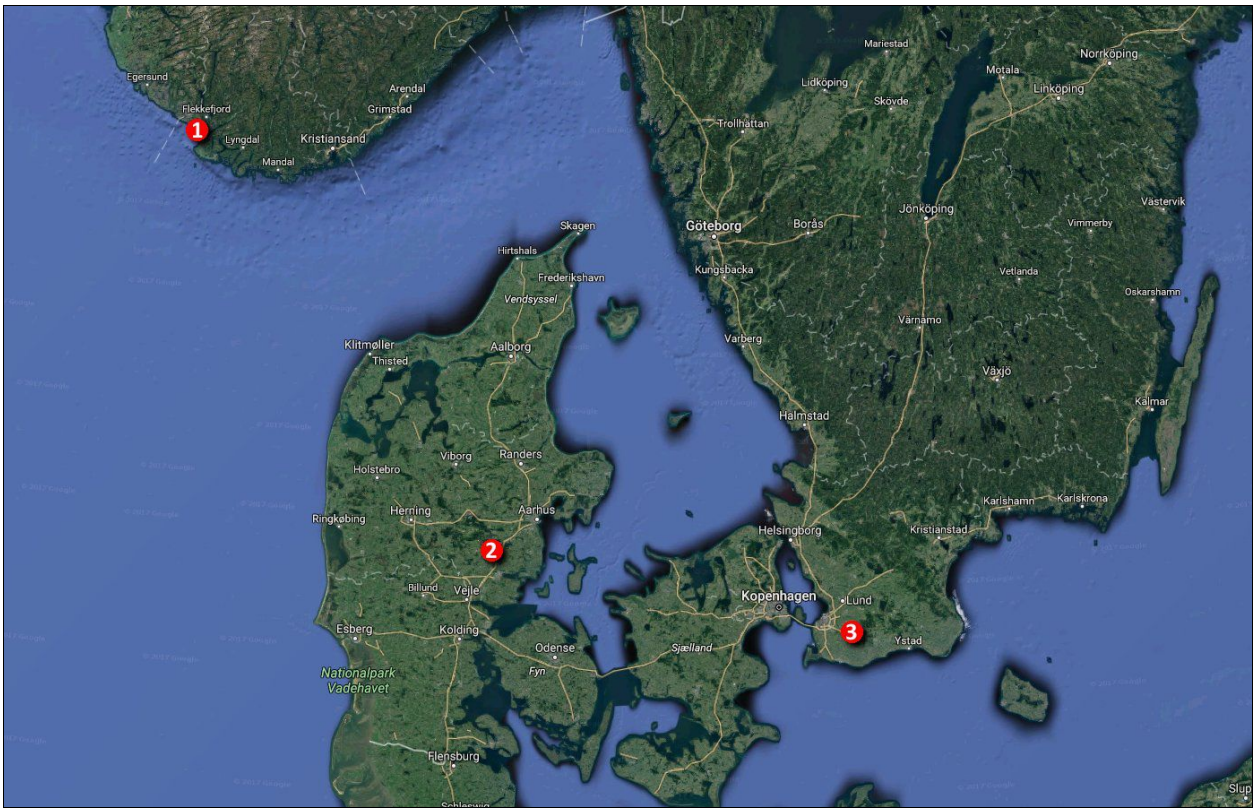
Der Mossø, nördlich von Yding.

Ca. 220 km östlich von diesem geschichtsträchtigen Ort, jenseits der mit Brücken überspannten Meerengen Storebælt und Øresund, findet man auf der **südschwedischen Halbinsel Schonen** inmitten einer herrlichen Parklandschaft den versteckt liegenden **Yddingesjön**, kurz auf schwedisch *„der Yddingen“* oder auf deutsch *„der Juthungen-See“*. Namensgebend für den stillen See ist der nördlich gelegene, unscheinbare Weiler **Yddinge**, der heute nur aus einem Bauernhof und einem weiteren, etwas heruntergekommenen Anwesen besteht.

Der Yddingesjön dient mit seinen herrschaftlichen Anwesen und einem mondänen Golfplatz an den Ufern betuchten Schweden aus Göteborg und Malmö als Freizeit- und Erholungslandschaft.

Wie auf der dänischen Seite handelt es sich auch hier am Yddingesjön in Südschweden um einen uralten Kulturraum, dessen Besiedelung kontinuierlich bis in die Jungsteinzeit zurückgeht, wie der Fund von mehr als 12000 Silex-Klingen in der Umgebung belegt.[71]

71 Vgl. Kap. „Yddingesjön och stenåldersarkeologin“ (Yddingesjön und Steinzeitarchäologie) in: P. Karsten: Dansarna från Bökeberg, Om jakt, ritualer och inlandsbosättning vid jägarstenålderns slut, Riksantikvarieämbetet Arkeolo-



Orte mit dem Nachweis des Namens „Juthunge“ in Südskandinavien: 1 = Die südnorwegische Insel Hidra mit dem Hof Reistad, 2 = das Kirchdorf Yding in Jütland, 3 = der Weiler Yddinge und der See Yddingesjön in Südschweden.

Des Weiteren findet man in Dänemark des Öfteren den Eigennamen *„Yding“*, sowohl als Vor- als auch als Familienname. Auch hier ist die Wurzel *„Juthunge“* anzunehmen.

Wenn man die unzweideutigen Orts- und Eigennamen und die Inschrift auf dem Runenstein von Reistadt berücksichtigt, so richtet sich bei der Suche nach der Urheimat der süddeutschen Juthungen erstmalig der Blick auf die skandinavischen Ostsee-Anrainerstaaten, auf die Küsten und küstennahen Regionen Südnorwegens, Südschwedens und Jütlands.

Wegen des doppelten Nachweises von nahen Binnenseen stellt sich *a priori* die Frage, ob die frühen Juthungen nicht ein Fischervolk waren.

giska Undersökningar Skrifter 37, 2001, S. 13ff.

Die Juthungen und ihr Verhältnis zu den Jüten

Zu den **Angeln** und **Sachsen**, die im 5. Jahrhundert unter dem Druck der Dänen von der kimbrischen Halbinsel und der Nordseeküste nach Südengland abwanderten, stieß bekanntlich das Volk der **Jüten**, welches zuvor schwerpunktmäßig das heutige Jütland – daher der Name! – bewohnt hatte. Im Gegensatz zu den beiden anderen Volksstämmen ließen sich die Jüten vornehmlich in der englischen **Grafschaft Kent** und auf der **Isle of Wight** nieder und nahmen so an der Landnahme Britanniens und der Entstehung der altenglischen Sprache teil.

Schon um 1870 war dem englischen Runologen D. H. Haigh bei der Analyse der wenigen Runensteine Kents gewisse Schriftanalogien zu jütländischen, südschwedischen, südnorwegischen sowie nord- und mitteldeutschen Schriftzeugnissen aufgefallen (z. B. der Stein von Reistad). Deshalb hatte Haigh daraus geschlossen[72], dass die *„Jutes“* (Jüten) im Grunde genommen mit den Juthungen gleichzusetzen wären, und die einzigen Unterschiede rein chronologischer Art sind:

> *„The Swewe-Juthings of Swabia, and the Jutes of Jutland, Kent and Wight are so many scions of that 'gens longe maxima et bellicosissima Germanorum omnium' …“*
>
> *„Die Sueben-Juthungen aus Schwaben und die Juten von Jütland, Kent und Wight sind nichts andres als viele Sprossen jenes 'bei weitem am größten und kriegerischsten Stammes aller Germanen'“.*

Wir denken, dass man diesen Satz, der auf die bereits erwähnten Sueben anspielt,[73] zunächst so stehen lassen kann, zumal nichts eindeutig dagegen spricht.

Die Namen *„Jüten“* oder *„Juten“,* dän. *„Jyder“,* wären demnach eine Kurzform von Juthungen, reserviert für ihre Nachfahren des 5. Jahrhunderts aus Jütland (dän. *„Jylland“*).

Der mögliche Zusammenhang zwischen Jüten und Juthungen wurde zeitgleich auch in Deutschland in den Raum gestellt.[74]

Obendrein besteht eine Wortverwandtschaft der Juten mit den *„Eotona“* und *„Iotar“* der ostenglischen und altnorwegischen Mythologie, also mit jenen sagenhaften Riesen, die auch *„Jötunn“* heißen und der Sage nach im norwegischen *„Jotunheimen“* wohnen, in einem Gletschergebiet in der höchsten Gebirgskette Skandinaviens, jenseits aller belebten Welt.

Soviel zu den Bezügen der Juthungen nach Skandinavien und Großbritannien. Nicht ohne Grund werden wir bei der Besprechung des archäologischen Substrats der Juthungen in diese Länder zurückkehren.

---

72 Vgl. D. H. Haigh: Notes in illustration of the runic monuments of Kent, in: Archaeologica Cantiana, Bd. 8, 1872, S. 164ff, u. a. S. 261 und S. 76, Fußnote 2: „As the Amalas Amalungs, Denas Denings, so are the Juthungi or Jotungi of the geographers and historians of the later empire the Jutae of Venerable Beda and other annalists, the Jotas, Jutas or Jutna-gynn of our Old English Chronicle.“

73 Hier die Sueben in Caesars Gallischem Krieg, Buch 4, Kapitel 1.

74 Vgl. W. Obermüller: Deutsch-keltisches, geschichtlich-geografisches Wörterbuch, Berlin 1872, Stichwort „Jüten“, S. 138.

Zwischenbilanz

In der Quintessenz der vorangegangenen Kapitel wird der Stamm der Juthungen in einer eigenartigen Dichotomie spürbar:

- Zu einen findet man die Spuren der Juthungen in ihrer skandinavischen Urheimat, deren Rahmen durch Namensanalogien wenigstens grob zwischen Jütland, Südschweden und Südnorwegen abgesteckt werden kann. Zum anderen treten die Juthungen über Hunderte von Kilometern weiter südlich als ein von oströmischen Schriftstellern als Römerschreck geschildertes, aggressives Barbarenvolk auf.
- Dabei teilte sich der Stamm nördlich des rätisch-pannonischen Limes in zwei weitere, deutlich voneinander entfernt liegende Stammesgebiete auf, weshalb wir künftig von Ost- und West-Juthungen sprechen. Doch auch in dieser Trennungssituation hatten die Juthungen nichts anderes zu tun, als immer wieder getrennt oder vereint die Grenzen des Imperium Romanum zu überrennen und die Bewohner der römischen Nordprovinzen in Angst und Schrecken zu versetzen.

Dass es zum Ende des 3. Jahrhunderts zu einer Abwanderung von Teilen der Juthungen nach Osten gekommen sein muss, fast bis ins Gebiet der Quaden, stellen nicht nur die Tabula Peutingeriana, sondern auch ein Panegyricus zugunsten des Kaisers Constantius Chlorus und eine gemeinsame Verwandtschaft der Quaden und Juthungen mit den Semnonen in den Raum. Wir werden darauf zurückkommen.

Zwischen 260 und 430 n. Chr. sind mindestens 6 juthungische Angriffswellen quellenmäßig erfasst, vermutlich waren es mehr. Allerdings lässt die klischeehafte Stereotypie der meisten Schilderungen – römische Feldherren besiegen mit einer Minderzahl an eigenen Soldaten nach heroischem Kampf eine gigantische Übermacht der Barbaren –, Zweifel darüber aufkommen, ob es sich wirklich so zugetragen hat, wie behauptet. Viel wahrscheinlicher ist, dass es sich bei all diesen Schilderungen um ausgesprochen tendenziöse Kriegsberichte handelt. Besonders die unterstellten Zahlenstärken der Juthungen müssen mit größter Vorsicht genossen werden.

Durch nichts ist gesichert, dass die Übergriffe der Juthungen weit über das rätische Alpenvorland hinausgegangen wären, von einem Einzelfall abgesehen. Mitnichten haben sie als Invasoren an einem Sturm der vereinigten Alemannen auf Italien teilgenommen. Ganz im Gegenteil: Wenn man zwischen den Zeilen der meisten antiken Autoren[75] liest, so werden sie als ein von den benachbarten Alemannen distinktes Volk geschildert,[76] und durch nichts ist belegt, dass es je zu gemeinsamen Aktionen gegen die Römer gekommen wäre.

Immerhin muss verwundern, mit welcher Konstanz sich die Juthungen über einen Zeitraum von mehr als 200 Jahren ihre Ranküne gegenüber dem Imperium bewahrten und peinlich darauf achteten, sich nicht von den Römern absorbieren zu lassen. Die juthungischen Söldner-Einheiten der Notitia dignitatum und die juthungischen Laeten stellen in dieser Hinsicht nur die Ausnahme von der Regel dar.

Von einer konsequenten Unterwerfung unter die römische Staatsmacht scheint in all den Schilderungen nichts auf, eher von einer gewissen Überlegenheit, wenn z. B. die Juthungen selbst als Besiegte selbstbewusst alte Geldforderungen wieder aufleben ließen.

Dennoch wäre es falsch, auf Geldgier und unzivilisierte Angriffslust als alleinige Angriffsmotive der Juthungen zu schließen. Wenigstens in einem Fall ist belegt, dass sie Hunger zum Einfall in das offensichtlich wesentlich fruchtbarere Rätien bewogen hat. Beinahe verhungert wäre zuvor auch ein juthungischer Reitertrupp in Nähe der Rhone-Quelle.

Unabhängig von diesen Schilderungen besteht der Eindruck, dass es sich bei den juthungischen Angriffen des Öfteren um Revanche-Akte handelte, um eine Reaktion auf zuvor erlittenes Unrecht, oder

75 Mit Ausnahme des spät und summarisch berichtenden Ammianus.

76 Hier zustimmend J. Drinkwater: The Alamanni and Rome, Oxford 2007, S. 61ff.

auch um Verteidigungsmaßnahmen. Dafür spricht z. B. die Tatsache, dass im 4. Jahrhundert einige Schlachten gegen die Juthungen gar nicht auf römischem Boden, sondern eher auf deren eigenem Stammesgebiet bzw. beim Übertritt auf dasselbe stattfanden.

Als Ausgangspunkt allen Übels sehen wir den Caracalla-Feldzug des Jahres 213 n. Chr. an, den wir in einer weiteren Arbeit vorstellen und mit den Juthungen assoziieren. Er handelte sich, wie vom römischen Senator Cassius Dio (163 – 229 n. Chr.) anschaulich geschildert, um einen hinterhältigen Blitzkrieg, der mit einem doppelten Genozid an den Germanen endete. Dio verwandte z. T. noch altertümliche Stammesnamen, er sprach von den angegriffenen *„Cennen“*, ein Begriff, der sich auf die Semnonen bezieht, die uns in Zusammenhang mit den Juthungen bereits begegnet sind. Aus vielerlei Gründen kann der Krieg nicht im Land der Semnonen, sondern nur im Siedlungsgebiet der Juthungen stattgefunden haben. Inzwischen belegen zahlreiche Funde von römischen und germanischen Militaria an den vermuteten Schauplätzen diese Sicht der Dinge.[77]

Das Stammesgebiet der Juthungen im Süden der Germania libera ist nicht nur damit, sondern auch durch die hier aufgeführten Quellen relativ klar zu umreißen: Das Invasionsgebiet der West-Juthungen als klare Limes-Anrainer lag gegenüber der Provinz Raetia (ab ca. 360 n. Chr. der Teilprovinz Raetia II), am *„sinus imperii“*, der von der Donau gebildet wurde. Es handelt sich um die kargen Höhen des Bayerischen Jura und um die fruchtbareren Altsiedelräume nördlich der Albtrauf, etwa auf einer Strecke zwischen der schwäbischen Rezat und der Naab.

Beeindruckt hat uns, dass die Juthungen in all der Zeit ihres Erscheinens einen nordgermanischen Stammesnamen bewahrt haben, der als sprachliches Relikt auch in südskandinavischen Orts- und Eigennamen nachweisbar ist und so auf ihre Urheimat verweist. Seine Bedeutung werden wir in den nächsten Kapiteln aufgreifen.

Soweit unsere Rückschlüsse zu den Juthungen aus den genannten Quellen.

Sicherlich bleiben viele Fragen offen, z. B. zur genaueren Stammesstruktur der Juthungen, zu ihren Sitten und Gebräuchen, zum zeitlichen und räumlichen Ablauf ihrer Wanderungsbewegungen, zu ihrem Auftauchen und Verschwinden aus der Geschichte.

Wenden wir uns zur Erhellung dieser Fragen zunächst der Archäologie zu.

77 Vgl. hierzu unsere Arbeit zum Caracalla-Feldzug, a. a. O.

Leitfunde der Archäologie

Wenn man unter dem Stichwort *„Juthungen“* in den Publikationsorganen der skandinavischen und deutschen Archäologie recherchiert, geht man in der Regel leer aus. Speziell in ihrer Urheimat Skandinavien ist nach den leidvollen Erfahrungen mit den Nationalsozialisten im Zweiten Weltkrieg die *„Ent-Germanisierung“* der Geschichtswissenschaften weitgehend vollzogen.

Aber auch in Deutschland ist die multidisziplinäre Stammesforschung ins Hintertreffen geraten. Altphilologen und Althistoriker sind vom Aussterben begriffen, ihr Metier wird vor allem von einer Riege jüngerer, der alten Sprachen nicht mehr mächtiger Archäologen mit Argwohn betrachtet. Was die amtlichen Denkmalbehörden anbelangt, so sind sie inzwischen so weit dereguliert und ihres früheren Einflusses und vor allem ihrer finanziellen Mittel beraubt, dass sich heute ein Großteil der archäologischen Forschung wegen der Abhängigkeit von Wirtschaft und privaten Investoren auf Neubaugebiete und Wirtschaftsflächen reduziert. Was dies für die archäologische *„Landkarte“* bedeutet, kann man sich ausmalen: Sie bildet eher den rezenten Bauboom ab als die Verteilung früher Kulturen. An den Stellen, denen die entsprechenden Mittel vorenthalten sind, bleibt sie ganz leer.

Wir können die Schieflage der Archäologie und den Niedergang der Altphilologie zwar bedauern, aber leider nicht ändern. Unter diesen eher misslichen Prämissen ist es ein ausgesprochener Glücksfall, wenn uns in Bezug auf die Juthungen wenigstens die Grabungstätigkeit früherer Jahrzehnte sowie eine aktuelle Publikation wertvolle Hinweise geben.

Begeben wir uns dazu in die Details.

Die Grabkeramik vom Typ Friedenhain-Přešťovice

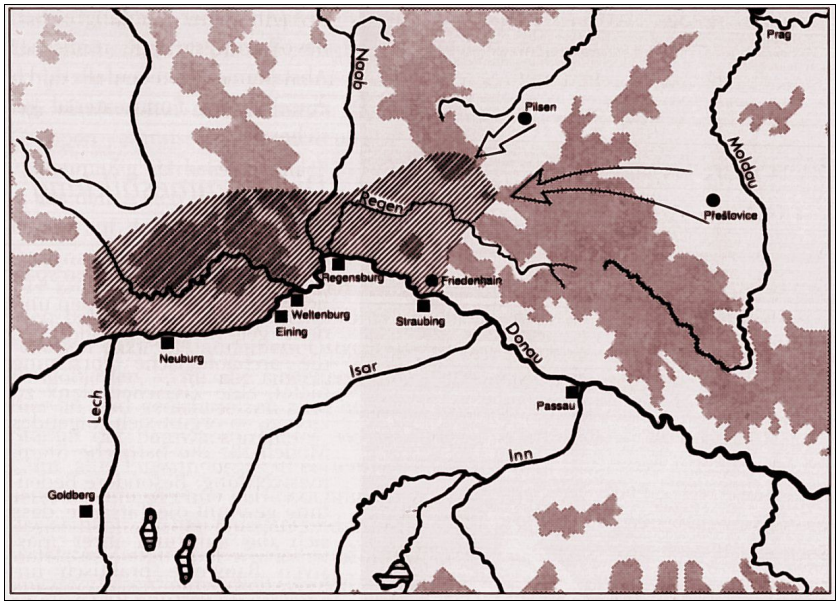
Der Schlüssel zum Verständnis liegt in einer bestimmten Sorte von Grabkeramik, welche in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts bezüglich der Ethnogenese den Bajuwaren zugeordnet wurde, in dieser Funktion aber immer wieder hinterfragt und in Zweifel gezogen wird.[78]

Es handelt sich um die **Grabkeramik vom Typ Friedenhain-Přešťovice**, so benannt nach den beiden ersten Fundorten, Přešťovice bei Strakonice in Südböhmen und Friedenhain bei Straubing. Es handelt sich hierbei um dünnwandige und weitlumige Freihandkeramik, genauer gesagt um flache Urnenschalen mit bauchigem Unterteil (meistens ohne, selten mit Standring), die am Umbruch mit Schrägkanneluren (= Schrägriefen), Ovalfacetten (= Dellen) und/oder meist geritzten oder gepunzten Bandmustern (Rillen, Keil- und Kornstiche) versehen sind. Das Oberteil besteht aus einem nach oben etwas divergierenden, ansonsten relativ schmucklosen, meist schwach gebogenen Rand. Dabei besteht trotz der charakteristischen Grundform keine Einheitlichkeit, sondern eine Vielfalt, sowohl was die Größe als auch was den Zierrat der Oberflächen anbelangt.

Zu dieser Keramik, die von fast allen Forschern dem elbgermanischen Kulturkreis des 5. Jahrhunderts zugeordnet wird, zählt man zahlreiche Einzelfunde, die sich auf ein Gebiet nördlich der Donau, etwa zwischen den Mündungen von Lech und Isar, konzentrieren, sowie drei Brandgräberfelder, in denen die Keramik so gehäuft nachgewiesen wurde, dass der Begriff einer eigenen Fundgruppe bzw. eines spezifischen Keramik-Typus geprägt wurde.

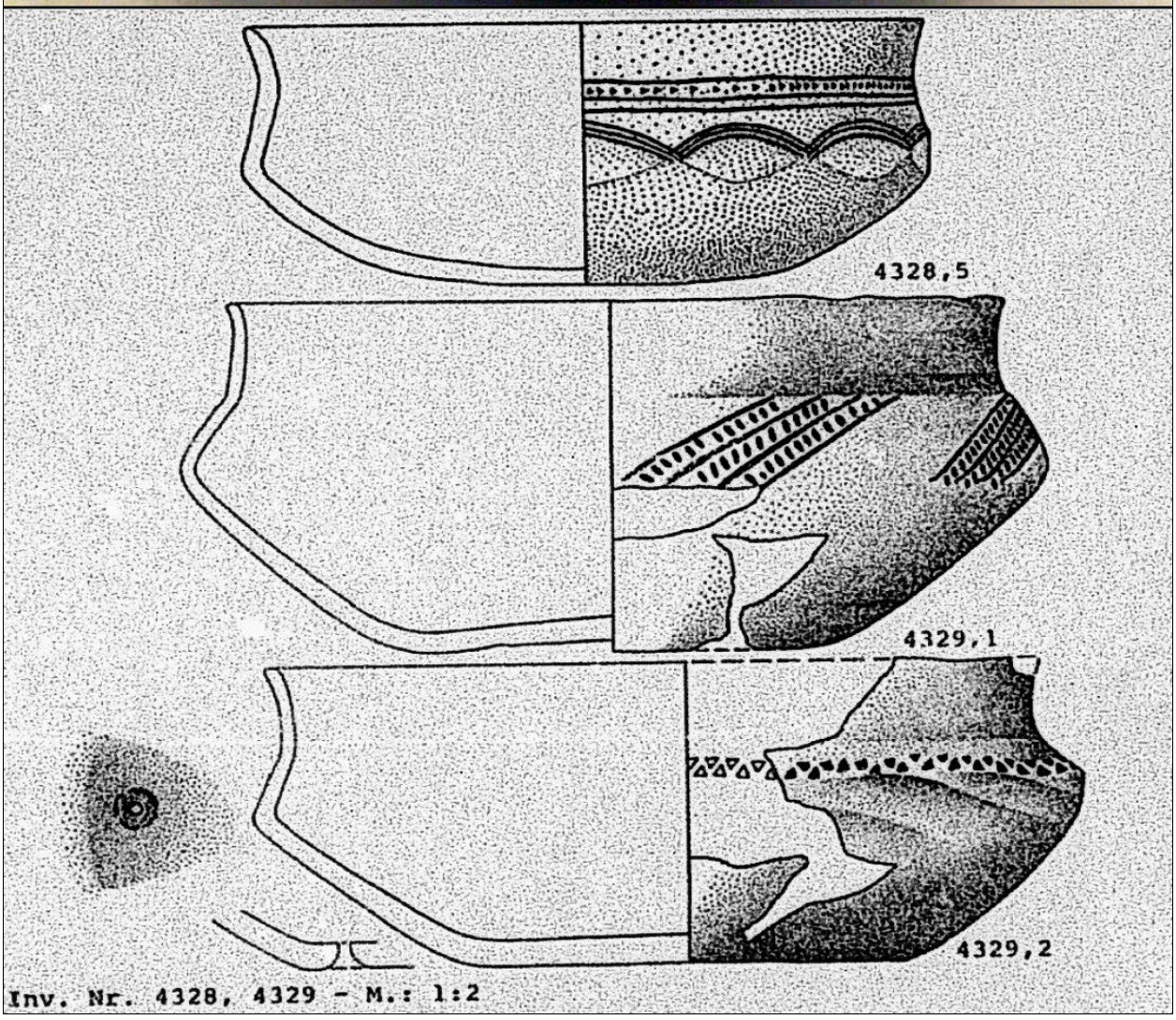
Die schwerpunktmäßige Verbreitung dieser Keramik verdeutlicht nebenstehende Karte, das exemplarische Aussehen der Graburnen nachfolgende Bilder.

Der Einfachheit halber kürzen wir im folgenden Text die Keramik mit den Buchstaben **-F-** (für Friedenhain) und **-P-** (für Přešťovice) ab.



Gestricheltes Feld = Hauptfundgebiet der Keramik vom Typ Friedenhain-Přešťovice in Deutschland. Abbildung aus: T. Fischer: Römer und Germanen, in: Die Bajuwaren, Sammelband zur Bajuwaren-Ausstellung 1988, S. 42.

78 Eine Übersicht über die mitunter sehr kontrovers ausgetragene Diskussion zur Friedenhain-Přešťovice-Keramik und erschöpfende Literaturangaben dazu sind an dieser Stelle wegen des Umfangs nicht möglich. Wer an der Erfassung der Bajuwaren-Problematik interessiert ist und sich ein eigenes Bild machen möchte, sei zunächst auf die einschlägigen Artikel des Bandes „Die Bajuwaren“ verwiesen, der 1988 anlässlich der Bayerischen Landesausstellung (mit österreichischer Beteiligung) von H. Dannheimer und H. Dopsch in München herausgegeben wurde und große Publikumswirkung erzielte. In ihm stellt T. Fischer zusammen mit H. Geisler die sogenannte Friedenhain-Přešťovice-Keramik als Schlüssel zum Verständnis der Ethnogenese der Bayern in einer Übersicht vor. Um Wiederlegung der Hypothese bemühten sich in der Folge Wissenschaftler, die sich 2010 zu einer Tagung in Benediktbeuren zusammenfanden. Der zugehörige Sammelband wurde unter dem Titel „Die Anfänge Bayerns“ 2012/2014 von H. Fehr und I. Heitmeier herausgegeben. Allerdings ist die hier vorgenommene Neubewertung auch nicht ohne Gegendarstellung geblieben. Vgl. z. B. den Einspruch des Sprachwissenschaftlers P. Wiesinger: Die Herkunft der Baiern und die Entstehung des Bairischen Sprachraumes, in: R. Bergmann, S. Stricker: Römer, Baiern, Franken, Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien Bd. 7, Bamberg 2016.



Oben Graburne aus dem Brandgräberfeld von Přešťovice, Restauration von 1930, Ausstellungsstück im Muzeum Středního Pootavi Strakonice. Unten Graburnen aus dem Gräberfeld von Friedenhain bei Straubing, Auszüge aus Tafel 61 in T. Springer: Das Brandgräberfeld von Friedenhain, Dissertation Universität Regensburg, 1991.

Wir würden der Grabkeramik vom FP-Typ nicht soviel Bedeutung beimessen, wenn sie nicht auch in dem eingangs erwähnten Brandgräberfeld bei Forchheim, Gem. Freystadt, in höherer Stückzahl aufgefunden worden wäre. Bei diesem Fundort handelt es sich um eine große germanische Siedlungskammer beiderseits des Flüsschens Schwarzach, im Übrigen exakt um diejenige Gegend, in welcher nach unserem Dafürhalten der größte Stammesteil der Juthungen nach seiner Einwanderung aus Skandinavien ursprünglich gelebt haben müsste. Von dort aus erduldete er auch den römischen Angriff unter Kaiser Caracalla und startete seinerseits Übergriffe auf römisches Staatsgebiet.

Wenn man der üblichen Datierung dieser Keramik folgt, dann käme sie allerdings für die Juthungen zu spät, denn sie wäre gerade dann in Mode und Umlauf gekommen, als diese aus der Geschichte verschwanden, im 5. nachchristlichen Jahrhundert.

Deshalb ist diese Keramik bisher mit einer Ausnahme nicht in Zusammenhang mit den Juthungen diskutiert worden.

Aber stimmt die Datierung in die späte Spätantike überhaupt?

Erstbeschreiber der Keramik war der tschechische Lehrer und Hobby-Archäologe **Bedřich Dubský** (1880 – 1957). B. Dubský entdeckte 1926 auf einem Hügel am Nordrand des Otava-Tales bei Strakonice in Südwestböhmen, nahe beim Dorf **Přešťovice**, ein Urnen-Gräberfeld. Bei der sukzessiven Ergrabung des Feldes (ab 1934) fand Dubský insgesamt 522 Grablegen, dabei ergab sich eine ausgesprochene Formenvielfalt der Graburnen, unter denen die FP-Keramik jedoch einen gewissen Prozentsatz ausmachte. Dubský veröffentlichte das Ergebnis seiner Grabungen im Jahr 1937.[79]

Das Gräberfeld von Přešťovice werden wir später noch ausführlicher vorstellen. Die Sensation des dortigen Fundes lag zunächst in der Erkenntnis, dass Südböhmen während der römischen Kaiserzeit nicht so siedlungsleer geblieben ist, wie man bis dahin angenommen hatte.

Bei der Datierung der ergrabenen Keramik gab B. Dubský eine relativ breite Streuung vom 2. bis zum 5. Jahrhundert n. Chr. an, wobei er weitgehend den Vorgaben H. Preidels folgte, der damals unbestrittenen Autorität für böhmisches Germanentum.[80] Preidel und Dubský konnten zu ihrer Zeit lediglich mit einer regional begrenzten Vergleichsmethode arbeiten. Es ist aus Dubskýs Ausführungen erkennbar, dass H. Preidel damals eine Keramik umso später datierte, je differenzierter sie von den Töpfern ausgeführt worden war. So wurden die flachen Urnen des FP-Typs mit ihren Schrägriefen[81], Ovalfacetten und Verzierungen, im Gegensatz zu den schmuckloseren Urnen, von beiden Forschern einhellig in der späten Phase des Brandgräberfeldes angesiedelt, schwerpunktmäßig in der 1. Hälfte des 5. Jahrhunderts. Und dies geschah, obwohl die Urnen vom FP-Typ das Gräberfeld in all seinen Entwicklungsabschnitten in weiter Streuung überspannten, mithin kaum alle zeitnah zueinander in die Erde gelegt wurden.

Damit war die Friedenhain-Přešťovice-Keramik auf das frühe 5. Jahrhundert, allenfalls noch auf das späte 4. Jahrhundert festgelegt.

Die deutsche resp. bayerische Forschung wurde auf die FP-Keramik erst aufmerksam, als sich dieselbe 1952 in relativer Häufung auch in einem Brandgräberfeld bei **Friedenhain** fand, inmitten der Donauauen nördlich von Straubing. Dieses Gräberfeld, bzw. das, was von ihm übrig geblieben war, wurde anschließend bis 1968 in mehreren Grabungskampagnen erschlossen.

Den möglichen Zusammenhang der Friedenhain-Keramik mit dem Gräberfeld von Přešťovice stellte **Bedřich Svoboda** erstmalig im Jahr 1963 in deutscher Sprache vor, wobei er H. Preidels Datierung wiederholte und von einer relativen Abgeschlossenheit und isolierten Lage der zugehörigen südböhmischen Siedlungskammer sprach.

---

79 Die Arbeit liegt uns im Original vor: B. Dubský: Jihozápadní Čechy v době římské: I.-V. stol. po Kr., Strakonice 1937.

80 Vgl. H. Preidel: Die germanischen Kulturen in Böhmen, 2 Bände, Kassel 1930.

81 Wir verwenden den Begriff „Schrägriefe“ synonym zu „Schrägkannelur“, für „Ovalfacette“ kann auch „Delle“ oder „Eindellung“ stehen.

Im Jahr 1980 prägte **R. Christlein** dann den für eine bestimmte Bevölkerung spezifischen Begriff der **Keramik vom Typ Friedenhain-Přešťovice**.[82]

Diese Vorabeiten griff T. Fischer im Jahr 1981 auf, verdichtete sie argumentativ und legte sich nunmehr unter Einbeziehung primär historischer, nicht archäologischer Tatbestände auf eine erste Erklärung für die Entstehung des Bajuwaren-Stammes fest, wobei er die FP-Keramik als den archäologischen Indikator für die Zuwanderung elbgermanischer Gruppen böhmischer Herkunft nach Bayern zum Ende des Römischen Reiches ansah. Diese *„böhmischen"* Germanen seien in den Jahrzehnten vor dem endgültigen Untergang des Römischen Reiches bei zunehmendem politischem Vakuum erst an dem ostraetischen Donau-Limes (also nach Friedenhain) gewechselt, seien dann als mit den Römern verbündete Soldaten in das Legionslager Regensburg und in andere Römersitze an der Donau eingezogen und hätten diese Stützpunkte nach Abzug der letzten Römer ganz übernommen.[83]

Obwohl T. Fischer die Juthungen-Einfälle durchaus als ursächlich für den Rückzug der Römer in dieser Zeit und die Verödung des flachen Landes in den römischen Nordprovinzen ansah, stellte er einen Zusammenhang zwischen der FP-Keramik und den Juthungen nicht her, stellte auch nicht die Frage nach deren Verbleib im 5. Jahrhundert, sondern konzentrierte sich bei seinen Argumenten ganz auf den nach seiner Ansicht aus Böhmen eingewanderten Stamm der Bajuwaren.

Es folgten einige weitere Arbeiten T. Fischers zu diesem Thema und schließlich sein und H. Geislers Beitrag im besagten Band der Bajuwaren-Ausstellung, die für eine weite Verbreitung der **Bajuwaren-Hypothese von 1988** sorgten.[84]

Es war einem jungen Archäologen namens T. Springer vorbehalten, im Jahr 1991 eine gewisse Wende in der Betrachtungsweise der FP-Keramik und ihrer Bewertung einzuleiten. T. Springer stellte in einer Dissertationschrift die Keramik aus Friedenhain ausführlich vor[85] und sah sich dabei veranlasst, den geografischen Vergleichsrahmen innerhalb von Deutschland viel weiter als zuvor und vor allem weit über Böhmen hinaus zu ziehen.

Damit war die griffige Bajuwaren-Hypothese bereits deutlich relativiert.

Viel später mehrten sich weitere kritische Stimmen, andere Forscher stellten neue, mitunter nicht weniger gewagte Hypothesen zur Herkunft der Bajuwaren auf, die wir zunächst nicht weiter diskutieren wollen.

Worauf es an dieser Stelle ankommt, ist Folgendes:

Die Datierung der Grabkeramik vom sogenannten Typ Friedenhain-Přešťovice auf die 1. Hälfte des 5. Jahrhunderts blieb seit B. Dubský bei <u>allen</u> Forschern - ob der Einwanderungs-Hypothese gewogen oder nicht – als unumstößliche Tatsache zementiert.

Doch genau dies, so scheint es, ist falsch!

Warum, wird sich im Folgenden zeigen.

---

82 Vgl. B. Svoboda: Zum Verhältnis frühgeschichtlicher Funde des 4. und 5. Jahrhunderts aus Bayern und Böhmen, in: Bayerische Vorgeschichtsblätter 28, 1963, S. 97ff. Und R. Christlein: Romanische und germanische Funde des fünften Jahrhunderts aus den Passauer Kastellen Batavis und Boiotro, in: Ostbaierische Grenzmarken 22, 1980, S. 106ff.

83 Z. B. T. Fischer: Archäologische Funde der römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit aus der Oberpfalz (nördlich der Donau), in: VHVOR, Bd. 121, 1981, S. 349ff.

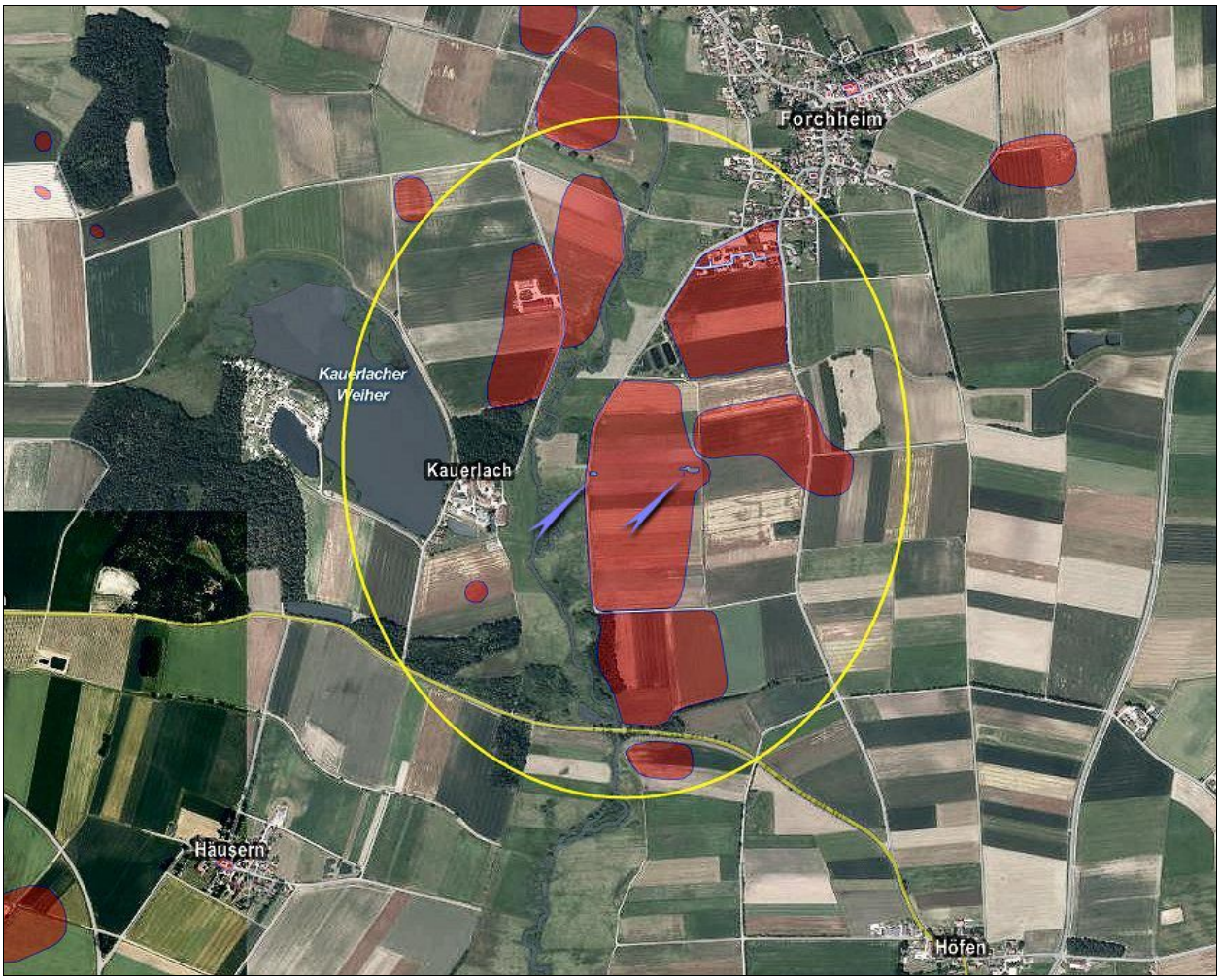
84 Vgl. T. Fischer: Römer und Germanen an der Donau, in: Die Bajuwaren, Sammelband der Bayerischen Landes-ausstellung von 1988, a. a. O., S. 39ff.

85 Vgl. T. Springer: Das Brandgräberfeld von Friedenhain – Untersuchungen zu elbgermanischer Keramik des 3. bis 6. Jahrhunderts, Regensburg 1991. Die mehrere hundert Seiten umfassende, an sich wertvolle und eines Druckes würdige Arbeit hat sich nur in maschinenschriftlicher Form und als qualitativ schlechte Microfiche-Ausgabe erhalten, das Original ist nach unseren Erkundigungen in Regensburg verschollen.

Das germanische Brandgräberfeld von Kauerlach

Im März 1987 hatten Privatleute knapp an der oberpfälzisch-mittelfränkischen Grenze, genauer gesagt in einer breiten und flachen Talaue des Flüsschens Schwarzach bei der Ortschaft Forchheim, vorgeschichtliche Funde verschiedener Epochen, von der Urnenfelderzeit bis zur Völkerwanderung, zusammengetragen. Als darunter auch Fragmente von Leichenbrand entdeckt wurden, erfolgte Meldung an das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege.

Hierauf fanden unter der Leitung von E. Weinlich und Mithilfe vieler Freiwilliger zwischen 1989 und 1995 insgesamt 7 Grabungskampagnen statt, wobei neben einem Brandgräberfeld von ca. 972 m³ Größe auch bescheidene Reste einer germanischen Siedlung am ehemaligen Uferstreifen der Schwarzach freigelegt wurden. Dass mit den gefundenen 92 sicheren und 33 vermuteten Urnen-Standplätzen vermutlich nur der allerkleinste Teil eines weitaus größeren Siedlungsplatzes und Gräber-Areals erforscht war, zeigt die Diskrepanz zwischen dem Bereich der Lesefunde beiderseits der Schwarzach und dem erforschten Areal:



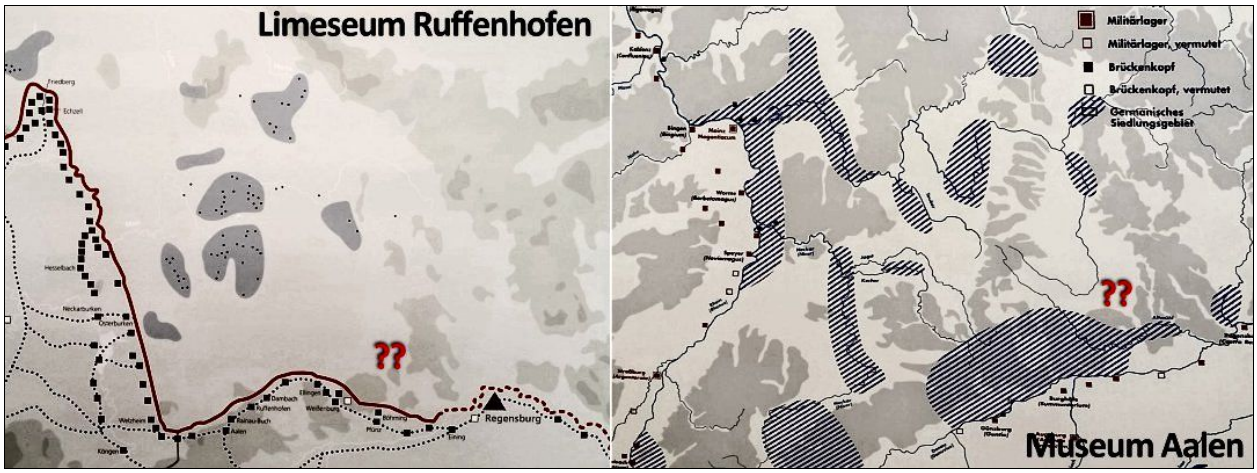
Das gelbe Oval überspannt die Gesamtfläche der kaiserzeitlichen Lesefunde beiderseits der Schwarzach, wie im Denkmalatlas Bayern ausgewiesen, darunter weitere Leichenbrandfunde. Die blauen Pfeile markieren die winzigen Grabungszonen von 1989 bis 1995 (linker Pfeil Siedlungsplatz, rechter Pfeil Brandgräberfeld).

Aber nicht nur die Funde an der Schwarzach, wo zur Zeit der Kelten und Römer eine kleine Seenplatte aus einem westlichen Zufluss heraus[86] eine gute Nahrungsgrundlage für eine Vielzahl von Menschen bot, sondern auch etliche andere Grabungs- und Lesefunde belegen, dass in den Buchten des nördlichen Vor-

86 Heute aufgegangen im großen Kauerlacher Weiher, der im Hochmittelalter durch Dammbau angestaut wurde.

landes der Frankenalp, an der Basis der Zeugenberge zwischen Sulz und Schwarzach, in Kaiserzeit und Spätantike eine **äußerst dichte germanische Besiedelung** vorlag, mit Siedlungen und vielen Einzelgehöften.

Dazu zählen das kaiserzeitliche Grabfeld beim nahen Pollanten,[87] die ergrabenen Siedlungen von Ottmaring und Ochsenfeld[88], Rennöfen der Berchinger Grubmühle als Ausdruck germanischer Eisenverhüttung[89] sowie zahlreiche Lesefunde von den Sulzbergen, aus der Segelau bei Burggriesbach[90] und an vielen anderen Orten der Region.[91] Bei den bisher getätigten Funden handelt es sich vermutlich nur um die Spitze des Eisbergs, denn mittlerweile sind sogar im nordwestlich angrenzenden Waldland der Oberpfalz germanische Siedlungsspuren nachgewiesen, so z. B. bei Reichertsfeld/Illschwang.[92]



Öffentliche Schautafeln des Jahres 2016 in den vielbesuchten Römermuseen der Kastelle von Aalen und Ruffenhofen zeigen trotz „wissenschaftlicher Bearbeitung“ bedenkliche Lücken (siehe Fragezeichen).

Soviel als Widerspruch zu den geradezu haarsträubenden Darstellungen einer angeblichen Siedlungsleere in diesem Raum, für die betreffende Zeit.[93]

87 Vgl. T. Fischer: Mutmaßliche und gesicherte germanische Kammergräber des 3. bis 5. Jahrhunderts n. Chr. aus dem Vorland des osträtischen Limes, in: Kammergräber im Barbaricum, Jg. 14, 2014, 271ff.

88 Vgl. E. Weinlich: die germanische Siedlung von Ottmaring …, in: Beiträge zur Archäologie in der Oberpfalz und in Regensburg, Bd. 11, Büchenbach 2015, S. 249ff. M. Hümmer: Dicht bebaut: Die germanische Siedlung in Ochsenfeld, Gde. Adelschlag, Lks. Eichstätt, Oberbayern, in: Archäologisches Jahr Bayern 2014, Stuttgart 2015, S. 86ff.

89 Vgl. G. Gassmann, A. Schäfer: Zu den Anfängen der Eisengewinnung im bayerischen Donauraum, in: S. Sievers, M. Leicht, B. Ziegaus: Ergebnisse der Ausgrabungen in Manching-Altenfeld 1996–1999, Ausgrabung Manching 18/2, Wiesbaden 2013, S. 337ff.

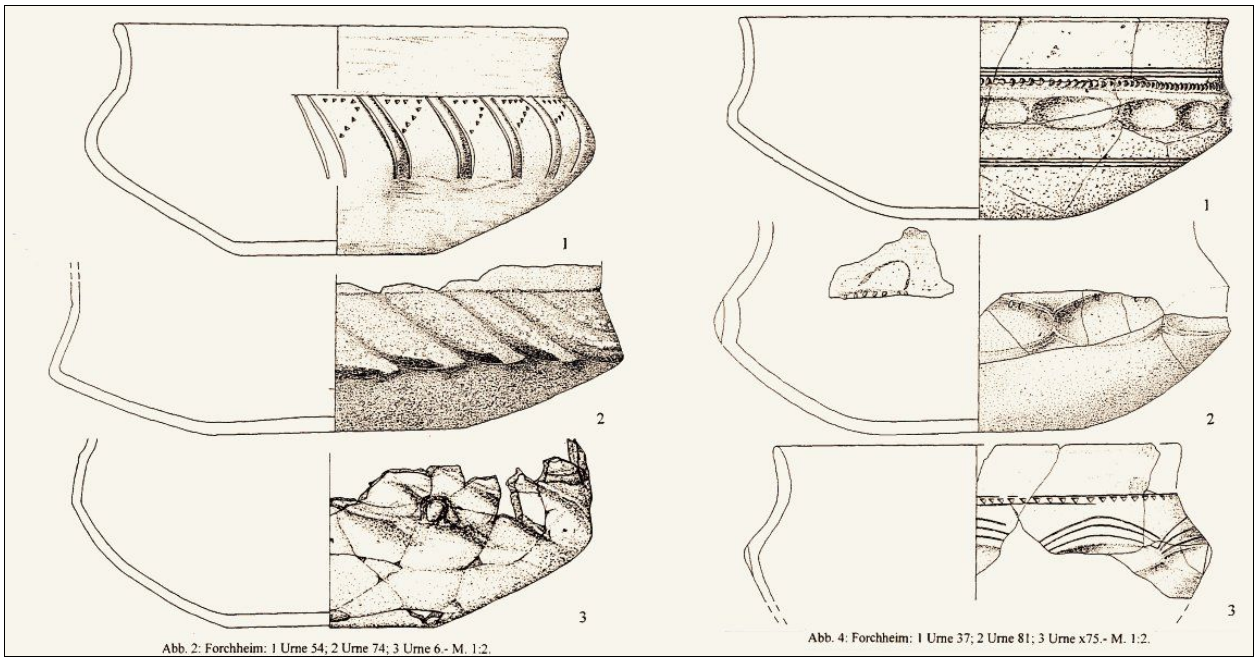
90 Im Jahr 1964 wurden innerhalb des Anwesens Johann Hiemer, Albrandweg 8 in Burggriesbach, das nach den Feldgrenzen des k.-b. Urkatasters auf dem Areal einer ehemaligen Keltenschanze stehen dürfte, bei Aushubarbeiten in ca. 1,8 m Tiefe fünf ineinander gestapelte, der Morphologie nach eindeutig germanische Töpfe aufgefunden. Diese in der Literatur leider nur rudimentär beschriebenen Funde (z. B. durch A. Stroh in: VHVOR Bd. 105, 1965, S. 223, oder T. Fischer: Archäologische Funde der röm. Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit, in: VHVOR Bd. 121, 1981, S. 375f.), wurden uns inzwischen vom derzeitigen Besitzer A. Hiemer persönlich vorgestellt.

91 Vgl. T. Fischer: Archäologische Funde der röm. Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit, in: VHVOR Bd. 121, 1981, S. 349ff. G. Moosbauer, G. Sorge: Römische Funde im Barbaricum, in: Beiträge zur Archäologie in der Oberpfalz und in Regensburg, Bd. 4, 2000, S. 309ff. Hinzu kommen zahlreiche Funde mit Abbildungen in unserer Arbeit zum Caracalla-Feldzug 213 n. Chr..

92 Datierung von Holzkohle in einem neu entdeckten germanischen Grubenhaus, per Radiokarbonanalyse, Meldung Onetz vom 3. August 2017.

93 Jüngst J. Haberstroh: Germanische Siedlung zwischen Main und Donau – ein methodenkritischer Überblick, in: R. Bergmann, S. Stricker: Römer–Baiern–Franken, Archäologie, Namenforschung, Sprachgeschichte im Main-Donau-Raum, Bd. 7 der Bamberger interdisziplinären Mittelalterstudien, Bamberg 2016, S. 137: „…zeigen kombiniert mit den germanischen Fundpunkten die große räumliche Distanz zwischen den germanischen 'Siedlungs-

Von grundlegender Bedeutung für die vorliegende Arbeit ist die Tatsache, dass sich im Brandgräberfeld bei Forchheim, das wir ab sofort nicht nur aus etymologischen, sondern auch aus archäotopografischen Gründen mit dem Kürzel **-K-** (für Kauerlach an Stelle von Forchheim) belegen,[94] ein drittes Mal in auffallender Häufung Grabkeramik vom FP-Typ fand. Ausgräber E. Weinlich wies in seinen Grabungsberichten ab 1992 auf diesen Keramiktypus hin, in seiner letzten Arbeit von 1999[95] zeigte er nicht nur schöne Bildbeispiele aus dem Gräberfeld bei Kauerlach, sondern erwähnte auch vergleichsweise reichlichere Beigaben-Funde, darunter zahlreiche Silex-Klingen, Beinnadelbüchsen und Urnenharz, welche uns im Folgenden noch beschäftigen.



Kauerlacher Grabkeramik, Beispiele mit Schrägkannelierung links und Ovalfacettierung rechts, komprimierte Darstellung von Abbildungen aus E. Weinlichs Arbeit von 1999, S. 99 und 103.

---

zentren' am Main und der 'Kornkammer' der Römer nördlich der Donau. Der Eindruck eines weitgehend siedlungsleeren Raums im unmittelbaren Vorfeld des Limes bestätigt sich derzeit trotz der auch dort intensivierten Arbeit der Bodendenkmalpflege …"

94 Das Areal des Kauerlacher Sees, heute ein Vogelparadies, stellte das Zentrum dieser großen keltisch-germanischen Siedlungskammer dar, nicht das in Distanz liegende Dorf Forchheim, dessen Name eine spätere Gründung in fränkischer Zeit belegt (Forchheim = Föhrenheim). Der Begriff *„Kauerlach"* ist dagegen ein uraltes Kompositum, er beschreibt im ersten Teil des Wortes Kauen = niedrige Hütten, im zweiten Teil das Gewässer Lach = See. Wenn hier im Jahr 213 n. Chr. römische Truppen unter Kaiser Caracalla diesen Siedlungsplatz angriffen, was wir aus triftigen Gründen vermuten, so dürften sie mit dem Ausdruck „capannae ad lacum" exakt den keltischen oder germanischen den Namen des Ortes getroffen haben. Denn die beiden Wortwurzeln sind aus etymologischer Sicht indogermanischen Ursprungs, deshalb in nahezu allen europäischen Sprachen nachweisbar. Am Beispiel der „Kauen" wollen wir dies kurz durchexerzieren: Das alte deutsche Wort Kaue = Hütte kommt ursprünglich aus dem Sanskrit (altindische Sprache) kulaya = Hütte, Nest, entstanden aus xabh = heften, verbinden und yam = zusammenhalten, womit bereits die Herstellungstechnik aus Stroh oder Ried beschrieben ist. Danach altgriechisch kalia = Hütte, gotisch hlija = Hütte, mittellateinisch capanna = Hütte, Bauernhütte, Strohhütte, böhmisch-tschechisch kavna = Hütte, italienisch capanna = Strohhütte oder casa = Hütte, alt-nordfranzösisch (10. Jhd.) cauanna = cavanna (Glossen von Reichenau), neufranzösisch cabane = Hütte, kleine Behausung, oder chaumière = Strohhaus, in der Bedeutung Hütte auch holländisch kaban, portugiesisch choupanan, provencalisch cabana, katalonisch cabanya, spanisch cabaña, portugiesisch cabana. Zu den keltischen Sprachen: Cymrisch cab = Hütte, Zelt, gaelisch caban= Hütte, Zelt, breizoune bzw. niederbretonisch caban, cabannen, davon auch der englische Bergwerksausdruck cée = Kaue, Hütte. Eventuell auch mittelniederdeutsch kabuse = Kombüse oder Schiffsküche.

95 E. Weinlich: Das völkerwanderungszeitliche Urnengräberfeld von Forchheim, in: Archäologische Arbeitsgemeinschaft Ostbayern/West- und Südböhmen, Bd. 8, 1999, S 97ff.

Am Ende seiner Arbeit von 1999 legte E. Weinlich eine Liste ähnlicher Keramik aus anderen Regionen vor und diskutierte für den Fund von Kauerlach thüringische Einflüsse, womit er sich seinerseits auf einen ausgesprochen späten Entstehungszeitpunkt der Keramik im 5. Jahrhundert festlegte.

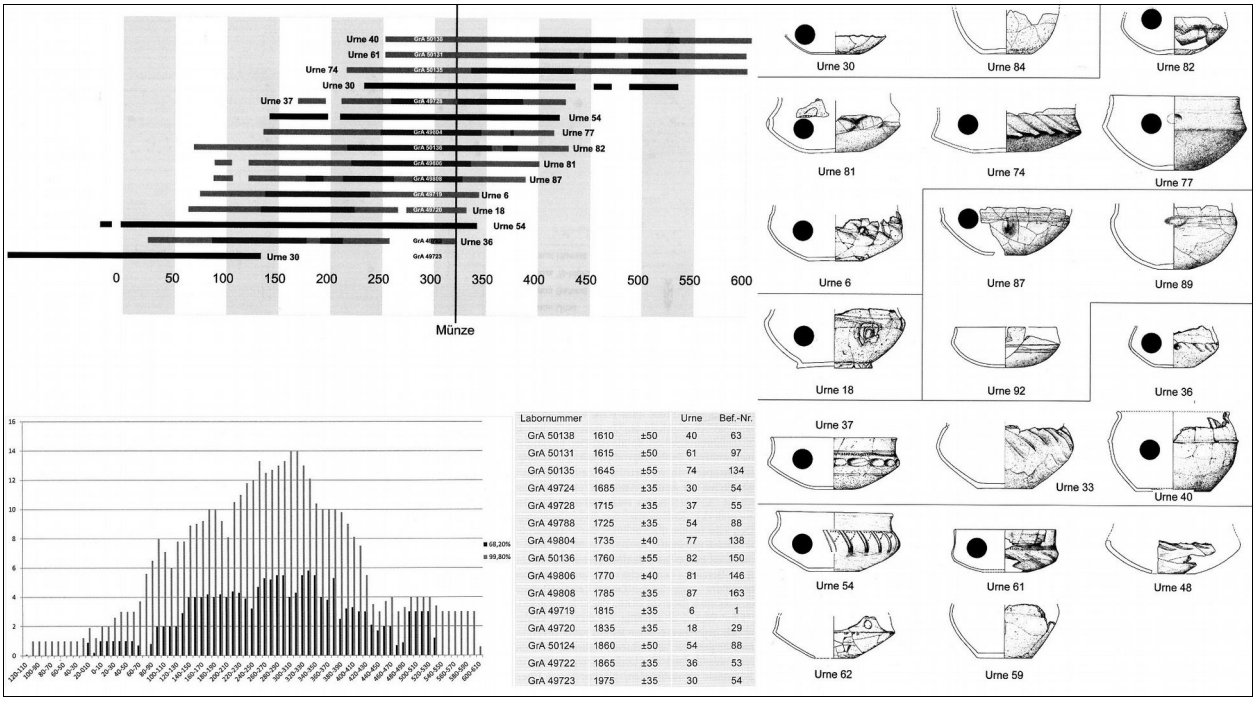
Dabei blieb es. Die Keramik verschwand im Depot.

Es dauerte fast 20 Jahre, bis der Archäologe R. Masanz aus Freiburg im Rahmen seiner Dissertation eine umfassende Auswertung des gesamten Fundmaterials vorlegte. Die schon eingangs erwähnte, fast 500 DinA4-Seiten umfassende Arbeit erschien im Jahr 2017 unter dem Titel Völkerwanderungszeitliche Brandgräber aus Freystadt-Forchheim (Oberpfalz), als Bd. 104 der Materialhefte zur Bayerischen Archäologie, Fundinventare und Ausgrabungsbefunde.

Es kann es nicht unsere Aufgabe sein, diese mit Fleiß erstellte, äußerst aufwendig gestaltete Forschungsarbeit im Detail zu besprechen. Vielmehr konzentrieren wir uns auf den u. E. wichtigsten Teil, die Radiokarbonanalyse des aufgefundenen Leichenbrandes.

Notabene: In dieser Arbeit war es erstmalig möglich, bei der archäologischen Fundauswertung und Datierung sozusagen die naturwissenschaftliche Gegenprobe zu machen – ein Vorzug, von dem die Ausgräber von Přešťovice und Friedenhain nur hatten träumen können.

Trotz des schlechten Erhaltungszustandes des Gräberfeldes, in dem ein Großteil der Brandgräber wegen der oberflächlichen Lage durch Umwelteinflüsse zerstört worden war, gelang es, aus dem Grabkomplex von Kauerlach 20 Urnen mit Leichenbrand zu isolieren, wobei bei 13 Exemplaren die Güte des Materials ausreichte, eine entsprechende Analyse durchzuführen. [96]



Labornummer			Urne	Bef.-Nr.
GrA 50138	1610	±50	40	63
GrA 50131	1615	±50	61	97
GrA 50135	1645	±55	74	134
GrA 49724	1685	±35	30	54
GrA 49728	1715	±35	37	55
GrA 49788	1725	±35	54	88
GrA 49804	1735	±40	77	138
GrA 50136	1760	±55	82	150
GrA 49806	1770	±40	81	146
GrA 49808	1785	±35	87	163
GrA 49719	1815	±35	6	1
GrA 49720	1835	±35	18	29
GrA 50124	1860	±50	54	88
GrA 49722	1865	±35	36	53
GrA 49723	1975	±35	30	54

Hier im verkleinertem Maßstab die von Masanz, Brandgräber Freystadt-Forchheim, erstellten Grafiken und Tabellen zur Radiokarbonanalyse: Rechts Tafel 6 mit den Urnen mit analysefähigem Leichenbrand, die schwarz gepunkteten wurden tatsächlich einer Radiokarbonanalyse unterzogen. Links oben Tafel 7: Kalibrierte ^{14}C-Daten der beprobten Urnen (schwarze Balken = 1σ-Intervall, dunkelgraue Balken = 3σ-Intervall). Links unten Abb. 2: Intervall-Abdeckung der Jahrzehnte durch die ^{14}C-Daten (graue Balken = 3σ-Bereich, schwarze Balken = 1σ-Bereich). Unten Mitte Tabelle 4: ^{14}C-Messwerte (Radiokarbonalter) der untersuchten Urnen.Zur besseren Erkennbarkeit bitte die Originalliteratur studieren oder auf diesen [Link] klicken!

96 Dabei wurden 2 Urnen doppelt beprobt. Vgl. Masanz, Brandgräber Freystadt-Forschein, Kapitel Die ^{14}C-Daten vom Gräberfeld und ihre Problematik, S. 22ff.

Wir rekapitulierten zunächst für diejenigen Leser, welche mit der Methodik nicht so vertraut sind:

- Sog. **Leichenbrand** besteht aus einer Mischung verbrannter, überwiegend organischer Substanz des Leichnams, eventueller Beigaben und des in größeren Mengen beim Brand verbrauchten Brennholzes, das ebenfalls organischer Natur ist.
- Die **Radiokarbonanalyse** ist ein physikalisches Verfahren, das den natürlichen Zerfall des ^{14}C-Kohlenstoff-Isotops aus stoffwechsellosen (also i. d. Regel verstorbenen) Organismen analysiert und damit eine grobe Datierung des Todeszeitpunktes möglich macht. Im vorliegenden Fall des Leichenbrandes entspricht dieser Zeitpunkt zum einen dem Fälldatum der verbrannten Bäume und eventuell organischer Beigaben, zum anderen dem Todeszeitpunkt des Verstorbenen, hier allerdings nur bedingt, da z. B. bei Knochenanalysen schon zu Lebzeiten stoffwechsellose Teile des Organismus (wie Knochenapatit) mitgemessen werden.

Inzwischen sind einige weitere Einflussfaktoren identifiziert, die eine Verfälschung des radiokarbonermittelten Sterbealters bewirken können, teils anthropogener Art, z. B. durch Nahrungseinflüsse, teils lagerungsbedingter Art. Allerdings dürften diese Einflüsse bei sauber geborgenem Leichenbrand aus Urnen eher gering sein. Speziell die anthropogene Falsch-Alt-Datierung wird maximal ein Drittel einer Generationsdauer, die zur Römerzeit nicht mehr als 25 Jahre betrug, also ca. 8 Jahre betragen haben – wenn überhaupt.

Damit ist der Zeitpunkt eines Begräbnisses gerade für weit zurückliegende Zeitraume wie im vorliegenden Fall mit hinreichender Genauigkeit zu bestimmen bzw. einzugrenzen.

Das ist nun die eigentliche **Sensation** der von R. Masanz vorgestellten Ergebnisse der Radiokarbonanalyse:

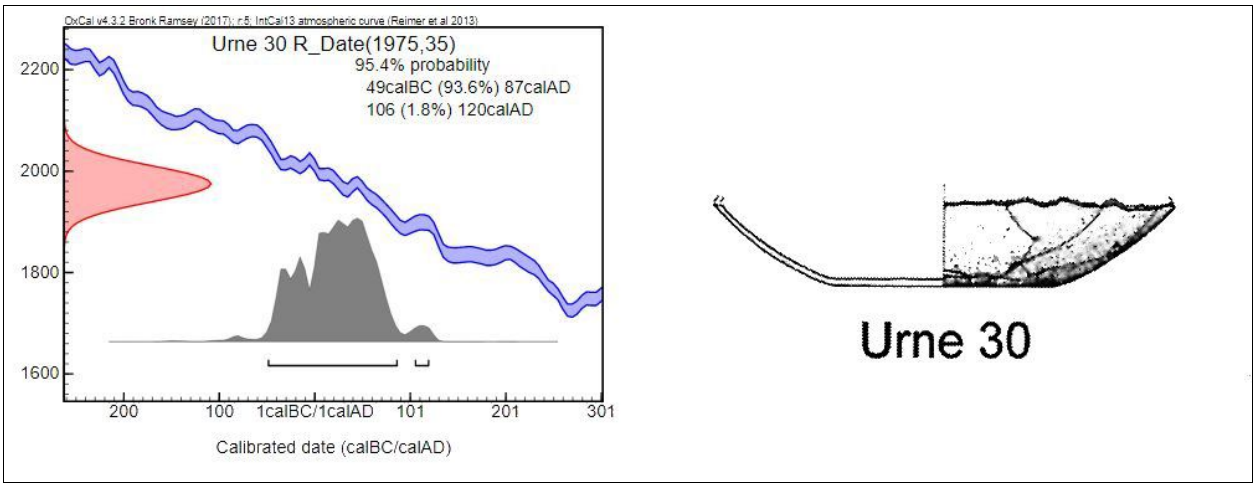
Wie an obiger Abbildung unschwer zu erkennen ist, war die Radiokarbonanalyse des Leichenbrandes von Kauerlach auch bei einigen Urnen möglich, welche morphologisch dem KFP-Typus entsprechen. Darunter finden sich mindestens 2 Urnen, deren Totenreste recht eindeutig bereits im 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr. zur ewigen Ruhe gelegt wurden, in einem wegen des mutilierten Urnenscherbens nicht ganz so sicherem Fall vielleicht sogar schon im 1. Jahrhundert n. Chr.!

Es folgen die betreffenden Beispiele mit den nach der sogenannten OxCal-Methode[97] kalibierten Wahrscheinlichkeitskurven, deren Aussagekraft wegen der naturgegebenen Inhomogenität des Leichenbrandes höher ist als die der reinen Zahlenwerte.[98]

Wir beginnen mit Urne 30, deren Umbruch zwar nicht erhalten ist, welche aber wenigstens wie die FP-Keramik einer Flachschalen-Form entspricht. Diese Urne wurde bei Kauerlach mit 93,6%iger, also hoher Wahrscheinlichkeit zwischen den Jahren 49 v. Chr. und 87 n. Chr. mit Leichenbrand belegt, ein zweites Mal (hier nicht abgebildet) zwischen 3. und 5. Jahrhundert n. Chr..

97 OxCal Version 4.3 mit Kalibierung nach Reimer et al. 2013: [Link]

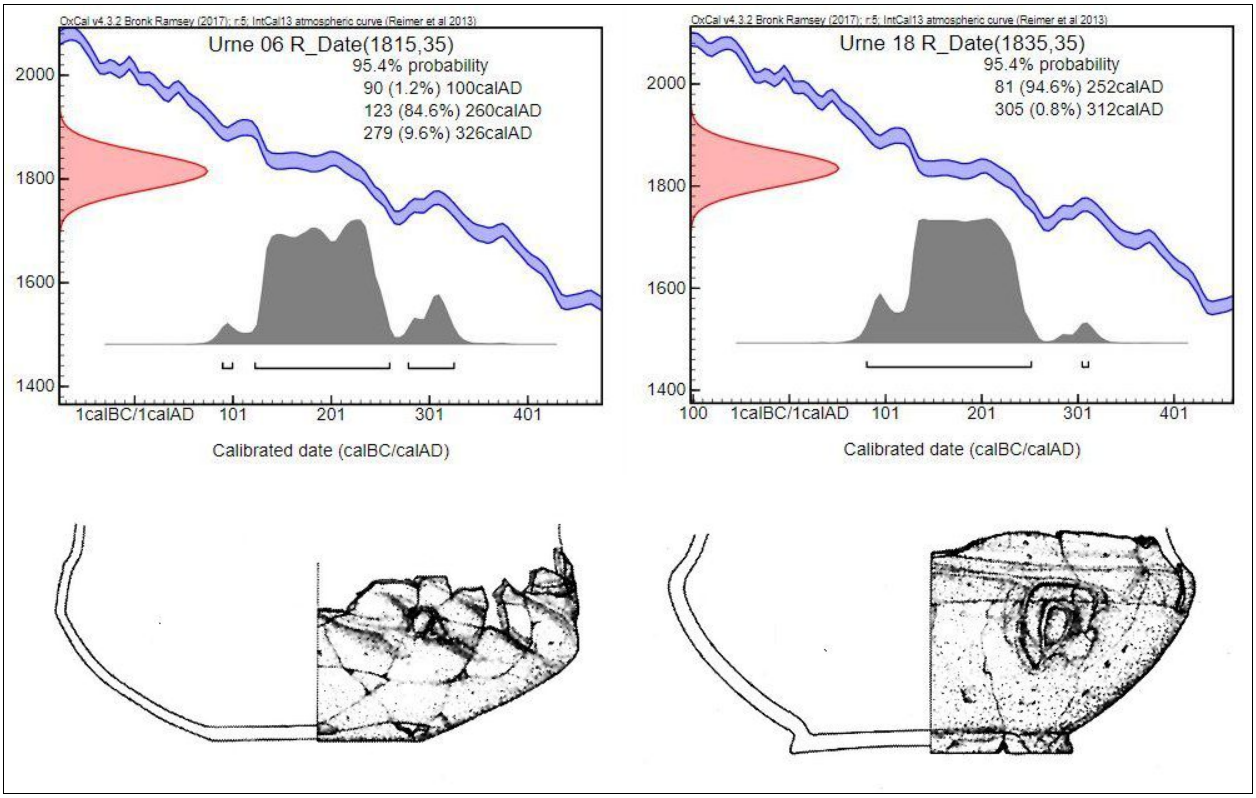
98 Die Datierung erfolgt in diesen Abbildungen als Zeitintervall (BC = „before Christ“, d. h. vor Chr., AC = „after Christ“, d. h. n. Chr.), mit Wahrscheinlichkeitsangaben in Klammern (hier z. B. 93,6 %, d. h. laienhaft: „so gut wie sicher“). Leider hat R. Masanz diese Abbildungen – und damit die Assoziation mit den KFP-Urnen – dem Leser vorenthalten.



Wahrscheinlichkeitskurve (grau) der Urne 30 mit einem Radiokarbonalter von 1975 ± 35 nach Masanz (rote Kurve).

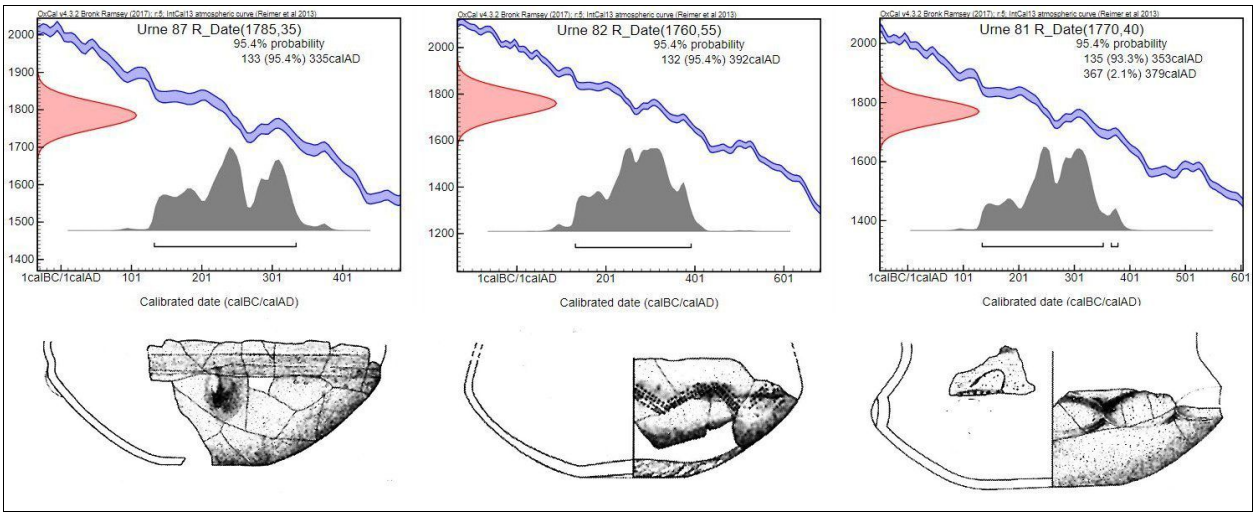
Wer bei dieser offensichtlich sehr alten Urne zweifelt, dass es sich um ein Gefäß vom Typ Friedenhain-Přešťovice handelt – ein Beweis ist in der Tat nicht zu führen –, betrachte die beiden folgenden Urnen 06 und 18, bei denen wegen der Form und Schrägriefung ein Zweifel weitgehend ausgeschlossen ist.

Hier finden sich Wahrscheinlichkeitsraten von jeweils 84,6 % und 94,6 % für sehr ähnlich Zeiträume im **2. oder 3. Jahrhundert**, wobei zusätzlich die Kongruenz der Gesamtkurve die Vergleichbarkeit der Brände (und damit letztlich auch die Güte der Analyse) belegt. Beide Urnen wurden wohlgemerkt nicht nebeneinander aufgefunden und scheinen doch aus exakt derselben Zeit zu stammen.



Kauerlacher Urnen 06 und 18 n. Masanz, mit einem Radiokarbonalter von 1815 ± 35 und 1835 ± 35.

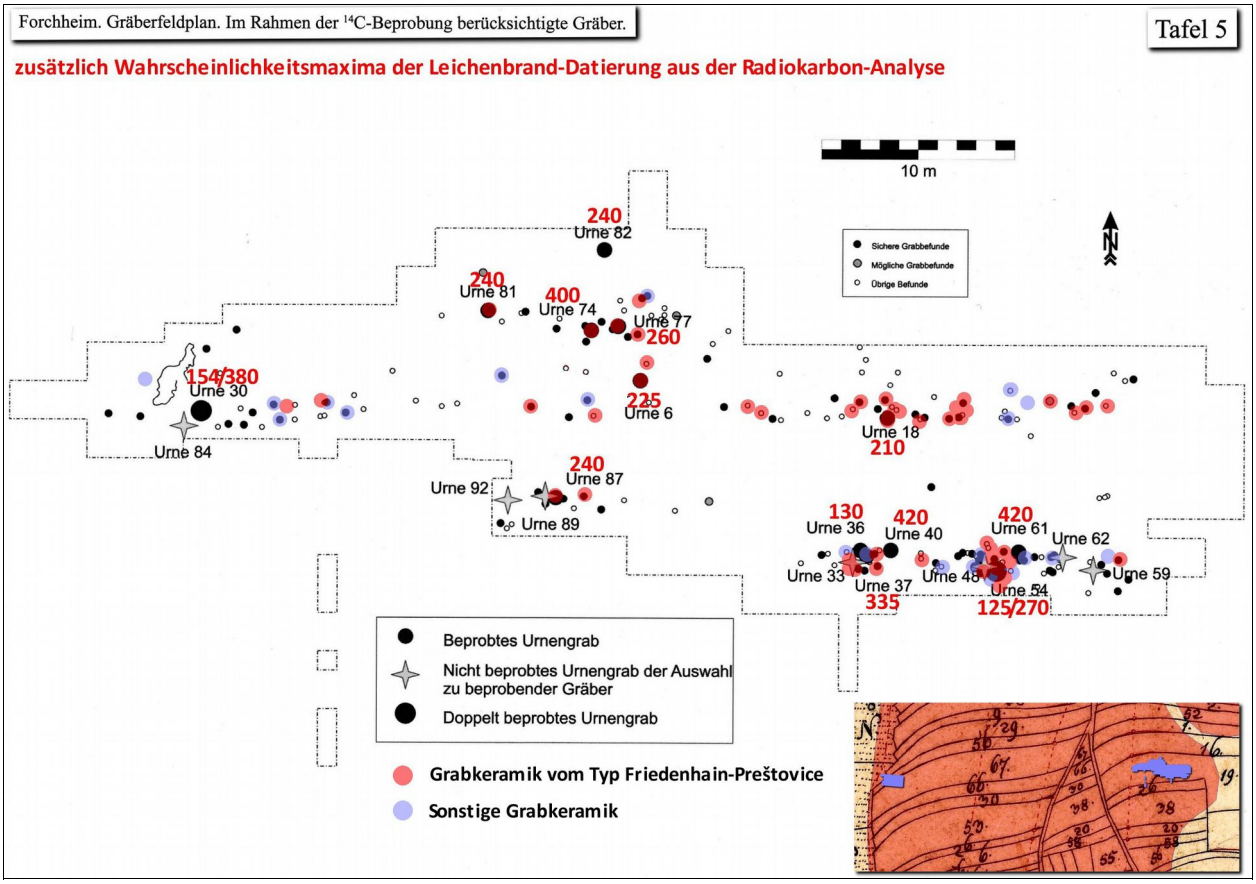
Von den drei folgenden Urnen sind zumindest die linke und mittlere klar dem Typ Friedenhain-Přešťovice zuzuordnen. Auch sie weisen sehr kongruente Wahrscheinlichkeitsmaxima auf.



Kauerlacher Urnen 81 (Radiokarbonalter 1770 ± 40), 82 (1760 ± 55) und 87 (1785 ± 35).

Es folgt in Ergänzung zur Masanz'schen Arbeit eine Darstellung der Kauerlacher Grablegen in der topografischen Verteilung, wobei wir nach Keramik vom FP-Typ (rot) und vom Nicht-FP-Typ (blau) unterscheiden und der KFP-Keramik grob ein ungefähres Bestattungsjahr (nach der Radiokarbonanalyse) zuweisen.

Unsere Hoffnung, damit zu erkennen, in welcher zeitlichen und räumlichen Abfolge das Gräberfeld belegt wurde, hat sich nicht erfüllt, die jeweiligen Urnen-Formen finden sich zwar punktuell gehäuft, ansonsten aber relativ unregelmäßig über die gesamte Länge des Gräberfeldes verteilt.



Tafel 5 aus Maranz, Brandgräberfeld Freystadt-Forchheim, ergänzt durch eigene Eintragungen.

Der Rückschluss, dass es sich hier um systematisch belegte Urnen-Reihen nach altgermanischem Bestattungsritus handeln könnte, ist nicht ganz so sicher möglich wie z. B. im Gräberfeld von Přešťovice, das wir im nächsten Kapitel besprechen. Dies liegt zum einen daran, dass an der Schwarzach nur ein sehr kleiner und vermutlich nicht vollständiger Grabbezirk erschlossen wurde, zum anderen an der Tatsache, dass hier wegen der geringen Tiefe der Grablegen eine erhebliche Verschleppung durch neuzeitliche Verpflügung stattgefunden haben kann. Zum Vergleich haben wir im umseitigen Urnenplan rechts unten den alten Feldverlauf, wie er sich nach dem k.-b. Urkataster von ca. 1830 ergibt, eingeblendet. Hier wäre vor allem für das westlichste Urnenfeld eine leichte SW- bzw. NO-Abweichung der Urnenreihen durch Verpflügung zu postulieren, was tatsächlich der Fall zu sein scheint.

Es bleibt angesichts der ebenso eindeutigen wie frappierenden Befunde der Radiokarbonanalyse vorderhand ein Rätsel, warum der Autor des Dissertationsschrift das Ergebnis mit wenig überzeugenden Gegenargumenten zu entkräften versucht.

Ausführlich beschreibt er z. B. die Gründe, warum die Proben ein zu frühes Alter vorgetäuscht haben könnten – und dies, obwohl die anthropogenen Effekte hier höchstens mit ein paar wenigen Jahren zu Buche schlagen. Bei der weiteren Lektüre der Doktorarbeit wird allerdings rasch klar, dass hier nicht sein konnte, was nicht sein durfte. Wir wollen dies an ein paar Zitaten demonstrieren:

Während z. B. die Aussage *„Am besten durch die ^{14}C-Daten abgedeckt ist der Zeitraum zwischen 250 und 340 n. Chr."* noch den Nagel auf den Kopf trifft, erscheint der unmittelbare Nachsatz nur dazu geeignet, dem Autor und dem Leser die Sache sofort wieder auszureden: *„Während die Daten der Probenserie insgesamt betrachtet plausibel und konsistent, wenn auch etwas ungenau und ein wenig zu alt wirken, so weist die Serie einzelne, nicht vernachlässigbare Probleme auf (Ausreißer, Differenzen bei den beiden doppelt beprobten Urnen) …"* Es folgt eine ganze Kette von relativierenden, aber wenig substanziierten Aussagen zu vermeintlichen Unschärfen der eigenen Untersuchung, die mit den Satz endet: *„Es ist klar festzustellen, dass die ^{14}C-Datierung im vorliegenden Fall nicht den gewünschten Effekt hatte …"*[99]

Den gewünschten Effekt?!

Deutlicher kann man seine Voreingenommenheit nicht aussprechen. Welchen Effekt hatte sich der Autor bzw. sein Doktorvater denn gewünscht? Er ist unschwer zu erraten, denn das Motiv zieht sich wie ein roter Faden durch die gesamte Arbeit: Es geht darum, mit der Vergleichsmethodik der FP-Keramik eine typenbestimmende Eigenschaft zu entziehen und damit nach Kräften die Argumente der Bajuwaren-Hypothese nach T. Fischer et al. zu *„dekonstruieren".*[100]

Dazu musste man aber mit den Befunden ausschließlich im späten 4. und im 5. Jahrhundert verweilen, weshalb die überraschenden Ergebnisse der Radiokarbonanalyse störten!

Die bedauerliche Schieflage der Masanz'schen Arbeit gipfelt in einem Argument, dem wir uns gezielt zuwenden: *„Die – aus archäologischer Sicht – zu alten ^{14}C-Daten"* des Leichenbrandes seien durch die Verwendung zu alter Hölzer bei der Verbrennung der Kauerlacher Toten zustande gekommen.[101]

Es handelt sich hierbei um eine eklatante Fehlbeurteilung:

Bis in jüngste Zeit wurde weder Bau- noch Brennholz über längere Zeit gelagert. Historisches Bauholz (in der Gegend ausschließlich die Föhren und Eichen der Jurahöhen) wurde noch im 19. Jahrhundert, vor Einführung der Holzimprägnierung, grundsätzlich im Dezember des alten Jahres geschlagen, im Januar und Februar des neuen zu Tal gebracht und bereits im März, unmittelbar nach Einsetzen der Tauperiode, verbaut, um einem Wurm- und Käferbefall vorzubeugen.

99 Vgl. Masanz, Brandgräber Freystadt-Forchheim, S. 28.

100 Der modisch-euphemistische, für einen gelernten Altphilologen eher einen sprachlichen Missgriff darstellende Begriff der „Dekonstruktion" meint in Archäologen-Kreisen selbstredend „De-struktion im Sinne von Zerlegung, Zerstörung, Desavouierung von historischen Axiomen und Hypothesen. Die „Dekonstruktion" erscheint als Dissertationsziel bereits im Editorial der Masanz'schen Abeit, „sie sei so zu erwarten gewesen." (M. Pfeil/S. Sommer).

101 Vgl. Masanz, Brandgräber Freystadt-Forchheim, S. 27.

Mit Brennholz (in der Gegend Buchen und Birken) wurde nicht anders verfahren. Holz verliert Jahr für Jahr mindestens 3 % seines Brennwertes! Brennholz für die Leichenbestattung längere Zeit zu lagern hätte bedeutet, dass schon nach wenigen Jahren die für die Leichenverbrennung notwendige Temperatur von über 1000° nicht mehr erreicht worden wäre, bzw. noch mehr Holz dazu benötigt worden wäre als die 15 bis 20 Festmeter, welche allein für die Verbrennung einer Einzelleiche notwendig sind.[102] Wir nehmen an, dass die Kauerlacher Germanen diese Grundtatbestände im Umgang mit Brennholz bereits kannten.

Simulation einer germanischen Brandbestattung, Ausschnitt einer Darstellung aus dem Buch von H. Spitra und U. Kersken: Die Germanen, Bergisch-Gladbach 2007, S. 40. Der Holzstapel ist hier viel zu klein, um die zur kompletten Einäscherung notwendige Temperatur zu erreichen.

Mit anderen Worten: Die Radiokarbondatierung von Holzkohle aus Leichenbrand liegt für historische Zeiträume immer sehr nahe am Fälldatum der jeweiligen Bäume.

Das *„alte Holz“* von Kauerlach ist also als Totschlagargument gegen die Radiokarbonanalyse nicht geeignet, vielmehr ein ziemlich absurder Gedanke, der so nur dem Zeitalter der Öl-, Gas- oder Elektroheizung entspringen kann.

Im Übrigen ist in der besagten Dissertationsschrift gegenteiligen, d. h. sehr wohl zur Frühdatierung passenden Effekten bei der Datierung der Grablegen wenig Raum gegeben. Mit keinem Wort ist z. B. in Betracht gezogen, dass der Herstellungszeitpunkt der Grabkeramik bereits deutlich vor der Entstehung des Leichenbrandes gelegen haben könnte, die Töpferei also möglicherweise bereits zu Lebzeiten des Verstorbenen entstand oder aus einer präexistenten Zier- oder Gebrauchskeramik stammte, mithin die herstellende Germanen-Sippe noch früher als das jeweilige Grab vor Ort war.[103]

Soweit unsere Kritik an der Arbeit von R. Masanz, deren interpretatorischer Teil für uns wegen der *a priori* eingeengten Sichtweise von geringem Wert war.

102 Vgl. zum Aufwand der Leichenverbrennung R. Simek: Götter und Kulte der Germanen, München 2004, 4. Auflage 2016, S. 111.

103 Es ist trotz zahlreicher Einzelfunde, auch außerhalb von Gräberfeldern, nach wie vor nicht geklärt, ob und in welchem Umfang die FP-Keramik zur gehobenen Gebrauchskeramik zählte, selbst wenn manche Fundkonstellation darauf hindeutet und ihre praktische Form grundsätzlich zur entsprechenden Verwendung bei der Speiseablage prädestinierte.

Zwischenbilanz

Trotz verbleibender Unwägbarkeiten erlauben das Brandgräberfeld bei Kauerlach und die Frühdatierung eines Teils seiner Urnen Rückschlüsse von großer Tragweite:

- Eine ausschließliche Datierung der Urnen vom KFP-Typ in die Vökerwanderungszeit, d. h. in das 4. und 5. Jahrhundert, ist nicht länger haltbar. Selbst wenn die Keramik ihren Verbreitungshöhepunkt in dieser Zeit gehabt haben sollte, so erschien sie im Süden der Germania libera viel früher als bisher angenommen, spätestens im 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr.!
- Mit dieser Erkenntnis hat sich mindestens ein Dutzend von Veröffentlichungen selbst namhafter Forscher, die wir z. T. schon erwähnt haben, in großen Teilen erledigt. Es ergibt sich das Desiderat umso intensiverer Forschung zu dieser Keramik-Art für die Zukunft – mit geweitetem Blickwinkel.
- Für uns hat sich mit den Radiokarbondaten von Kauerlach bestätigt, dass unser grundsätzliches Misstrauen gegenüber der rein deskriptiv-analytischen Methodik der Archäologie bei der Funddatierung gerechtfertigt ist. Die förmliche Explosion von Funden ähnlicher oder formenverwandter Keramik im gesamten deutschen Sprachraum in den letzten 20 Jahren und die überbordende wissenschaftliche Diskussion darüber hat speziell bei der KFP-Keramik zu Ketten von Zirkelschlüssen geführt.
- Speziell mit den Gräberfeldern von Friedenhain und Kauerlach ergibt sich für die dort siedelnden Germanen ein geografischer Rahmen, der nach den historischen Quellen für einen Großteil des Stammes der Juthungen gilt. Musste man bisher wegen der Fehldatierung der Keramik in die Völkerwanderungszeit mit solchen Rückschlüssen vorsichtig sein, so ist diese Zurückhaltung nun nicht mehr nötig:

  Der mit der Keramik assoziierte Zeitraum deckt sich vollständig mit dem Auftreten der Juthungen in den Quellen. Ein anderer Germanenstamm, der für die Produktion der Keramik infrage käme, ist nicht in Sicht.[104]
- Wir verkennen nicht die *„bunte Mischung“* der Grabkeramik in der Germanen-Siedlung an der Schwarzach, wo sich neben typischer FP-Keramik auch ganz andere Urnenformen, z. B. steilwandige und amphoren-artige Gefäße, sog. *„spätrömische Töpfe“*, fanden. Die Mischung suggeriert, dass bei Kauerlach über einen langen Zeitraum (von mindestens 3. Jahrhunderten) eine Germanen-Siedlung bestand, die keine völlig homogene Stammestradition aufwies. Die Grabsitte variiert aber nicht nur vor Ort, sondern auch im engeren geografischen Rahmen: So fand sich im nahen Pollanten ein germanisches Kammergrab mit Körperbestattung aus dem 3. Jhd. n. Chr.. Diese Variabilität und zusätzliche Grabfunde in Kauerlach aus früheren Epochen, bis zurück zur Urnenfelderzeit, lassen den vorsichtigen Rückschluss zu, dass der juthungische Vorstoß in die südlichen Siedlungsplätze – im Gegensatz zu früheren Zeiten[105] – kein Massenphänomen mit kompletter Ablösung resp. Vernichtung älterer, vor-germanischer Bevölkerungsschichten war, sondern eher sukzessive erfolgte, durch kleinere Wanderungsbewegungen einzelner Sippenverbände. Vielleicht drückt die Varianz der Keramik auch eine unterschiedliche Spezialisierung einzelner Stammesteile aus. Derartige Rückschlüsse über die Zuwanderung sind allerdings keine ganz neue Erkenntnis, sondern gelten schon seit längerer Zeit und aus anderen Gründen als Stand der Forschung.

104 Wobei wir in unserer Caracalla-Arbeit, a. a. O., deutlich gemacht haben, dass selbst die Ereignisse des Jahres 213 n. Chr. bereits mit diesen Juthungen zu assoziieren sind, nicht erst der Einfall der Juthungen nach Rätien im Jahr 260 n. Chr.

105 Vgl. z. B. die massiert vorgetragenen Einfälle der Kimbern und Teutonen weit vor der Zeitenwende.

Aus den genannten Präliminarien ergeben sich neue Ansatzpunkte und Fragestellungen, denen wir im Folgenden nachgehen:

- Es sollte möglich sein, mit dem Nachweis entsprechender Graburnen in der Urheimat der Juthungen an der Ostsee den Gegenbeweis zu führen, dass es sich bei ihren Schöpfern wirklich um Juthungen handelte. Dies ist ein Ansatzpunkt, der unseres Wissens noch nie in Konsequenz verfolgt wurde.
- Es ist wenigstens eine Hypothese darüber zu formulieren, wie, wann und auf welchen Wegen die KFP-Keramik nach Kauerlach, Friedenhain und Přešťovice in Südböhmen gelangte.
- Last not least sollte eine Klärung darüber möglich sein, welcher kulturelle Sinn diesen so eindrucksvollen Urnen beiwohnt, welche Vorlage aus der konkreten Umwelt der Juthungen den damaligen Töpfer-Künstlern die entsprechende Anschauungsgrundlage bot.

Der Weg der Juthungen aus dem Norden

Wenden wir uns zunächst der archäologischen Methodik des Keramikvergleichs zu. Unsere grundsätzlichen Bedenken dazu haben wir bereits geäußert: Je größer und umfangreicher die Datenbestände ausfallen, desto komplizierter wird die Analyse. Bei zunehmender Komplexität des Verfahrens besteht die Gefahr, dass wichtige Dinge übersehen werden. Je länger und komplexer die Vergleichsketten, desto schwieriger ist auch die Überprüfung ihrer Richtigkeit. Wie falsche Zirkelschlüsse zu falschen Schlussfolgerungen führen, haben wir mit der ausschließlichen Spätdatierung der KFP-Keramik soeben demonstriert.

Wenig zielführend bei der Definition von Stammes-/Sippenverwandtschaften oder der Aufdeckung von Wanderungsbewegungen einzelner Stämme oder Sippenverbände erscheint das Verfahren, Einzelmerkmale von Keramik zum Vergleich heranzuziehen, im vorliegenden Fall z. B. nur Keramik mit Schrägkannelur oder nur Keramik mit Facettierung, und die typenbestimmende Gesamtkomposition dabei zu vernachlässigen.[106]

Hinzu kommt, dass speziell bei künstlerischen Formen wie bei der KFP-Keramik der Ideenraum grundsätzlich viel weiter als der jeweilige Stammesraum zu ziehen ist. Die Kunde gefälliger Keramik konnte über weite Räume hinweg getragen werden, sodass es nicht verwundern muss, wenn Einzelexemplare auch bei nicht verwandten Stämmen oder Sippen nachzuweisen sind.

Zur Widerlegung eines KFP-Keramiktypus ist also der Nachweis ähnlicher Einzelexemplare oder einzelner Wesensmerkmale nicht geeignet. Die Sachlage ändert sich erst, wenn man an vielen Orten gleiche Keramik in so großer Nachweisdichte und in so hoher Übereinstimmung in der Summe der Merkmale findet, dass ein Zusammenhang nicht mehr ignoriert werden kann.

Während uns jüngere Arbeiten zur KFP-Keramik wegen der Präferenz der wenig aussagekräftigen Aufzählung von Einzelmerkmalen wenig überzeugt haben,[107] haben uns die bereits historisch zu nennenden Kartierungen des Ausgräbers von Friedenhain, T. Springer, wenigstens optisch eine gewisse Übersicht verschafft.[108] Springer war es seinerzeit erstmals gelungen, Häufungszonen von Keramik mit den Wesenszügen der FP-Keramik auch in außer-bayerischen und außer-böhmischen Gebieten nachzuweisen und in übersichtliche Karten einzutragen.

Wir wollen im Folgenden die wichtigsten dieser Karten[109] zur Verbreitung schrägkannelierter und oval-

106 Hierzu ein zugegeben vereinfachender Vergleich, der dem Leser den Mangel des Verfahrens mit anderen Worten nochmals vor Augen führen soll: Wollte in ferner Zukunft ein Forscher die Existenz von bestimmten Automobilmarken des 20. Jahrhunderts mit dem Argument zu widerlegen versuchen, dass er bei aufgefunden Autowracks gleich welcher Region und Zeitstellung als Einzelmerkmale immer ähnliche Rückspiegel, Schalthebel, Lenkräder o. ä. nachgewiesen habe, es mithin keine speziellen Automarken oder -formen gegeben haben könne, so würde er damit höchstens die Klientel seiner Zeit beeindrucken, den Menschen von Jetzt, so es sie noch gäbe, aber ein Schmunzeln abringen. Es kommt auf die spezifische Abstimmung von Formmerkmalen in der Summe an, mithin auf die künstlerische Formgebung im Ganzen, um nötige Zusammenhänge zu erkennen, nicht auf Selektion von Einzelphänomenen.

107 Wir beziehen uns hier nicht nur auf die Arbeit von R. Masanz. H. Steuer hat z. B. in einer Arbeit von 1998 nach eigenen Angaben die Karte von Springer ergänzt, dabei aber gänzlich offen gelassen, ob in seiner Karte schrägkannelierte Keramik oder ovalfacettierte Keramik zusammengefasst sind, oder ob es sich um Keramik handelt, die beide Wesensmerkmale gleichzeitig aufweist. Insofern ist die Steuer'sche Karte ohne großen Wert. Vgl. H. Steuer: Theorien zur Herkunft und Entstehung der Alemannen, in D. Geuenich: Die Franken und Alemannen bis zur „Schlacht bei Zülpich“, Berlin 1998, S. 308.

108 Dies, obwohl sich auch T. Springer der Einzelmerkmal-Analyse mit all ihren Unschärfen bediente und auch sonst nicht in all seinen Aussagen überzeugte. So forderte Springer z. B. für die Anerkennung eines Keramik-Typus einen abgrenzbaren Gegentypus, der u. E. gar nicht gegeben sein muss. Vgl. Springer, Brandgräberfeld Friedenhain, S. 84ff.

109 Da sich die Springer'sche Dissertationsschrift nur in Form einer technisch unzulänglichen Mikrofiche-Ausgabe erhalten hat, sind die Karten-Abbildungen unscharf.

facettierter Keramik zeigen, um dem Leser einen optischen Eindruck zu vermitteln:

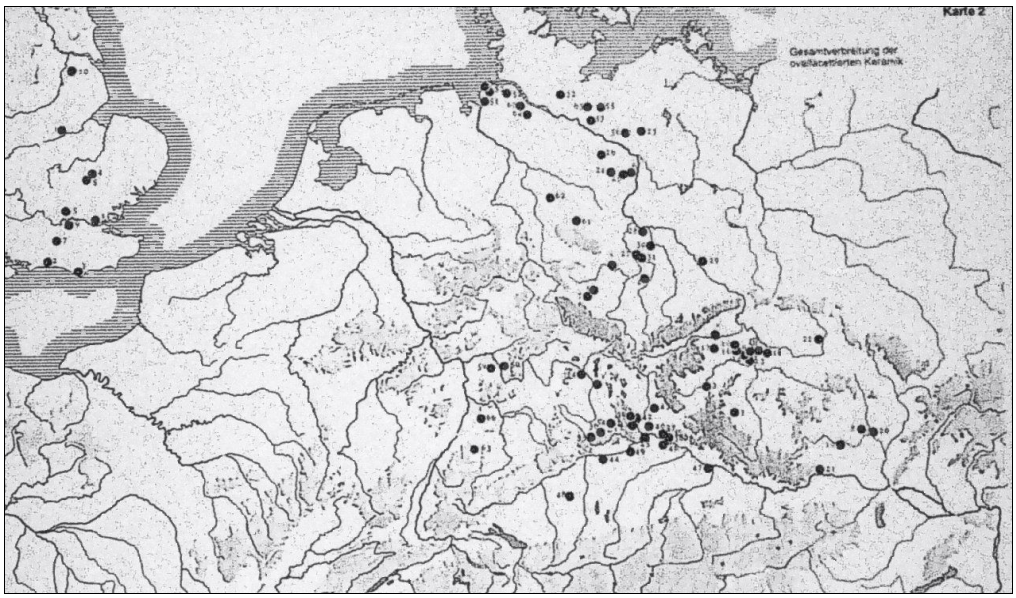
Springer, Brandgräberfeld Friedenhain, Karte 1: Verbreitung schrägkannelierter Flachschalen-Keramik (also nicht nur Gräberkeramik).

Auf der **Karte für schrägkannelierte Keramik** sind folgende Häufungsschwerpunkte gut erkennbar:

- zwischen Altmühl und Naab, also inklusive Kauerlach, dessen Keramik Springer nicht kannte,
- besonders dicht am Oberlauf der Elbe und in Nordböhmen,
- besonders dicht auch westlich des Mittellaufs der Elbe und nördlich der Unstrut,
- in geringerer Dichte und breiter verteilt am Oberlauf des Mains, regional gehäuft auch im Mündungsgebiet von Elbe und Weser und weiter südöstlich, an March, Thaya und Schwarza im Osten.

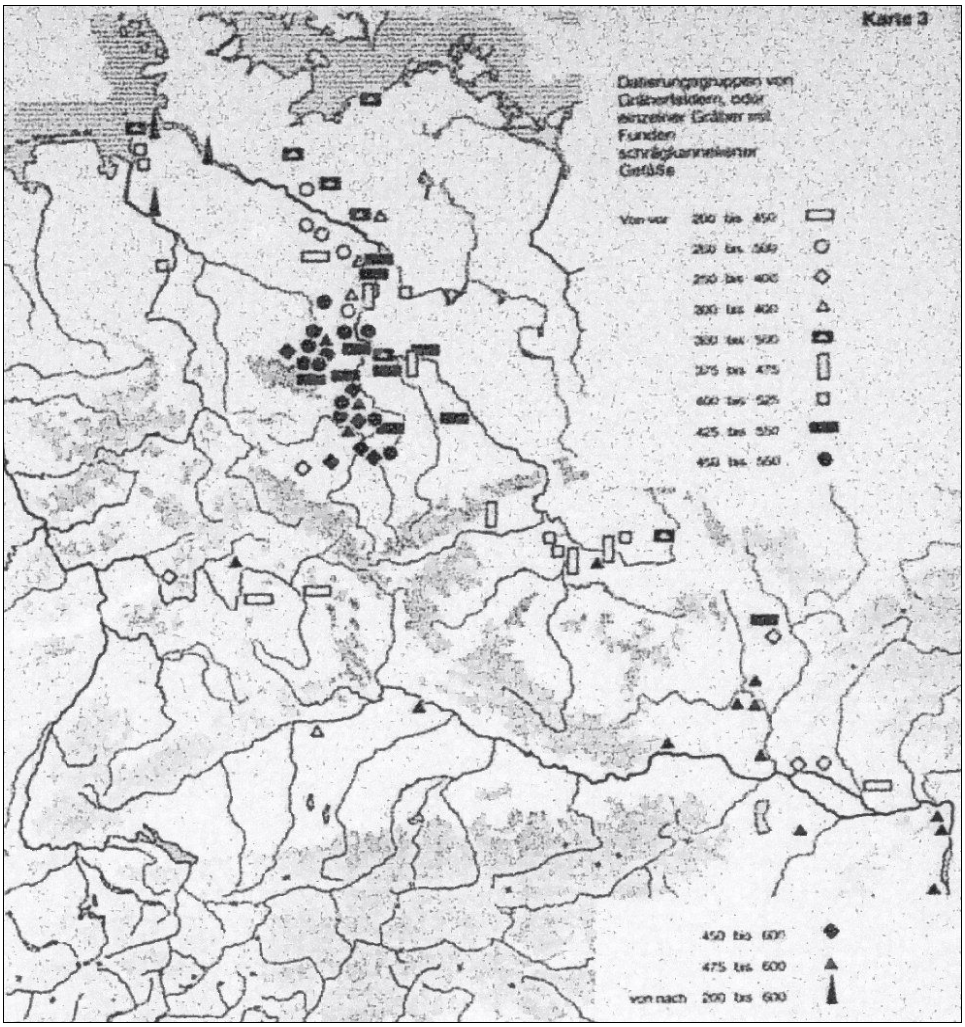
Notabene: Der Fundort Přešťovice ist von keinerlei vergleichbarer Keramik umgeben!

Die nachfolgende **Gesamtkarte für die ovalfacettierte Keramik** korreliert damit grob, wenngleich mit deutlich geringerer Nachweisdichte. Hinzu kommt erstmalig ein Nachweis entsprechender Keramik im Südosten Englands.



Springer, Brandgräberfeld Friedenhain, Karte 2: Verbreitung ovalfacettierter Keramik.

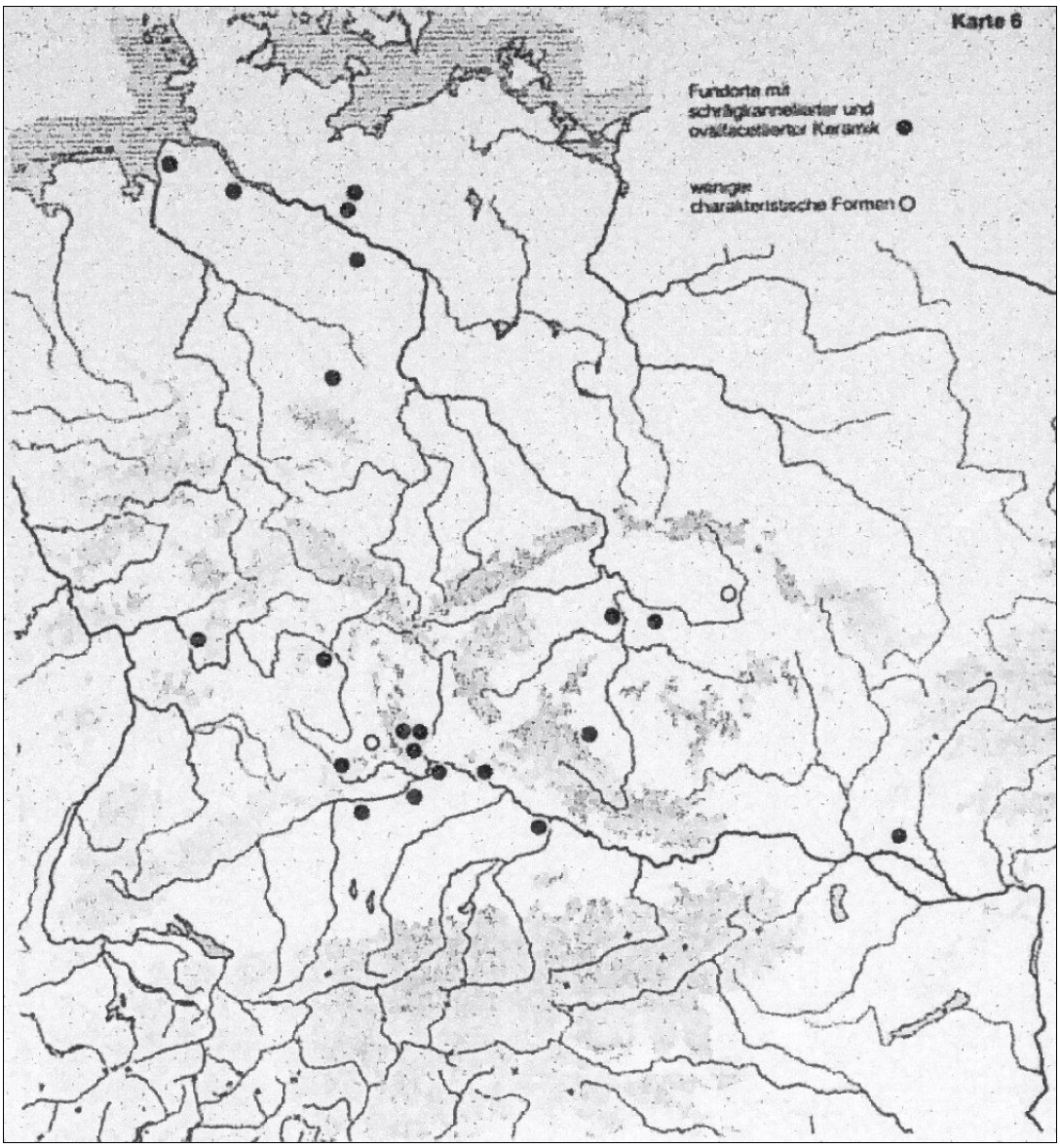
Karte 3 für Gräber mit schrägkannelierter Keramik zeigt exemplarisch, dass sich Springer bereits um eine Datierung bemühte, wobei ihm nur die Vergleichsmethodik zur Verfügung stand. Immerhin wird deutlich, dass Springer nicht auf das 4. und 5. Jahrhundert fixiert war und gerade südlich des Main-Oberlaufs eine relativ frühe germanische Besiedlung in Betracht zog.



Springer, Brandgräberfeld Friedenhain, Karte 3: Datierung schrägkannelierter Keramik.

Wir schließen mit einer Karte, in der T. Springer versuchte, wenigstens zwei der vielen Eigenschaften der Friedenhain-Přešťovice-Keramik zusammenzufassen und überregional abzubilden, wobei hier seine Datenlage offenkundig schon weitaus geringer war.

Immerhin: Auf dieser **Karte für ovalfacettiuerte <u>und</u> schrägkannelierte Keramik** bildet gerade das Gebiet zwischen Altmühl und Naab, also das unmittelbare Einzugsgebiet der Kauerlach-Keramik, den wichtigsten Schwerpunkt; ein weiterer ist am Unterlauf der Elbe erkennbar.



Springer, Brandgräberfeld Friedenhain, Karte 6: Fundorte schrägkannelierter und ovalfacettierter Keramik.

Zwischenbilanz

Wir wollen wegen der besagten Einschränkungen und des nicht-aktuellen Datenbestandes die Springer'schen Karten nicht überstrapazieren und verzichten deshalb auf Rückschlüsse etwaiger Stammesverwandtschaften und Wanderungsbewegungen, welche die Karten mit Sicherheit nicht hergeben, weisen aber auf einige Phänomene hin, welche eine auffallende Korrelation zu den historischen Daten über die Juthungen aufweisen:

- Der erste Fundort der KFP-Keramik, nämlich Přešťovice, nimmt in all diesen Karten eine Solitärstellung ein, er ist nicht von Siedlungen ähnlicher oder gleicher Keramik umgeben.
- Mit gewissen Einschränkungen trifft dies auch für den Fundplatz Friedenhain zu, der ziemlich weit östlich und einigermaßen entfernt vom Häufungszentrum um Naab, Donau und Altmühl zum Liegen kommt.
- Das Gebiet westlich des Mittellaufs der Elbe und an Saale und Unstrut muss zur römischen Kaiserzeit eine außerordentlich hohe Siedlungsdichte aufgewiesen haben. Es entspricht im Wesentlichen der traditionellen Ansicht vom Siedlungsgebiet der Sueben, die auf dem Kölner Matronenstein mit den Juthungen assoziiert werden, und ihres größten Teilstammes, der Semnonen, welche wiederum nach der Inschrift des Augsburger Siegesaltars den Juthungen beigeordnet sind, ohne mit diesen identisch zu sein.[110]
- Die byzantinischen Schriftsteller der Spätantike, allen voran Dexippos, haben die Juthungen mit den Skythen verwoben, was man dem damaligen Sprachgebrauch zufolge als Ostgermanen verstehen muss. Der Maler der Peutinger-Tafel hat die Juthungen begrifflich in den ostgermanischen Stamm der Quaden hinein-verwoben, die Panegyrici Latini diesen direkt an die Seite gestellt. Unter diesen Aspekten erscheint bedeutsam, dass im vermuteten Herkunftsgebiet der *„suebischen“* Quaden, d. h. im tschechisch-slowakisch-österreichischen Grenzgebiet, ebenfalls ovalfacettierte und schrägkannelierte Keramik nachweisbar ist.
- Im Fall der ovalfacettierten Keramik hat F. Springer auch für den Südosten Englands den entsprechenden Nachweis geführt. Wie schon erwähnt, werden die Juthungen von manchen Forschern mit den späteren Jüten gleichgesetzt, welche zusammen mit den Angeln und Sachsen von Jütland aus den britannischen Subkontinent erobert und sich vor allem im Südosten, mit Schwerpunkt in der Grafschaft Kent, niedergelassen haben. Der Nachweis der assoziierten Keramik in Südostengland unterstützt die Hypothese von der Identität beider Völker und vom jütischen Import der Keramik.
- Last not least belegt in unseren Augen die vergleichsweise Seltenheit von Funden, die nur 2 der 7 oder 8 Stil- und Herstellungsmerkmale der KFP-Keramik aufweisen[111], dass der Begriff Typ, Typus oder Fundgruppe für die KFP-Keramik sehr wohl gerechtfertigt ist.

110 Es wurde bereits erwähnt, dass ihr Auftreten in den wichtigsten Quellen weitaus früher erfolgt als das der Juthungen, im ersten vor- und ersten nachchristlichen Jahrhundert.

111 Zur Erinnerung: Flachschalenform, Freihandherstellung, meist Verwendung von dunklen Tonen, bauchiger Umbruch, konischer Hals, Punzierungen und Strichmuster, und nicht zuletzt: Fehlen einer keramischen Urnenabdeckung.

Wenn wir die Hinweise aus den historischen Quellen und den Karten Springers zusammenfassen, so entsteht zwar noch kein klares Bild, aber es ergeben sich wenigstens Umrisse:

- Wegen der hohen Korrelation der Keramik und ihrer Fundorte mit den Quellenhinweisen zu den Juthungen, aber auch wegen des zuvor erschlossenen, erweiterten Zeitfensters erscheint es gerechtfertigt, nun definitiv von der **juthungischen Genese der KFP-Keramik** zu sprechen.
- Aufgrund gleicher oder ähnlicher Bestattungskeramik besteht eine **Verwandtschaft der Juthungen mit den germanischen Stämmen vom Unter- und Mittelllauf der Elbe**. Insofern ist es möglich, sie im weiteren Sinn dem großen Kreis den Elbgermanen zuzuordnen. Dennoch ist diese Zuschreibung unglücklich, denn sie verschleiert die eigentliche Urheimat der Juthungen. Über den Zeitpunkt der Abwanderung der ersten elbgermanischen Stämme an die Mittelelbe wollen wir nicht abschließend befinden; es sollte schon in vorchristlicher Zeit und wahrscheinlich lange vor der juthungischen Wanderung erfolgt sein.
- Es ergeben sich Indizien dafür, dass **Semnonen und Juthungen** ursprünglich aus **Südskandinavien** stammen. Wegen des frühen Auftretens der juthungischen Keramik in Kauerlach ist es möglich, dass juthungische Siedlergruppen direkt von der Ostsee nach Nordbayern eingewandert sind, eventuell über den Oberlauf des Mains und die vakanten Stammesgebiete der Hermenduren, die in den Markomannenkriegen erheblichen Schaden genommen hatten und 170 n. Chr. aus der referierten Geschichte verschwunden waren.
- Wir nehmen **kein längeres Verweilen der Juthungen in Elbgermanien** an. Hierfür war das zur Verfügung stehende Zeitfenster zu kurz und erst recht zu kurz, sich über mehrere Generationen an der Elbe niederzulassen.[112] Insofern kann man die Juthungen kaum als Teilstamm der Semnonen auffassen, selbst wenn es der Bildhauer des Augsburger Siegesaltars in den Raum stellte.
- Nach Přešťovice scheinen die Juthungen und ihre Grabkeramik durch einen ziemlich einmaligen Vorgang gelangt zu sein. Dafür spricht die **Alleinlage von Siedlung und Brandgräberfeld Přešťovice** am Rand der Otava sowie die fehlende Präsenz von juthungischer Grabkeramik in den südböhmischen Nachbarregionen.
- Ähnliches gilt mit gewissen Einschränkungen auch für den Wohn- und Grabplatz **Friedenhain**.
- Später sollte es **Kontakte zu den Quaden** und anderen ostgermanischen Stämmen gegeben haben.

112 H. Steuer spricht hier mit Recht von einem „Durchgangsgebiet“. Vgl. Steuer, Theorien … Alemannen, S. 313.

Die skandinavische Grabkeramik der Juthungen

Unseres Wissens hat sich noch niemand näher mit der Urheimat der Juthungen befasst, die wir an den Küsten von Skagerak und Kattegat, in Jütland und auf den dänischen Inseln vermuten. So ist bis jetzt auch die Frage unbeantwortet geblieben, ob die dortige Grabkeramik Wesensmerkmale der Keramik vom KFP-Typ aufweist. Dementsprechend leer ging unsere erste Literaturrecherche in Dänemark unter dem Stichwort *„juthungische Grabkeramik“* aus. Mangels einschlägiger Literatur verlegten wir uns deshalb auf den Bildvergleich und wurden dabei rasch fündig:

An der Ostküste der Insel Fünen, im Hügelland des Hofes Møllegård, befindet sich das mit 2270 Einzelgräbern größte Urnengräberfeld Dänemarks. Das in 3 Kampagnen, 1875–1881, 1956–1966 und 1988–1993 erschlossene **Gräberfeld Møllegårdsmarken** umfasst Grablegen vom 1. vorchristlichen bis zum 5. nachchristlichen Jahrhundert, wobei die allermeisten Brandgräber mit Urnenbestattung im 3. bis 5. Jahrhundert n. Chr. entstanden, also in etwa zur selben Zeit wie die südlichen Grabfelder mit KFP-Keramik.

Wie zwei Ganggräber mit großen Dolmen im nahen Nyhaveskove belegen, handelt es sich bei dem Bestattungsplatz um ein schon zu prähistorischen Zeiten besiedeltes Land.

MØLLEGÅRDSMARKEN

KULTURARV I DANMARK

2200 døde

Gravpladsen Møllegårdsmarken er Danmarks største gravfelt fra jernalderen. Det var her indbyggerne fra den store og rige bebyggelse i Gudme og fra ladepladsen ved Lundeborg blev begravet. Den rummer mere end 2200 grave. Hovedparten af begravelserne stammer fra 200-tallet til begyndelsen af 400-tallet. De fleste var brandgrave, der suppleres af nogle enkelte jordfæstegrave.

Møllegårdsmarken skiller sig ikke blot ud ved sin størrelse. Usædvanligt er også de mange grave med importerede luksusgenstande. Især romerske drikkeglas, romersk keramik og romersk bronzeservice. Gravgaverne viser os, at mange indbyggere i Gudme var mere end almindelige bønder. Ingen andre steder på Fyn og kun få andre steder i Nordeuropa findes en tilsvarende mængde af luksus.

2,200 burials

The burial site of Møllegårdsmarken is Denmark's largest Iron Age cemetery. This was where the inhabitants of the large and wealthy settlement at Gudme and from the quay at Lundeborg were buried. It contains more than 2,200 graves. The majority of the burials are from between the 3rd and early 5th centuries. Most were cremation graves, with a few isolated interments.

Møllegårdsmarken is distinctive not only for its great size. The many graves containing imported luxury goods, Roman glass drinking vessels, ceramics and bronze tableware especially, are also unusual. The grave goods tell us that many of the inhabitants of Gudme were more than ordinary farmers. At no other location in Funen and at very few sites elsewhere in Northern Europe has anything like this scale of luxury been found.

2200 Tote

Der Grabplatz Møllegårdsmarken ist das größte eisenzeitliche Gräberfeld Dänemarks. Hier wurden die Einwohner der großen, reichen Siedlung in Gudme und des Ladeplatzes bei Lundeborg bestattet. Der Platz weist über 2200 Gräber auf. Der Großteil der Bestattungen stammt aus dem 3. Jahrhundert bis Anfang des 5. Jahrhunderts. Die meisten Gräber sind Brandgräber.

Møllegårdsmarken ragt nicht nur durch seine Größe heraus. Ungewöhnlich sind auch die vielen Gräber mit importierten Luxusgegenständen, darunter insbesondere römische Trinkgläser, römische Keramik und römisches Bronzeservice. Die Grabbeigaben zeigen, dass viele Einwohner in Gudme mehr waren als gewöhnliche Bauern. Nirgends sonst auf Fünen und nur an wenigen anderen Stellen in Nordeuropa gibt es eine vergleichbare Menge von Luxus.

Strækningen mellem Gudme og Lundeborg er et af de rigeste arkæologiske områder i Danmark. Kortet viser de vigtigste fund af bopladser (⬟), skattefund (⬭) og gravpladser (▬) fra jernalderen, samt et gammelt vejspor fra kysten (⊛).

Urner fra Møllegårdsmarken

FÅ MERE VIDEN:
www.kulturarv.dk
www.1001fortaellinger.dk
www.1001stories.dk
www.natmus.dk/sw4509.asp

Schautafel am Gräberfeld von Møllegårdsmarken.

Sämtliche Funde von Møllegårdsmarken lagern heute im Stadtmuseum Odense, dem wie bei allen dänischen Museen eine archäologische Fachabteilung angegliedert ist.[113] Dieser Fachabteilung ist es zu verdanken, dass nahezu der komplette Fundschatz von Møllegårdsmarken unter der Bilder-Plattform *„Flickr“* online einsehbar ist.[114]

Bei den Graburnen von Møllegårdsmarken findet sich, zumal diese mehrere Epochen umfassen, ähnlich wie bei den süddeutschen und böhmischen Fundplätzen der KFP-Keramik, eine ausgesprochene Formenvielfalt, die von flachen Schalen bis zu ausgeprägt bauchigen oder steilwandigen Töpfen mit oder ohne Henkel reicht, mithin eine Formenvielfalt, wie sie auch für andere dänische Urnenfelder beschrieben ist.

113 Online unter: http://museum.odense.dk/en/knowledge/knowledge-archaeology/archaeology.
114 Online unter: https://www.flickr.com/photos/odensebysmuseer.

Nichtsdestotrotz lässt sich unter den Urnen von Odense eine große Gruppe von Gefäßen ausmachen, welche einander sehr ähneln und insgesamt recht eindeutig die Grundformen der KFP-Keramik wiedergeben. Was diese weitlumigen Schalen mit bauchigem Umbruch, mit Schrägriefen, Ovalfacetten und Bandmustern von den südlichen Urnen unterscheidet, ist lediglich der vergleichsweise höhere Oberrand. Warum dies so ist, wird sich herausstellen.

Es folgen zunächst ein paar Beispiele aus der Odenser Sammlung, welche die nahe Verwandtschaft mit der KFP-Keramik verdeutlichen. Unter diesen Urnen finden sich übrigens – bisher noch nicht besprochen – auch Schalen mit umlaufender Zipfelung und damit eine weitere Analogie zur KFP-Keramik.

Lerkar (Urne) Inventarnummer OBM/FS110432, Odense Bys Museer, Flachschalenurne mit angedeutet schräger Ovalfacettierung und Bandmuster, Oberrand schlecht erhalten.

Lerkar (Urne) Inventarnummer OBM/FS10819, Odense Bys Museer, Flachschale mit ausschließlichen Band-/Strichmustern und hohem konischem Rand.

Lerkar (Urne) Inventarnummer OBM/FS10957, Odense Bys Museer, Flachschale mit Schrägriefung, Stich- und Bandmustern und nahezu manieriert hohem Rand.

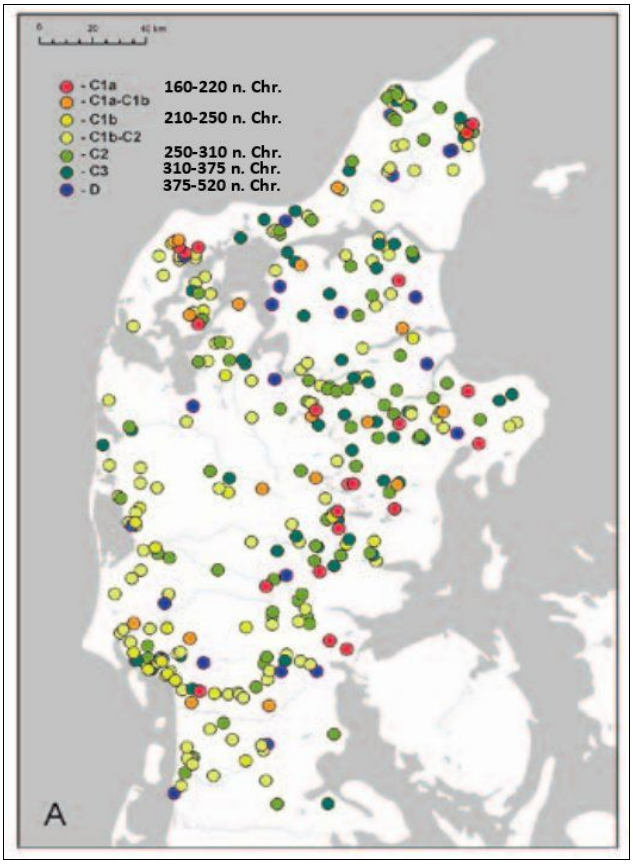
Lerkar (Urne), Inventarnummer OBM/FS10404, Odense Bys Museer, sogenannte „Zipfelschale“ mit Standfuß, seitlichen Ausziehungen, Bandmustern mit Schrägriefen und hohem Rand.

Mit diesen Urnen von Møllegårdsmarken, in der anzunehmenden Urheimat der Juthungen, liegt eine Grabkeramik vor, deren Prototyp die Vorlage für alle ähnlichen Urnen an der Elbe und anderen Flüssen, speziell aber auch für die KFP-Grabkeramik, abgegeben haben könnte.

Analogien zur KFP-Keramik gibt es in Dänemark auch bei den Grabbeigaben,[115] mit denen wir uns im nächsten Kapitel näher befassen.

Leider liegen uns aktuell keine vergleichbaren Bild-Übersichten aus den anderen Museen Jütlands vor.

In jüngerer Zeit hat die polnische Wissenschaftlerin M. Przybyla von der Jagiellonski-Universtät Krakau, in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Zentrum für Baltische und Skandinavische Archäologie (ZBSA), begonnen, die jütländischen Grabfunde der späten römischen Kaiserzeit zu analysieren und einer gewissen Systematik zu unterziehen.[116]



Graphik aus der Arbeit von M. Przybyla, unsererseits ergänzt mit konkreten Jahreszahlen.

Zwar liegt uns aktuell noch keine Übersicht der Urnenformen aus den untersuchten Gräberfeldern vor, jedoch ist die publizierte Vorweg-Beobachtung M. Przybylas hochinteressant, dass aufgrund der erhobenen Befunde an der Wende vom 2. zum 3. Jahrhundert eine signifikante Destabilisierung und Entvölkerung Jütlands stattgefunden haben muss.[117]

So konnte z. B. der Zeitstufe C1a nach Eggers (160-220 n. Chr.) nur die verschwindend geringe Gräberquote von 1,4 % zugewiesen werden.

In dieser Zeit scheinen in Dänemark große Dörfer plötzlich durch Einzelgehöfte ersetzt worden zu sein, größere Gräberfelder wurden zugunsten kleinerer Nekropolen mit Körperbestattung aufgegeben, auch die Anbaumethoden änderten sich.[118] Später, an der Wende der Stufen C1b und C2 nach Eggers, d. h. ab ca. 220 n. Chr., wurden in Jütland nach und nach wieder reichlich neue Siedlungskammern angelegt.

Die Gründe für diesen Bruch bleiben vorderhand unklar, die Autorin diskutiert wirtschaftliche Schwierigkeiten als Hauptursache.[119]

Interessanterweise soll ein ähnlicher Bruch auch schon zwischen der Zeitenwende und 75 bis 100 n. Chr., also in den Stufen B1 und B2 nach Eggers stattgefunden haben. Im Museum Sønderjylland wird dieser frühere Bruch beispielhaft am südjütländischen Dorf Galsted bei Hadersleben demonstriert:

115 So wurde z. B. im Grabhügel von Egehøj Brandgräber mit Urnenharz aufgefunden.

116 Vgl. M. Przybyla: Erste Etappe der Untersuchungen zu Grabfunden aus der jüngeren und späteren Kaiserzeit in Jütland, in: Zentrum für Baltische und Skandinavische Archäologie (ZBSA), Jahresbericht 2013, Gottorf, Schleswig 2014, S. 34ff.

117 Bereits zur Zeitenwende waren Jütland und die dänischen Inseln relativ dicht besiedelt gewesen. Vgl. J. Hoops: Reallexikon der Germansichen Altertumskunde, Bd. 5, Berlin New York 1984, S. 164f.

118 Vgl. M. Przybyla: Funktion und Bedeutung der Eliten für die kulturellen Veränderungen im 2./3. Jahrhundert an der Nordseeküste, in ZBSA, Jahresbericht 2012, S. 32.

119 Vgl. Przybyla, Grabfunde, S. 37 und Przybyla, Eliten, S. 32.

Um das Jahr 0 herum lag die Germanensiedlung von Galsted auf einem schon zur Bronzezeit mit einem Monumentalgrab versehenen Hügel. Die Langhäuser waren ungefähr gleich groß und das ganze Dorf war von einem gemeinsamen Zaun umgeben (linkes Bild). Um 75 bis 100 n. Chr. wurde das Dorf bei weitaus geringerer Bevölkerungszahl komplett umstrukturiert. Der gemeinsame Zaun war plötzlich aufgegeben, die Anzahl der Bauernhöfe wurde von 13 auf 9 reduziert, jeder Hof bekam sein eigenes, nun viel größeres Hofareal. Östlich des Dorfes wurde eine Begräbnisstätte errichtet, die 8 regulären Bauernhöfen gemeinsam war. Hier wurden gewöhnliche Bauern/Krieger in Urnengräbern bestattet. Der 9. Hof zeigte große Häuser, war aber nicht umzäunt, dagegen mit einem etwas reicher ausgestatteten Grab versehen.

Wir wollen dieses Dorf nicht weiter diskutieren, aber die Unterschiede sind frappant.

Schautafeln zum historischen Galsted im Museum Sønderjylland.

Es handelt sich im kaiserzeitlichen Dänemark um einen doppelten Bruch mit Bevölkerungsrückgang, jeweils umrahmt von Phasen stärkerer Besiedelung, ohne dass vorderhand die Hintergründe für den Wechsel klar erkennbar sind.

Der Rückschluss auf zwischenzeitlich eingetretene Naturkatastrophen liegt nahe, zumal nach antiken Autoren eine Sturmflut und ein Temperatursturz mit nachfolgenden Ernteausfällen schon um 120 v. Chr. die in Nordostjütland ansässigen Kimbern zum Zug ins Römische Reich veranlasst haben soll. Dieser Zug endete bekanntlich mit der kompletten Vernichtung des Stammes in Italien (Schlacht von Verona - nicht Vercellae - 101 v. Chr.). In diesem Zusammenhang ist erwähnenswert, dass das Volk der Kimbern (römisch *„Cymbri")* deren autochthon-germanischer Name nach wie vor im Dunkeln liegt, zuvor ziemlich genau über diejenigen die Gebiete nach Süden gezogen war, wo wir später auch die Juthungen vermuten: in Böhmen und das Donaugebiet.

Dennoch ist für beide genannte Zeiträume – um 0 sowie um 200 n. Chr. – die Verschlechterung der natürlichen Lebensbedingungen als Motiv der Auswanderung nur eine Seite der Medaille, wie sich im Folgenden erweisen wird.

Zwischenbilanz

Wir sind weit davon entfernt, erschöpfend Auskunft geben zu können, zumal uns ein Großteil der archäologischen Literatur Skandinaviens nicht zugänglich ist. Dennoch wagen wir es, aus den stichprobenartig gewonnenen Erkenntnissen einige **Arbeitshypothesen** zu formulieren:

- Ein Teil des Volkes, das auf der Insel Fünen zur römischen Kaiserzeit das Gräberfeld von Møllegårdsmarken mit seinen Toten belegt hat, könnte aufgrund der sehr ähnlichen Brandgräbersitte mit dem Volk der Juthungen nahe verwandt, wenn nicht mit ihm identisch gewesen sein.
- Es scheint so, dass die Juthungen um 200 n. Chr. in ihrer angestammten Heimat nach Jahren des Bevölkerungszuwachses aus noch näher zu klärenden Gründen plötzlich unter Druck kamen, sodass es zu einer Auswanderungswelle nach Süden kam. Nach diesem Bevölkerungsabfluss muss Zentral-Dänemark bzw. Jütland vorübergehend relativ dünn, dann aber wieder deutlich dichter besiedelt gewesen zu sein, sodass es, wie schon in den Jahren nach der Zeitenwende, aber auch noch nach 300 n. Chr., zu weiteren Absetzbewegungen kam.
- Wenn die Radiokarbondaten von Kauerlach und unsere Annahme von der Involvierung der Kauerlacher Germanen in den Caracalla-Feldzug 213 n. Chr. stimmen, dann könnten juthungische Sippenverbände im Rahmen der ersten Auswanderungswelle um 200 n. Chr. ihre jütländisch-dänische Heimat verlassen haben, um über den Main-Oberlauf direkt bis nach Kauerlach zu gelangen.
- Eine zwischenzeitliche Umsiedlung an die Mittelelbe und ein Aufgehen im Stamm der Semnonen ist zwar denkbar, doch erscheint uns das zur Verfügung stehende Zeitfenster für einen solchen Zwischenaufenthalt zu kurz. Gleichwohl könnten die suebischen Semnonen nahe Verwandte und Stammesbrüder der Juthungen gewesen sein, zumal diese schon in früheren Zeiten von Südskandinavien (Schleswig!) nach Germanien gekommen waren und sich in größerer Dichte am Mittellauf der Elbe niedergelassen hatten.
- Dasselbe gilt für die weiter östlich nachweisbaren Quaden.

Mit diesen Annahmen bestätigt sich, was wir bereits zuvor vermuteten:

Die Inschrift auf dem Augsburger Siegesaltar, das *„sive Semnones“, darf* nicht überstrapaziert werden!

An dieser Stelle räumen wir auch mit einem von R. Wenskus 1961 geschaffenen Begriff auf, den H. Castritius 1998 so propagierte,[120] dass er nun selbst in lexikalischen Werken zu finden ist:[121] Die Juthungen seien eine *„Jungmannschaft der Semnonen“* gewesen, weil der Wortstamm ihres Namens im Altisländischen soviel wie *„Nachkommen“* oder *„Abkömmlinge“* bedeute.

Wie allein die überkommenen Sprachrelikte aus Dänemark, Norwegen und Schweden belegen, hießen diese Germanen bereits *„Juthungen“* in ihrer südskandinavischen Urheimat, also lange bevor sie mit den Semnonen an der Elbe in Kontakt kamen (falls dies überhaupt je der Fall war)![122]

Leider hat das Schlagwort von der *„Jungmannschaft“* wegen der Griffigkeit der Formulierung die Geschichte der Juthungen um ein weiteres, unnötiges Klischee vermehrt.

---

120 Vgl. H. Castritius: Semnonen, Juthungen, Alemannen, Neues (und Altes) zur Herkunft und Ethnogenese der Alemannen, in: D. Geuenich: Die Franken und die Alemannen bis zur Schlacht bei Zülpich (496/97), Ergänzungsband 19 zur Reihe Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Berlin New York 1998, Neuauflage 2011, S. 356.

121 Z. B. in J. Hoops' Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 28, oder bei K.-P. Johne: Die Römer an der Elbe …, Berlin 2006, S. 269.

122 Zur Erinnerung: E. Schwarz hat sie dort bereits als „Eudoses“ zu Caesars Zeit verortet.

Im Gegenteil: Wenn wir die Altvorderen suchen, als deren *„Abkömmlinge“* sich die Juthungen bezeichneten, dass müssen wir schon in Skandinavien suchen, also entweder nach einem skandinavischen Volk, von dem die Juthungen und vielleicht auch die elbgermanischen Semnonen gemeinsam abstammten, oder sogar nach einer mythologischen Ableitung des Begriffs.

Zu beiden Alternativen werden wir im Weiteren relativ zuverlässige Angaben machen können. Zuvor aber müssen wir uns aus gegebenem Anlass noch näher mit den Grabriten der Nordgermanen beschäftigen.

Über die Seefahrt der Nordgermanen

Zwar haben wir mit den Schalen-Urnen von KFP-Typ eine Form der juthungischen Grabkeramik kennengelernt, doch das Geheimnis ihrer Entstehung, die konkrete Anschauungsgrundlage, die die juthungischen Töpfer bei der Entwicklung der Kunstform vor Augen hatten, und die juthungischen Inhalte des Totenkultes im Allgemeinen bleiben mangels Schriftzeugnissen und sonstigen Hinweisen vorderhand im Dunkeln.

Dennoch sind auch darüber Rückschlüsse möglich, wenn wir uns den Juthungen auf dem Zeitstrahl von zwei Seiten annähern, erstens vor ihren Nachfahren her, den späteren Wikingern, und zweitens von ihren Vorfahren der Bronzezeit her, die wir im Folgenden der Einfachheit halber als *„Kelten“* bezeichnen, obwohl die juthungische Heimat sicherlich am äußersten Rand des keltischen Kulturkreises lag.

Beginnen wir mit den **Wikingern**, jenem skandinavischen Seefahrervolk, das im 8. Jahrhundert n. Chr. als Volk von Welteroberern historisch greifbar wird, dessen Ursprünge aber schon viel früher, etwa ab dem 5. Jahrhundert, anzusetzen ist, also in der Zeit, in der die Juthungen aus den Quellen verschwinden.

Die Schiffssetzung „Ales Stenar“ bei Kåseberga an der Südspitze Schwedens, mit erhöhtem Kielbaum am Bug.

Es ist unbestritten, dass bei aller Diversität der Grabfunde die **Schiffsbestattung** den Hauptbestandteil des Totenkultes der Wikinger ausmachte und für das 7. Jahrhundert weit und breit in Südskandinavien nachzuweisen ist.[123] Das Spektrum reicht dabei von der Eliten-Bestattung in einem echten, hochseetauglichen Holzschiff[124] bis hin zur symbolischen Bestattung innerhalb einer Steinsetzung, welche einen Schiffsrumpf nachahmt.[125]

---

123 Vgl. hierzu R. Simek: Götter und Kulte der Germanen, München 2004, 4. Auflage 2016, S. 109ff.

124 Als berühmtestes Beispiel nennen wir das sogenannte Oseberg-Schiff, ein komplettes, hochseetaugliches Schiff aus Eiche. Das Frauengrab wurde 1904 am Oslo-Fjord ausgegraben und steht heute im Museum. [Link] Neben einigen anderen Grabschiffen ist als Variante auch das wikingerzeitliche Bootkammergrab von Haitabu erwähnenswert.

125 Ein berühmtes Beispiel ist die Schiffssetzung „Ales Stenar“, auf einer Düne an der Südspitze Schwedens, in Schonen. Das Grabschiff von 67 m Länge und 19 m Breite besteht aus 59, bis zu 1,8 Tonnen schweren, aufrecht stehenden Bauta-Steinen und wird in die Zeit um 600 n. Chr. datiert. Die Achse des Schiffes liegt auf der

Grundlage dieser Schiffsbestattungen war die Vorstellung der Wikinger von einer Seereise ins Jenseits, nach Westen der untergehenden Sonne nach.

Dieser Mythos von der Seelenreise per Schiff muss schon zur Wikingerzeit ein uralter Brauch gewesen sein, denn eine Vielzahl anderer **Steinsetzungen in Schiffsform** werden nicht in die Wikingerzeit, sondern in die Zeit vor Christi Geburt datiert, meist in die späte Bronze- und vorrömische Eisenzeit, mithin in die **Zeit der Kelten**. Auch Schiffsgräber dieser Zeit aus anderem Material, z. B. aus Steinplatten oder Pfählen, wurden inzwischen identifiziert. Geografischer Schwerpunkt all dieser Gräber sind die Küsten der Ostsee.

Wir sehen also die Zeit und die Heimat der Juthungen umrahmt vom Glauben skandinavischer Völker, dass sich der Mensch nach seinem Tod auf eine längere Seereise zu Schiff begeben müsse, ehe er in einem westlichen Totenreich zum ewigen Verbleib anlanden kann. In der Edda wurde dieses Totenreich zum Reich der Hel.[126]

Die genannten Totenschiffe sind willkommene archäologische Objekte:

- Schiffssetzungen aus Stein haben den Vorteil, dass sie ggf. Jahrtausende überstehen, der Nachweis also auch schon für ganz frühe Zeiten gelingt.
- Für Hölzer von Schiffsplanken oder Einbäume gilt nahezu dasselbe, wenn ihnen vergönnt ist, unter Sauerstoffabschluss im Schlamm gut konserviert zu werden.

Dadurch ergibt sich allerdings ein schiefer Blick auf den prähistorischen und antiken Schiffsbau, denn es wird damit ein schon seit den menschlichen Anfängen global verbreiteter Bootstypus übersehen, der zwar kein sicheres archäologisches Substrat hinterlässt, aber ebenfalls über lange Zeit zur Totenreise instrumentalisiert wurde:

Es handelt sich um Rundboote aus geflochtenem Schilf oder aus Leder, das über flexible Weiden- und sonstige Holzäste aufgezogen wurde.

Wegen der genial einfachen und effektiven Bauweise sind diese Leichtboote in fast allen frühen Kulturen der Erde verbreitet gewesen, von der Steinzeit an. Ein sicherer archäologischer Nachweis gelingt allerdings wegen der Verderblichkeit der Baumaterialien nur mit wenigen Ausnahmen.[127]

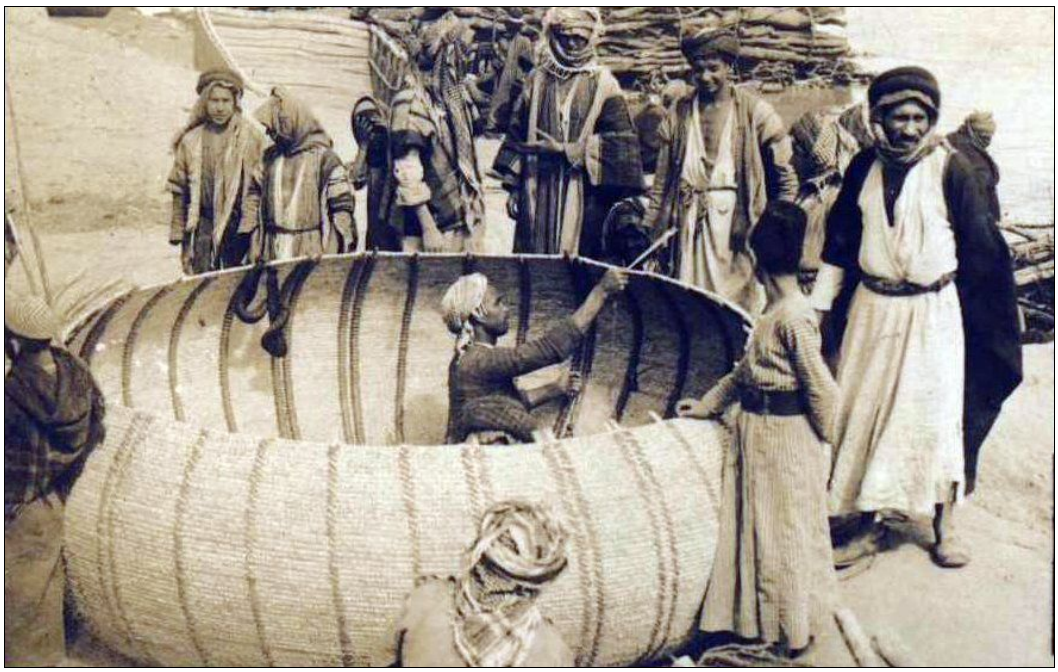
Im Hinblick auf die Zielsetzung dieser Arbeit haben wir allen Grund, diesen Bootstypus näher zu beleuchten, zumal unseres Wissens umfassende Übersichten dazu im deutschsprachigen Raum fehlen:

Es folgt zunächst zur Einstimmung auf die Thematik die historische Abbildung eines *„guffa“* aus dem Irak. Derartige Schilfboote schwimmen noch heute auf Euphrat und Tigris.

Sonnenachse am Tag der Wintersonnenwende (21. Dezember), das Licht der an diesem Tag aufgehenden Sonne sollte wohl das Ende der winterlichen Finsternis ankündigen und mit seinen Strahlen dem Schiff den Kurs aufs Meer zur Totenreise weisen. Ein ausführlicher Bericht einer Schiffsbestattung nach altgermanischer Sitte inklusive Totenfeier und Menschenopfern liegt vom arabischen Chronisten Ibn Fadlan aus dem Jahr 922 n. Chr. vor. Vgl. H. Feld: Das Ende des Seelenglaubens, vom antiken Orient bis zur Spätmoderne, aus der Reihe Religionswissenschaft: Forschung und Wissenschaft, Bd. 10, Berlin 2013, S. 260f.

126 Mit dem in den Liedern der Edda beschrieben Totenreich für gefallene Krieger, Walhall, ist dieses Totenreich nicht gleichzusetzen, eben sowenig mit dem Reich der Meergöttin Ran, welches nur Ertrunkenen galt. Vom Totenreich der nächtlichen Totengöttin Hel erzählt Snorri Sturluson in der Edda, anlässlich der Totenreise des Gottes Baldur auf dem Schiff Hringhorni (mit Brandbestattung!). Dass der Tod für die Germanen keinen Endpunkt bedeutete, mithin der Tote für seine Reise mit seetüchtigem Gefährt und Proviant auszustatten war, ist also aufgrund der Quellen hinlänglich belegt und gilt inzwischen auch für die ganz frühe Zeit als allgemein wissenschaftlich anerkannt. Vgl. z. B. J. de Vries: Altgermanische Religionsgeschichte Bd. 1, Berlin 1983, S. 188. Oder: Simek, Götter und Kulte der Germanen, S. 117f.

127 So wurde z. B. gerade in Korsør und Broksø auf Seeland Reste von Strohbooten gefunden, die in die Steinzeit datieren. Deren Strohbündel waren mit Lindenbast zusammengeflochten worden.



Ein „Guffa“ im Irak.

Selbstredend fand dieser Bootstyp auch im Bereich der indogermanischen Völker Verbreitung, speziell auch der keltischen Völker und ihrer Nachbarn, hier allerdings fast ausschließlich mit einer Bootshaut aus Leder.

- Im Westen Irlands und in Wales, wo sich das keltische Erbe am besten erhalten hat, werden diese Rundboote noch heute gebaut und mit einem Fachausdruck belegt, den wir mangels eines deutschen übernehmen: ***„coracle“***.
- In der hochseetauglichen Variante, bei der die Lederhaut bereits über Kiel und Spanten aufgezogen ist, werden diese Boote ***„curragh“*** genannt, wobei der zugrunde liegende Wortstamm von *„coracle“* und *„curragh“* identisch ist.[128] Auch die Curraghs haben eine vorchristliche Tradition, wie folgende Rekonstruktion verdeutlichen soll:

Nachbau eines „curragh“ als Sonderform des „coracle“, nach einer Vorlage aus dem 1. Jhd. vor Chr.

128 Altirisch „curach“, kymbrisch „corwc, cwrwgl“.

Der **heilige Brendan** (484-577 n. Chr.) soll nach einer altirischen Tradition zwischen 565 und 573 n. Chr. mit einem solchen Lederboot den Nordatlantik durchsegelt und als erster Amerika entdeckt haben.[129] Darüber hat sich eine schöne mittelalterliche Legende aus dem 11. Jahrhundert erhalten:

Darstellung des heiligen Brendan in seinem „curragh", in einem mittelalterlichen Manuskript.

„…profectus est in ultimam partem regionis suae ubi demorabantur (parentes) ejus. At tamen noluit illos videre sed in cujusdam summitate montis extendentis se longe in (oceanum) in loco qui dicitur sedes Brendani fixit tentorium ubi erat (introitus) unius navis. Sanctus Brendanus (et qui) cum eo erant acceptis ferramentis fecerunt unam naviculam (levissimam costatam et columnatam) ex silva sicut mos est in illis partibus et cooperuerunt illam coriis bovinis (atque rubricatis in cortice) ruborino. Et linierunt foras omnes juncturas pellium ex butyro (et miserunt duas alias) paraturas navis de aliis coriis intus in navim et dispendia XL dierum et butyrum ad pelles preparandas ad cooperimentum navis et cetera utensilia quae ad usum vitae humanae pertinent. Arborem quoque posuerunt in medio navis fixum et velum et cetera quae ad gubernationem navis pertinent. Sanctus autem Brendanus fratribus suis precepit in nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti intrare in navim…"

„…Brendan begab sich in die äußerste Küstenregion, wo sein Elternsitz lag, und schlug auf der Spitze einer Landzunge mit dem Namen 'Brendans Sitz' ein Zelt auf, in das ein Schiff hineinpasste. Der heilige Brendan und seine Gefährten besorgten sich Werkzeug aus Eisen und bauten ein kleines Schiff mit einem äußerst leichten Gerippe und Planken aus örtlichem Holz, nach der Tradition des Landes. Darüber wurden in Rinde gegerbte und rot gefärbte Rinderfelle gespannt. Alle Nahtstellen an der Außenseite wurden mit Fett abgedichtet. Bausätze für zwei weitere Schiffe aus anderen Häuten wurden in dem Boot verstaut, auch Lebensmittel für vierzig Tage als Proviant, sowie Fett zum Imprägnieren der Felle und andere Lebensausrüstung. In der Mitte des Schiffs wurden auch noch ein Mast und ein Segel aufgerichtet und die übrige Steuerung des Schiffes installiert. Dann forderte der heilige Brendan seine Brüder im Namen der Dreifaltigkeit auf, das Schiff zu besteigen …"[130]

Zur Konstruktion dieser Boote ist damit bereits das Wesentliche gesagt.

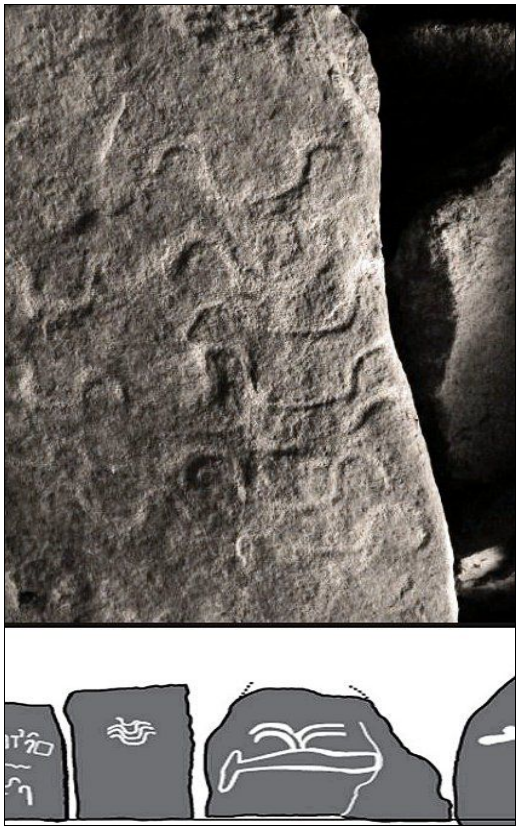
Wenden wir uns nun der Urform der leichten Lederboote zu, den Coracles, welche nichts anderes darstellen als große runde oder ovale Körbe aus Weidenruten, ohne Kielraum oder Spanten, mit einem Überzug aus Rinderhäuten, die mit Teer oder Pech bestrichen sind.[131]

129 Im Jahr 1976 konnte T. Severin mit einem Nachbau von Brendans Boot in der Tat Amerika erreichen.

130 Vgl. Navigatio sancti Brendani abbatis, Kap. 4, MS Bibliothèque municipale d'Alençon, Codex 14, fol. 1r bis 11v, 11. Jhd.. Ähnliche Expeditionen werden von Abt Cormac von Durrow berichtet. Irische Anachoreten sollen per Boot auch die Orkney- und Färöer-Inseln entdeckt haben.

131 Vgl. J. Hoops: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 4, Straßburg 1918–19, S. 100f. Auch W. Vogel: Zur nord- und westeuropäischen Seeschifffahrt im früheren Mittelalter, in: Hansische Geschichtsblätter, Jg. 1907, Bd. 13, Leipzig 1907, S. 172ff.

- Schon in prähistorischer Zeit muss es diese runden bis ovalen Boote gegeben haben, durchaus auch im Zusammenhang mit den Walfang, wie Felsritzungen am **Dolmen von Mane Lud** in der Bretagne zeigen.
- **Pythas von Massalia** (380-310 v. Chr.) soll sich nach antiken Schriftstellern wie Strabon, Erathosthenes und Plinius dem Älteren bei seiner sagenhaften Reise zum Ultima Thule (um 320 v. Chr.) vor der großen Insel *„Pritannike“* (Großbritannien) dieser Lederboote bedient haben, welche damals die Ostimier dazu verwendeten, das von ihnen produzierte Zinn zum Festland zu transportieren.[132]
- Der römische Dichter **Lukan** (39 v. – 65 n. Chr.) berichtet im 4. Buch seines Gedichts *„Pharsalia“* von denselben Booten zu Caesars Zeit:



Bootdarstellungen am Dolmen von Manelud.

> *„…primum cana salix madefacto vimine parvam texitur in puppem caesoque inducta iuvenco verctoris patiens super emicat amnem … sic Venetus stagnante Pado fusoque Britannus navigat Oceano, sic cum tenet omnia Nilus, conseritur bibula Memphitis cumba papyro …“*
>
> *„Aus nassen Gezweig der grauen Weide ist die Fähre geflochten, überzogen vom Stierfell, schwimmt sie leicht, von Schiffern gelenkt … So schifft der Veneter auf dem Po, wenn er über die Ufer tritt, so der Britanne in den Fluten des Ozeans, so wird der mephitische Kahn aus nassen Papyrus gezimmert, wenn der Nil alles aufhält …“*

- Der iroschottische Mönch **Dicuil** (2. Hälfte 8. bis 1. Hälfte 9. Jhd.) beschreibt in seinem Werk *„De mensura orbis terrae“* bei der Entdeckung der Färöer ein längliches Coracle mit 2 Ruderbänken:

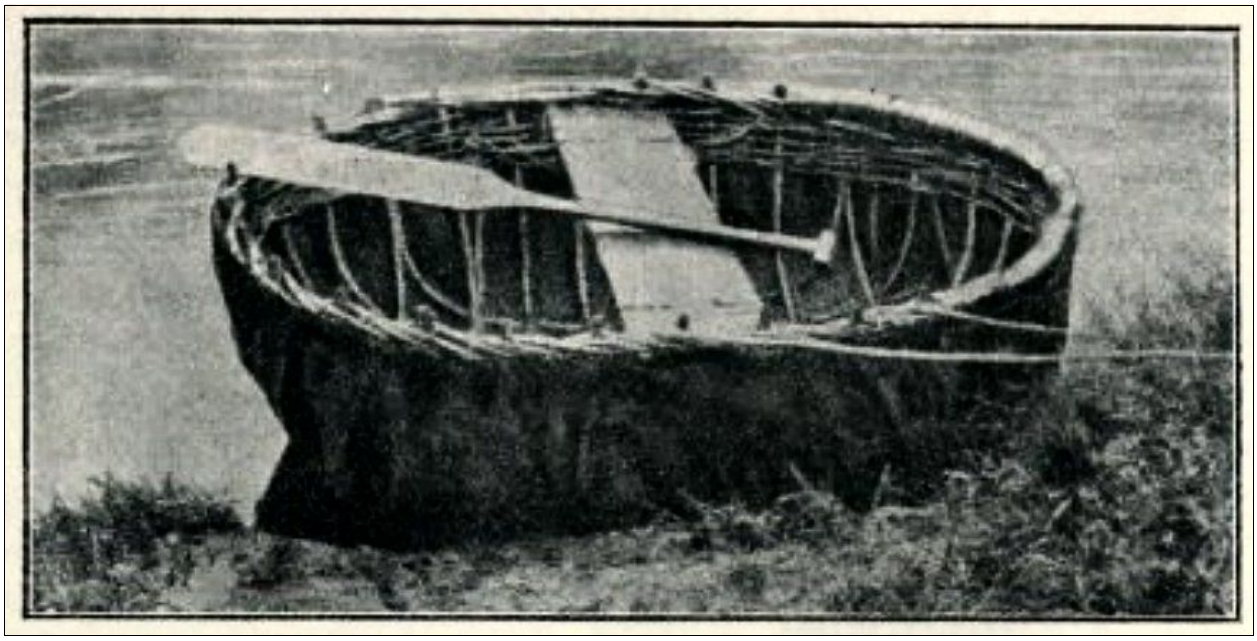
> *„navigans in duorum navicula transtrorum …“*
>
> *„Sie fuhren in Schifflein mit nur 2 Querbänken …“*

- Der gallo-römische Aristokrat **Sidonius Apollinaris** (431-479 n. Chr.) schrieb diese *„Boote aus Korbgeflecht, umspannt mit Rohleder“* den Sachsen zu, also jenem Stamm, der zusammen mit den Angeln und den post-juthungischen Jüten die Eroberung Britanniens unternommen hat:

> *„Quin et Aremoricus piratam Saxona tractus | sperabat, cui pelle salum sulcare Britannum | ludus et assuto glaucum mare findere lembo …“*
>
> *„Auch dem armorischen Strand bangt vor dem sächsischen Seeräuber, dem das britannische Meer mit Leder zu furchen ein Spaß ist, und mit genähtem Boot das blauschimmernde Meer zu durchschneiden …“*[133]

132 Vgl. O. Herde: Auf den Spuren des Pytheas von Massalia, online unter diesem [Link], und die Erwähnungen des Pytheas in den antiken Quellen, herausgegeben von C. H. Roseman: Pytheas of Massalia, On the Ocean …, Chicago 1994.

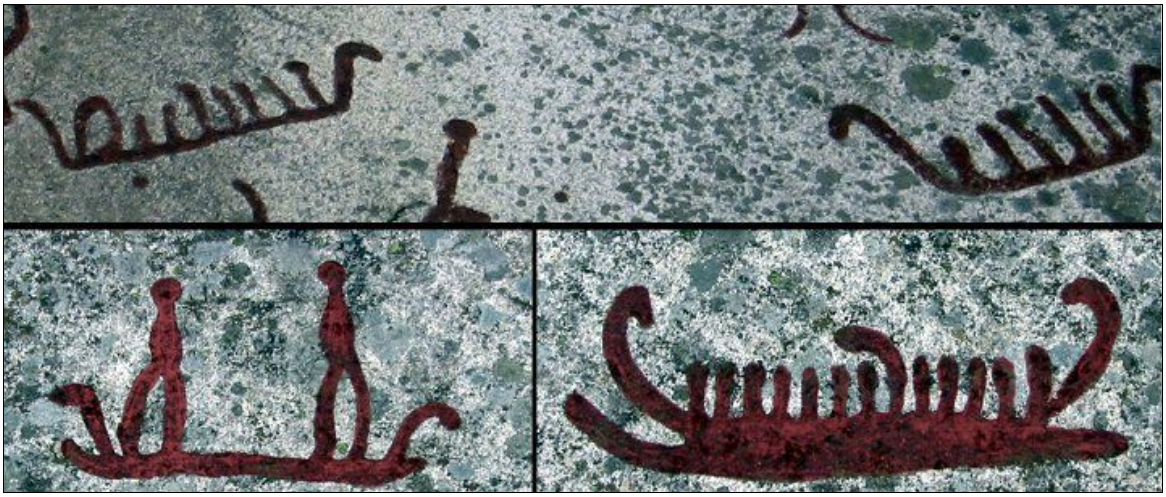
133 Vgl. MGH SS Auct. Ant. Sidonii Carmina VIII 367, S. 212.



Coracle aus J. Hoops: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde..., Bd, 4, Tafel 12, Abb. 12.

Diese leichten Lederboote haben also bei den alten Dichtern durchaus ihren Eindruck hinterlassen – und sie waren, wie wir erfahren haben, sogar im Nordatlantik unterwegs.

- Es handelte sich um einen Bootstyp, dessen sich vornehmlich auch die nordischen Völker der Prähistorie bedienten, nach erhaltenen **Petroglyphen** schon seit der **Hällristningar-Zeit** (Stichwort *„diluvial-skandinavische Küstenkultur“*).[134] Heute kann man in Altas Freilichtmuseum in Nordnorwegen die umiakartigen Lederboote bewundern, die schon vor 6000 bis 7000 Jahren entstanden, oder im Schiffahrtsmuseum Nordfriesland den ca. 3000 bis 6000 Jahre alten Spanten aus Rentiergeweih, vom sog. Husumer Fellboot. Auch die große Felsritzung von Tanumshede in Bohuslän, aus der Zeit um 2000 v. Chr., zeigt entsprechende Darstellungen:



Schwedische Felsritzungen von Tanum/Bonhuslän

134 Das Wort „Hällristingar“ bezeichnet die prähistorischen skandinavischen Felsritzungen (Petroglyphen), welche wenigstens bis in die Bronzezeit, wahrscheinlicher sogar bis ins Mesolithikum zurückreichen. Vgl. hierzu ausführlich E. E. Moll, H. Szymanski: Vorgeschichte des Germanischen Schiffbaues, in: Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie: Jahrbuch des Vereins Deutscher Ingenieure, Bd. 11, Berlin 1921, S. 155ff.

- In den *„Etymologiae“* **Isidors von Sevilla** (560-636 n. Chr.) werden dieselben Boote mit dem römischen Fachausdruck *„myoparo“*[135] belegt und dabei klar ausgesprochen, dass es sich um einen germanischen Bootstyp handelt:

  > *„Myoparo quasi minimus paro. Est enim scapha vimine facta, quae contexta crudo corio genus navigii praebet, qualibus utuntur Germanorum piratae in Oceani littoribus, vel paludibus ob agilitatem …“*
  >
  > *„Das Myoparo ist quasi die kleinste Form eines Paro* (Paro bezeichnet ein Piratenschiff)*. Es handelt sich um ein flaches Boot aus Weidenruten, das mit Rohleder überzogen ist und damit einen Schiffstyp repräsentiert, dessen sich die Piraten der Germanen an den Küsten des Ozeans bedienen, aber* (dieselben Germanen) *wegen ihrer Wendigkeit auch in den Sumpfwasserzonen …“* [136]

Mit den vielen historischen Quellen sollte auch ohne archäologisches Substrat klar geworden sein, dass die Juthungen und andere germanische Völker diese Art von Rundbooten in ihrem Gebrauch hatten.

135 Das „myoparo“ findet als leichtes Beiboot bereits bei Gaius Julius Caesar bzw. seinem General Aulus Hirtius im Bellum Alexandrinum, Kap. 46, Erwähnung. Octavius (alias Octavianus, der spätere Kaiser Augustus) rettet sich damit aus höchster Seenot: „… ipse Octavius se in scapham confert; in quam plures cum confugerent, depressa scapha vulneratus tamen adnatat ad suum myoparonem … - Octavius begibt sich auf einen Kahn. Da sich in diesen jedoch sehr viele flüchten, kentert er und geht unter. Da schwimmt er trotz seiner Verwundung zu seinem Beiboot …“

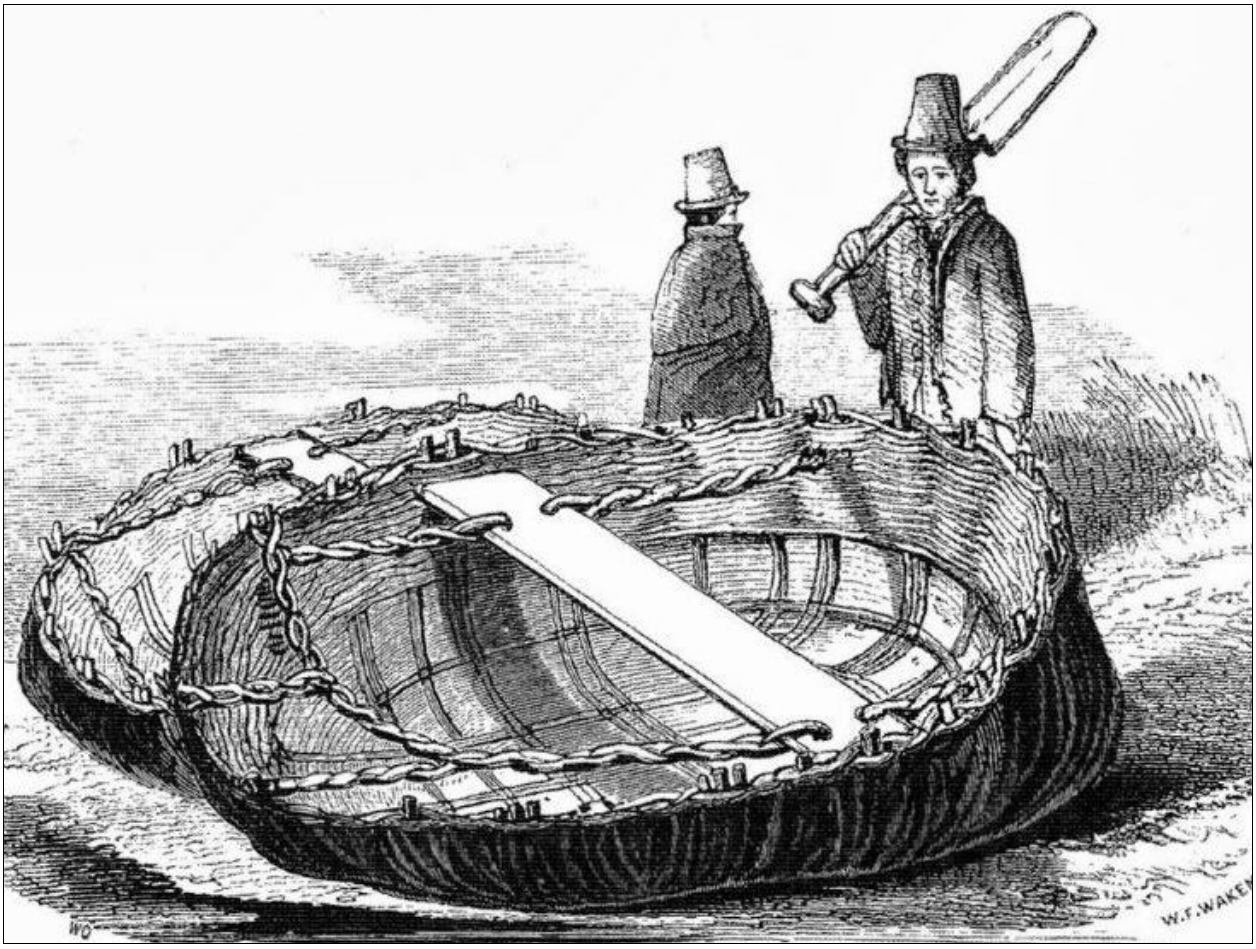
136 Vgl. Isidor von Sevilla, Etymologiae, Liber XIX, Cap. I, De navibus.

Boot-Urnen

Nach dem Exkurs in die Totenwelt und die Schiffsbaukunst der Germanen dürfte dem Leser bereits klar geworden sein, worauf wir hinauswollen.

Da anzunehmen ist, dass auch bei den Brandbestattungen der Juthungen mittels tönerner Urnen die Seelenfahrt des Toten über das weite Meer eine Rolle spielte, und die Juthungen lederbezogene Rundboote der geschilderten Art in Gebrauch hatten, liegt es nahe, in den Urnen vom KFP-Typ **stilisierte Coracles** zusehen, die den Toten die Seelenreise übers fiktive Meer gewährleisten sollten.

Dabei haben wir allerdings einen **Rundboot-Typus mit Reling** vor Auge – ähnlich den historischen Coracles des River Boyne in folgender Abbildung, also aus jener geschichtsträchtigen Flusslandschaft, aus der auch die schönsten Megalithbauten Irlands stammen.[137] Deshalb mag es gerade dort schon zur Jungsteinzeit jene Rundboote gegeben haben.



Stich von W. F. Waken: The Boyne Currachs" im Jahr 1848. Es ist gut erkennbar, dass die Rundboote des River Boyne noch im 19. Jahrhundert über dem eigentlichen Bootskörper eine Reling aus Flechtzeug aufwiesen.

Die Juthungen dürften sich bei der Entwicklung ihrer Grabkeramik an den vorzeitlichen Völkern ihrer Heimat orientiert haben, nicht umsonst nannten sie sich nach diesen historischen Vorgängern die *„Nachfahren"* oder *„Abkömmlinge".* Wer weiß, ob nicht ihre nordischen Nachfahren, die Jüten, diesen Bootstyp nach England importiert haben, also dorthin, wo sich nach T. Springer ebenfalls ovalfacettierte Grabkeramik fand (siehe hierzu die Grafik weiter vorn) und wo noch heute die Boote gebaut werden.

137 Z. B. das jungsteinzeitliche Hügelgrab von Newgrange.

Abbildung aus H. Dannheimer, H. Dopsch (Herausgeber):„Die Bajuwaren", München 1988, S. 64: Hinten je eine Facetten- und Schrägriefenschale von Friedenhain, vorne Facettenschälchen vom Gräberfeld Azlburg I, sowie zwei Schrägriefenschalen von der Bajuwarenstraße in Straubing.

Wenn wir uns beim **Vergleich mit den Rundbooten** die Keramik von Typ Kauerlach-Friedenhain-Přešťovice vor Augen halten, so sind trotz aller künstlerischen Stilisierung die Parallelen zu den Lederbooten der Juthungen frappierend:

- Wie die Coracles weisen die Urnen einen bauchigen Unterteil als Rumpf auf, der Hals entspricht einer stilisierten Reling.
- Unter Feuchtigkeit dehnen sich die Lederüberzüge der echten Coracles aus, d. h. das Leder beult sich zwischen den Staken des Flechtwerks unter dem Wasserdruck von außen nach innen durch, wodurch Dellen entstehen, denen die Ovalfacetten der Keramik entsprechen. Möglicherweise wurde dieser Effekt bei den Booten durch eine bei jeder Stake sich kreuzenden Querverstrebung aus Weidenästen noch verstärkt.
- Die Schrägriefung/Schrägkannelur der KFP-Keramik verdankt ihre Entstehung dem Umstand, dass die zusammengenähten Lederhautscheiben der Rundboote beim Hochbinden zwangsläufig Falten werfen mussten, welche sinnvollerweise alle in einer Richtung umgelegt wurden. Damit gab es beim einseitigen Rudern der Boote einen entsprechenden Strömungs- und Reibungswiderstand, der verhinderte, dass die Boote zu kreiseln anfingen. Vielleicht wurde zu diesem Zweck auch das unter dem Leder befindliche Flechtwerk und die Staken bereits leicht schräg gebunden.
- Die vielen Stich- und Bandmuster der Keramik entsprechen ganz realistisch den unterschiedlichen Ledernähten der echten Boote, welche beim Festzurren des Leders über den Staken entstanden und nach *„Brendans Schifffahrt"* mit Unschlitt, nach anderen Quellen mit Birkenteer[138] bestrichen wurden.

138 Zur Herstellung von Urnenharz aus Birkenteer vgl. J. Junkmanns: Vom „Urnenharz" zum Birkenteer: Der prähistorische Klebstoff Birkenpech, in: Tugium: Jahrbuch des Staatsarchivs des Kantons Zug …, Bd. 17, Zürich 2001, S. 83ff.

- In diesem Zusammenhang fällt auf, dass bei der KFP-Keramik in keinem Fall Abdeckschalen der Urnen gefunden wurden. Vermutlich waren die Urnen, wie auch die Leberboote bei rauher See, mit Lederhäuten überspannt, welche zwischen Reling und Rumpf wie eine Art Schutzdach festgezurrt wurden, sodass aus den Booten quasi unsinkbare Hohlkörper wurden. Damit ein solches Lederschutzdach auch Springfluten aushielt, musste freilich der Hals der Boote konisch geformt sein, damit um die schlanke Taille Seile gelegt werden konnten, die das Leder fassten und festzurrten, ohne abzurutschen. Bei den Boot-Urnen dürfte dies Schüre aus dem bewährten Lindenbast gewesen sein.
- Selbstredend hat sich bei den Graburnen davon nichts erhalten, sowohl die Bastbänder als auch das Leder sind eben vergänglich.
- Nun wird verständlich, warum sowohl bei Kauerlach als auch bei Friedenhain der jeweilige Urnengräber-Friedhof sehr oberflächlich in einer ausgesprochenen Überschwemmungszone[139] angelegt werden konnte: Boot-Urnen dieser Art waren zum Schwimmen prädestiniert, ein Hochwasser konnte ihnen nichts anhaben!

Auch die **Beigabensitte**, in der sich die Gräberfelder von Kauerlach, Friedenhain, Přešťovice und auf Fünen nicht grundlegend unterscheiden, findet durch den Vergleich mit den echten Rundbooten ihre plausible Erklärung:

- Waffen und anderes schwere Gerät spielten bei der Seelenfahrt ins Jenseits keine große Rolle, sie konnten in den Urnen-Booten auch nicht sinnvoll unterbracht werden, also fehlen sie in der Regel.
- Die beigefügten **Beinhülsen** enthielten in stilisierter Form jene **Nadeln**, mit denen die Toten die Häute ihrer Grabboote im Jenseits ausbessern konnten. Vermutlich war in diesem Zusammenhang wie weiland bei Brendans Boot auch Leder den Urnen als Ersatz und Flickzeug beigegeben, nur hat sich dieses aus den bekannten Gründen nicht erhalten.
- Stabiler war der ebenfalls notwendige **Teer aus Birkenrinde**, der oft fälschlicherweise als *„Urnenharz“* bezeichnet wird. Er hat als Klumpen, mitunter auch als fossiler Bernstein,[140] in den Urnen die Zeiten überdauert.
- Besonders kennzeichnend sind die zahlreichen **Silex-Klingen**, die sich in großer Zahl bei Kauerlach und auf Fünen fanden, in geringerer Zahl in Friedenhain und Přešťovice. Besonders in ihnen lässt sich der Hang der juthungischen *„Abkömmlinge“* zu den vorzeitlichen Völkern ihrer Heimat und ihren Gebräuchen erkennen. Es handelte

Oben Silexknollen von Paulushofen, unten Silexabschläge aus dem Spargelfeld bei Kauerlach, sämtlich Lesefunde vom Sommer 2017.

139 In dem einen Fall konnte die Schwarzach, im anderen Fall sogar die Donau breit über die Ufer treten und das Gräberfeld überschwemmen. Nur der Hügel von Přešťovice macht hier eine Ausnahme. Die Urnen konnten, aber mussten nicht zwangsläufig schwimmen!

140 Dass geschmolzener Bernstein Birkenteer als Urnenharz ersetzen kann, erfahren wir von Tacitus, Germania, Kap. 45: „Si naturam succini admoto igne tentes, in modum taedae accenditur, alitque flammam pinguem et

sich hierbei um jene aus archaischen Zeiten stammenden, sehr einfachen, aber umso wirkungsvolleren Schab- und Schneidgeräte, mit denen sich der Tote unterwegs jederzeit neues Rohleder aus Wildhäuten anfertigen und bedarfsweise sogar neue Weidenstaken von den Bäumen schneiden und schälen konnte, wenn er Schiffsbruch erlitt. Ein Gerben der Häute konnte entfallen, es hätte der Elastizität der Lederhaut nur geschadet.

In der Heimat der Juthungen, an den Ostseeküsten, liegen Feuersteinknollen an jedem Strand. Nicht so leicht verfügbar waren sie in den südlichen Siedlungsgebieten, in Bayern und Böhmen nördlich des Limes. Dennoch mussten der Kauerlacher Juthungen nicht weit gehen, um sich für ihre Brandurnen und Feuerzeuge Silex-Knollen zu besorgen. Üblicherweise müsste Silex im Bayerischen Jura ergraben werden, wenn er überhaupt vorhanden ist.[141] Nicht so bei Kauerlach: Nur wenige Kilometer südlich und immer noch auf germanischem Gebiet, findet sich bei dem heutigen Ort Paulushofen Feuerstein in großer Zahl, sogar tage-liegend.[142] Die Knollen mussten von den Kauerlacher Juthungen nur aufgehoben und mit nach Hause genommen werden!

- Gelegentliche **Spinnwirtel** mögen, so sie aus den Urnen stammen, neben der Kleiderherstellung das notwendige Flechten von Schüren, Stricken und Tauen symbolisiert haben.
- Lediglich die mitunter beigefügten Kämme, Fibeln, Perlenschüre und -reifen waren persönliche Accessoires aus im Leben der Verstorbenen, wobei bei den Kämmen nach wie vor nicht sicher ist, ob diese nur Urnen mit weiblichen oder auch mit männlichen Toten betrafen.[143]

Selbst **Rückschlüsse über die Plätze der Bootsfahrt** – im realen Leben als Fischer und im Leben nach dem Tod – sind aus den Urnenformen möglich:

- Die Juthungen von Kauerlach fischten in der Schwarzach und in der flach-sumpfigen Seenplatte des Kauerlacher Weihers, genauso, wie weiland Isidor von Sevilla es beschrieb: *„vel paludibus ob agilitatem … - sie benutzen die Boote auch in den Flachwasserzonen wegen ihrer Wendigkeit“*. Hier kam also den Germanen der fehlende Tiefgang der Boote und ihre außerordentliche Wendigkeit beim Fischen zu gute.
- Als Binnenschiffer im flachen Gewässer benötigten die Kauerlacher Juthungen jedoch bei weitem nicht eine so hohe Reling wie z. B. die Fischer bei Møllegårdsmarken. Der Storebælt zwischen Fünen und Seeland ist sicherlich nicht sehr tief, max. 60 m. Umso mehr neigt er bei Sturm zu hohem Wellengang, was sich insbesondere in Küstennähe unangenehm bemerkbar macht. Dies mag die germanischen Bootsbauer dazu veranlasst haben, die Reling bei ihren Rundboten deutlich höher zu ziehen und wasserdicht zu machen, sodass man in den dortigen, fast fassförmigen Booten beim Fischen mehr stand als saß. Dieser typische Aspekt hat sich auf die Graburnen der Küstensiedlung von Møllegårdsmarken übertragen: Während die süddeutschen und böhmischen Urnen entsprechend niedrig ausfallen, ist der hohe Hals der Urnen am Møllegård auf Fünen ein signifikantes Unterscheidungsmerkmal.
- Mit der nautischen Erfordernis erklären sich dort auch die starken Band- und Seilmuster an den Urnentaillen.

---

olentem, mox ut in picem resinamve lentescit … - Eine Untersuchung des Stoffes, welche den Bernstein dem Feuer aussetzt, ergibt, dass er entzündlich ist wie Kienholz und eine fettige, geruchsverbreitende Flamme entwickelt; allmählich verdickt er sich wieder zu einer pech- oder harzähnlichen Masse …“

141 Wie z. B. im neolithischen Feuersteinbergwerk von Abensberg-Arnhofen, mit seinen 120 000, bis zu 8 Meter tiefen Schächten. Diese Silex-Fundstätte stand allerdings den Kauerlacher Juthungen nicht zur Verfügung, da sie jenseits des Limes Romanus und damit auf Feindesland lag.

142 Erstmalig erwähnt wurden diese Fundstellen von J. Plank: Entwurf einer Geschichte des Ehemaligen Bischof- und Fürstenthums Eichstätt, München 1859, S. 90.

143 Wenn die Juthungen im weitesten Sinn zu den Sueben zählen, dann könnten nicht nur die Frauen, sondern auch die Männer lange, pflegebedürftige Haare (mit dem sog. Suebenschopf) getragen haben. Selten fanden sich auch Münzen, die mit der Seelenfahrt vermutlich nichts zu tun haben.

- Sowohl bei Møllegårdsmarken als auch in den germanischen Grabfeldern außerhalb der eigentlichen KFP-Keramik, z. B. bei Prag, an der Mittelelbe und andernorts, fanden sich seitlich rundum ausgezogene Schalen, die wegen dieses Merkmals mit dem Begriff *„Zipfelschalen“* belegt werden. Auch dies kann mit der Bootsbautechnik zu tun haben:

  Wenn um ein Lederboot nach außen gebogene Weidenruten ringsum eingeflochten wurden, dann vergrößerte dies die Wasserauflagefläche und schuf so einen zusätzlichen Schutz vor Kentern. In den windarmen Flachwassern an der Otava bei Přešťovice, an der Schwarzach bei Kauerlach und an den Seitenarmen der Donau bei Friedenhain, also an den Orten der typischen KFP-Keramik, scheint dieser Effekt keine Rolle gespielt zu haben, also findet man dort auch keine Zipfelschalen.[144]

Links Lerkar (Urne) OBM/FS 10404, Møllegårdsmarken, mit hoher, mehrfach seil-umflochtener Reling und seitlichen Zipfelungen. Rechts Zipfelschale aus dem Körpergrab Prag-Kobylisy, Svoboda 1965/Tafel 50,13.

- Interessanterweise korrelieren nicht nur die südlichen Standorte der KFP-Keramik, sondern auch die Orte Yding in Nordjütland und Yddinge sowie Yddingesjön in Südschweden, also jene Orte, in denen sich der Name der Juthungen bis heute als Ortsbezeichnung gehalten hat, sehr gut mit der Binnenfischerei. Dass sich bei beiden Orten größere Seenplatten mit Altbesiedelung finden, wurde bereits erwähnt. Kein Wunder, wenn sich die Fischfang treibenden Juthungen,[145] welche von dort nach Süden gewandert waren, erneut in einer Gegend niederließen, die sie an ihre skandinavische Heimat erinnerte und reiche Fischbeute versprach. Der Juthunge, der sich im südnorwegischen Schärengürtel mit dem Runenstein von Reistad verewigt hat, mag wie die Fischer an der Ostküste vor Fünen mit den entsprechenden Rundbooten küstennahen Fischfang getrieben zu haben – mit dem Land im Rücken.
- Wer jedoch als Germane an der Nordseeküste oder an der westwärts gewandten Ostsee wohnte und des Öfteren auf hoher See durch Sturm und Nacht gegen den Wind kreuzen musste, war von Anfang an besser beraten, mit Booten in See zu stechen, welche über Kiel und Spanten und mit Segel und Steuerruder konstruiert waren. Auch diese gab es, wie es die Hällristningar verraten, bereits seit der Steinzeit, und die vielen Steinsetzungen in Schiffsform passen dazu. Auch der heilige Brendan und später die Wikinger hielten es nicht anders. Boot-Urnen nahmen diese Wesenszüge aus herstellungstechnischen Gründen nicht auf, sie waren zweckmäßigerweise rund gehalten, selbst wenn sie freihand-geformt waren und nicht auf der Töpferscheibe gedreht wurden.

144 E. Weinlich weist bei Kauerlach zwei Urnenscherben dem Typ „Zipfelschale“ zu; erkennbar ist an diesen Scherben aber nur eine besonders ausgeprägte Ovalfacettierung, die allerdings wie bei vielen ähnlichen Schalen dieselbe Stabilisierungsart symbolisieren könnte. Vgl. Weinlich, Urnengräberfeld Forchheim, S. 107f.

145 Der Fischfang an der Küste und in den Fjorden hat in Dänemark eine Tradition über Jahrtausende, war also schon weit vor den Juthungen dort gepflegt worden. Vgl. z. B. die Fischreuse von Halskov in Nordjütland (am Lim-Fjord), die auf 3300 v. Chr. datiert wird.

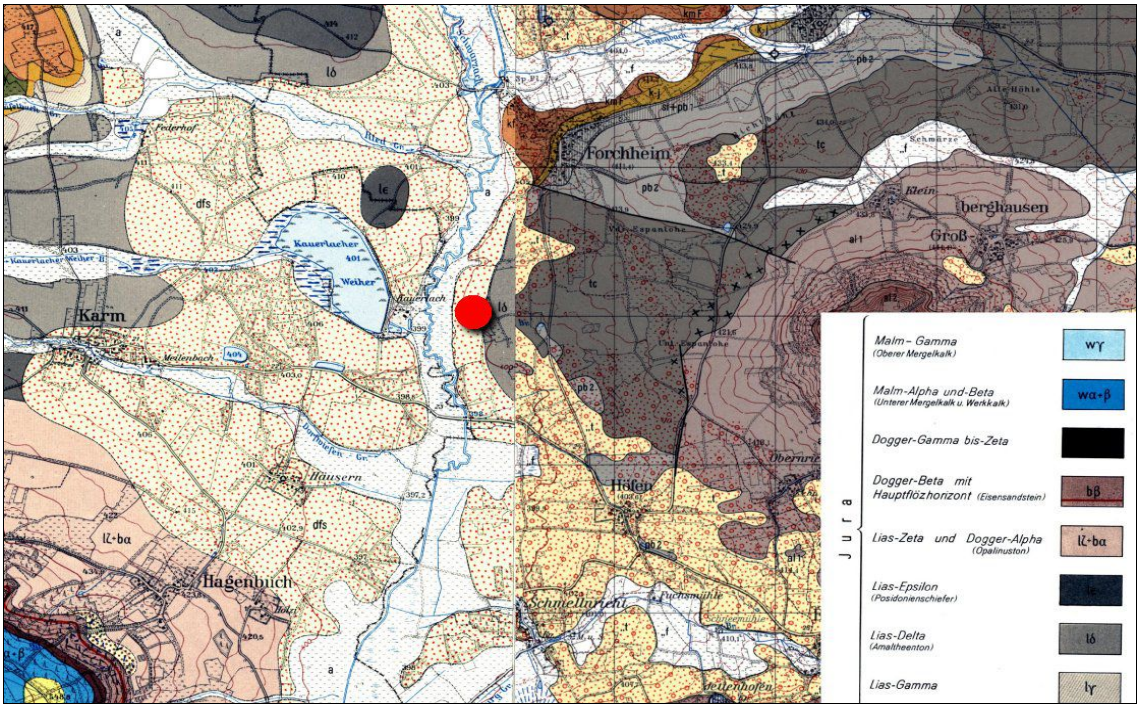
Bei all diesen Analogien und Auffälligkeiten halten wir es für statthaft, bei der Grabkeramik vom KFP-Typ kurz und prägnant von Boot-Urnen zu sprechen.

Noch einige Hinweise zum Schluss, wobei wir uns z. T. wiederholen:

- Weder bei den skandinavischen noch bei den deutschen und böhmischen Grabfeldern der römischen Kaiserzeit erhebt die Brandbestattung in Boot-Urnen einen Alleinvertretungsanspruch. Ganz im Gegenteil: Auf allen Gräberfeldern findet sich auch reichlich Grabkeramik anderer Art. Eventuell waren es nur die Fischer-Familien unter den Juthungen, welche die Boot-Urnen bei der Bestattung ihrer Toten präferierten.
- Da in allen Grabfeldern eine zeitlich gehäuftes Auftreten der KFP-Keramik nicht erkennbar ist, scheint es so, als sei die Zuwanderung im Allgemeinen friedlich vollzogen worden, und in den zugehörigen Streusiedlungen hätten sich ältere, eventuell post-keltische mit jüngeren germanischen Bevölkerungsteilen, auch Fischer mit Ackerbauern, Viehzüchtern, Jägern und Handwerkern gemischt. Es ist auch gut möglich, dass bei Kauerlach der Friedhof nur das Zentrum vieler verstreut liegender Einzelgehöfte darstellte und das Dorf sich auf die Fischersiedlung beschränkte. Weitere handwerkliche Spezialisierung ist bei Kauerlach insofern nachgewiesen, als wir am Rand des Spargelfeldes Schmelzluppen fanden, die ähnlich wie bei der nahen Grubmühle vor Berching eine kaiserzeitliche Verhüttung von Eisenerz in sog. Rennöfen belegen.
- Im Übrigen ist bei Kauerlach im engen regionalen Bezug und für nahezu dieselbe Zeit neben der Brandbestattung auch die germanische Körperbestattung nachweisbar: Das von T. Fischer ergrabene kaiserzeitliche Kammergrab der Stufe C1B (210-250 n. Chr.) im vormals keltischen Verhüttungszentrum von Pollanten, das nur wenige Kilometer entfernt liegt, war wohl ein Fürstengrab; bei der dortigen Körperbestattung mit Waffenbeigabe soll die Ausstattung des Mannes mit drei bronzenen Pfeilspitzen eine elbgermanische Tradition belegen, das Perlengehänge der Frau zwischen 2 Fibeln findet nach T. Fischer ein Korrelat in jung-kaiserzeitlichen Frauengräbern direkt in Dänemark.[146]
- Auch muss die Boot-Keramik nicht der Bestattung allein vorbehalten gewesen sein. Mitunter sprechen Beigabenfunde dafür, dass die Schalen u. U. auch zur gehobene Gebrauchskeramik zählten, zumal sich ihre weitlumige Form für viele halbflüssige und feste Speisen anbot. Nicht auszuschließen ist jedoch, dass die Urnen schon zu Lebzeiten eine rituelle Rolle spielten.
- Kein Wunder, wenn sich die Merkmale der Boot-Urnen in einem weiten europäischen Verbreitungsraum finden. Es handelte sich dabei nicht nur für den heutigen, sondern auch für den damaligen Geschmack um eine ausgesprochen gefällige Form. Der Akzeptanz- und Verbreitungsraum dieser Keramik ist demnach deutlich weiter zu ziehen als die postulierten Stammesgrenzen. Alle diesbezüglichen Untersuchungen, z. T. enormen Umfangs, welche versuchen, mit Nachweisen ähnlicher Keramik an anderen Orten der KFP-Gräberkeramik die typenbestimmende Eigenschaft abzusprechen, scheinen in unseren Augen vor Bäumen den Wald nicht zu sehen.
- Ein Großteil der Boot-Urnen von KFP-Typ ist aus ausgesprochen dunklen, meist schwarz-braunen Tonen angefertigt, sodass sich hieraus ein weiteres Typenmerkmal ableitet. Die eigentliche Herstellungstechnik der Urnen bleibt dabei unklar. Bei den Urnen von Kauerlach muss man allerdings nach Gründen der Dunkel-Färbung nicht lange suchen. Die germanische Siedlung befindet sich in einer Randzone des sogenannten *„Schwarzen Jura“*, wo sich schwarz-brauner Posidonienschiefer, ein bituminöser Tonstein, und grauer Jurensis-Mergel mit dunkelgrauem Amaltheenton

146 Vgl. T. Fischer: Mutmaßliche und gesicherte germanische Kammergräber des 3. bis 5. Jahrhunderts n. Chr. Aus dem Vorland des osträtischen Limes (Berching-Pollanten, Kemathen und Irfersdorf), in: Abegg-Wigg/Lau (Herausgeber): Kammergräber im Barbaricum, Kiel 2014, S. 271ff. Auch J. Bemman: Anmerkungen zur Waffenbeigabensitte und Waffenformen während der jüngeren Römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit in Mitteldeutschland, in: Alt-Thüringen Bd. 40, 2007, S. 263. Zur „elbgemanischen“ Sitte der 3 Pfeilspitzen vgl. auch Steuer, Theorien … Alemannen, S. 291f.

durchmischen.



Zusammenschnitt der Geologischen Karten Bayern 1:25000, Nr. 6833 Hilpoltstein und Nr. 6834 Berching (Stand 18.05.2015). Leider sind die Karten gerade am Stoß in Höhe des Gräberfeldes von Kauerlach nicht kongruent.

Dementsprechend schwarzbraun fällt bei Kauerlach die Muttererde aus. Wie eingangs zu sehen ist, liegt das Gräberfeld heute inmitten eines Spargelfeldes, dessen Bänke aus dunkelgrauen Sand bestehen. Ein unmittelbar östlich sich anschließendes Flurstück hieß nach dem k.-b. Urkataster von 1820 *„Die Schwärz“*. Auch der Fluss, der diese Erden mit sich führte, bezog von deren dunkler Farbe seinen Namen: Schwarzach.

Wenn also Tone vor Ort für die Kauerlacher Grabkeramik verwendet wurden, dann ist die dunkle Farbe mit den genannten Einflussfaktoren erklärt und bedarf keiner anderweitigen Deutung.[147] Wie es sich in diesem Zusammenhang mit der Tonfärbung bei den anderen Gräberfeldern verhält, entzieht sich unserer Kenntnis.

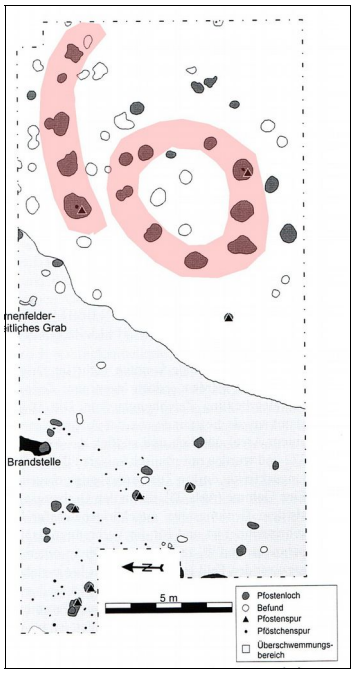
- Soweit die Kauerlacher Boot-Urnen zusätzlichen Grau-Glanz durch Grafit enthielten, sollte man von einem Import des Grafits aus der Gegend von Passaus (bei Hauzenberg) ausgehen, der schon zur Keltenzeit stattfand.

147 R. Masanz ist sich über die Herstellungstechnik aus ortsnahem Ton nicht im Klaren und sinniert u. a. über Beimengungen von Ruß. Vgl. Masanz, Brandgräber Freystadt-Forchheim, S. 138f.

Die juthungische Fischersiedlung von Kauerlach

In Zusammenhang mit den Kauerlacher Boot-Urnen, welche ihre Form aus der unmittelbaren Erfahrungswelt der germanischen Fischer und Töpfer bezogen und wohl vor Ort angefertigt und nicht etwa importiert wurden, gehen wir am Ende noch kurz auf den ergrabenen Siedlungsrest, direkt auf der ehemaligen Wasserkante der Schwarzach, ein.

Es scheint so, als hätten in dieser Kleinsiedlung Rundhütten aus Schilf, ohne Zentralbaum, gestanden. Zumindest ergibt sich dieser Eindruck aus der konzentrisch-zirkulären, von uns in beistehender Grafik farblich markierten Anordnung von Pfostenlöchern eines dieser Bauten.



Der Grabungsplan der Kauerlacher Siedlung nach Masanz, Brandgräber, S. 175.

Dies muss auf den ersten Blick hin verwundern, denn germanische Häuser und Grubenbauten tragen gemeinhin die Rechteckform und sind so auch in der jütländischen Urheimat der Juthungen in reicher Zahl nachgewiesen (siehe Abbildung von Galstedt weiter vorn), z. T. auch in Form von Langhäusern, in denen mehrere Familien zusammen lebten.

Allerdings finden sich im Jütland selten auch rund-ovale Hausformen, wie z. B. am Siedlungsplatz von Kalbygård bei Lasby, nahe dem Mossø und dem Ort Yding.[148]

Die **Markussäule in Rom** zeigt auf einer ihrer zahlreichen Marmortafeln, welche den Sieg des Kaisers Mark Aurel (121-180 n. Chr.) über die Markomannen und Quaden in den Feldzügen der Jahre 172 und 173 n. Chr. darstellen, ein Korrelat für Rundhütten:

Die *„capannae“* der Quaden wurden von den Truppen des Kaisers Mark Aurel ebenso gebrandschatzt wie 40 Jahre später die *„Kauen“* der Kauerlacher Juthungen von Kaiser Caracallas Truppen.

Die runden Schilfhütten der Quaden auf der Markussäule in Rom.Deutlicher als auf dem linken Bild erkennt man auf dem rechten, dass die Dächer der Hütten wie umgestülpte Schilfboote aussehen. Man sieht, wie germanische Frauen mit ihren Kindern in Sklaverei weggeführt werden, während ihre Männer getötet werden. Die Szenerie hat nach Cassius Dio auch beim Caracalla-Feldzug des Jahres 213 n. Chr. stattgefunden, also auch bei Kauerlach.

148 Dort fanden sich jüngst neben einem großen Langhaus 2 Häuser mit gerundeten Ecken, die wie in der Siedlung Kauerlach Doppelwände aufweisen, allerdings im Gegensatz zu diesen auch dachtragende Innenpfosten, was allerdings der veröffentlichten Zeichnung nicht zu entnehmen ist. Vgl. Veröffentlichung des Museums Skanderborg zu Kalbygård: http://www.museumskanderborg.dk.

Interessanterweise sind die Rundhütten auf der Markussäule in Rom den Quaden zugeordnet, jenem donau-suebischen Stamm, der nach den historischen Quellen von einem gewissen Zeitpunkt an mit den Juthungen auf das Engste verbunden gewesen sein muss. Wir werden am Ende dieser Arbeit darauf zurückkommen und diese Verbindung noch genauer spezifizieren.

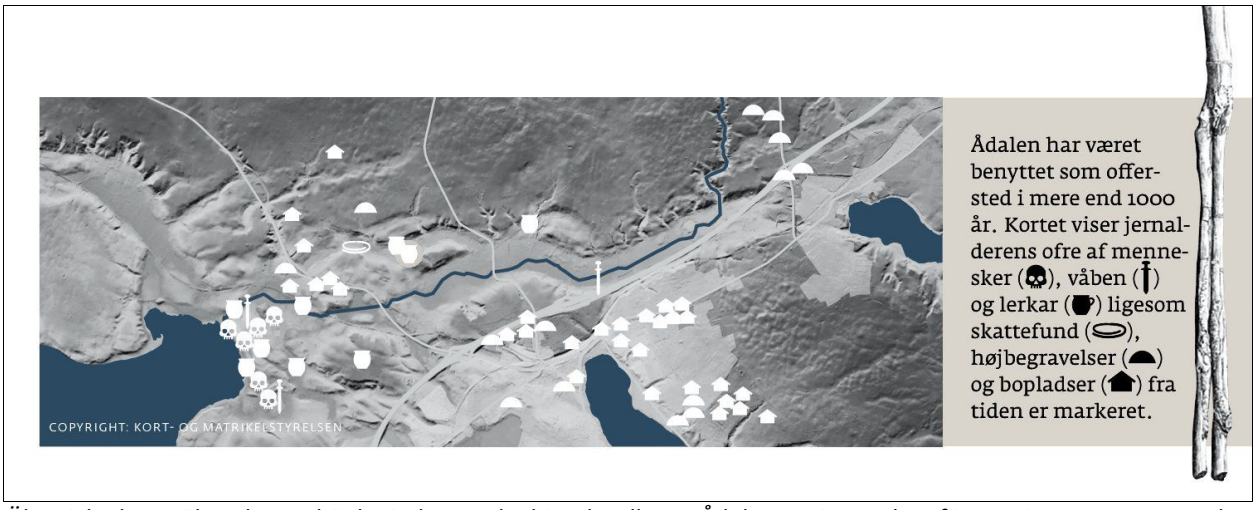
Einstweilen genügt der Hinweis, dass genau diese aus freitragenden Schilfbündeln konstruierten Hütten, ohne Zentralbaum oder Fachwerk, auch am Schwarzach-Ufer bei Kauerlach standen und als Pfahlbauten in größerer Zahl eine Fischersiedlung der Juthungen bildeten.

Hochwasser an der Schwarzach bei Kauerlach, Aufnahme vom 1. Januar 2018. Die ergrabene Rundhütte platziert sich in den Vordergrund, d. h. sie stand zumindest teilweise unter Wasser. Dies spricht dafür, dass es sich hierbei um einen Pfahlbau handelte, von dem aus die Kauerlacher Fischer direkt mit ihren Rundbooten zum Fischen aufbrechen konnten.

Die Kriegsbeuteopfer im Illerup Ådal

Kehren wir nach Dänemark zurück, genauer gesagt, nach Nordostjütland, wo wir bei dem Ort Yding und an den Ufern des Mossø und seiner Nebenseen einen der **juthungischen Siedlungsschwerpunkte** vermuten. Die Region war in der Eisenzeit, welche nach dänischer Definition nicht nur die vorrömische Epoche, sondern auch die gesamte römische Kaiserzeit umfasst und bis an die Wikingerzeit heranreicht, äußerst dicht besiedelt.

Zwischen dem sogenannten Moosø (Moorsee) und der Stadt Skanderborg mit dem Skanderborg Sø liegt das **Illerup Ådal**, auf deutsch das *„Bachtal von Illerup“*. Es handelt sich bei dem Bach um einen östlichen Zufluss des Mossø, der aus dem nördlichen Bergland kommt. Das breite und sumpfige Tal, das zur Germanenzeit noch eine Kette kleinerer Seen bildete, liegt gerade 8 bis 10 km vom Dorf Yding entfernt. Heute wird es als *„Heiliges Tal“* bezeichnet, weil sich in ihm in einer 4 m dicken, erst 1950 trockengelegten Moorschicht umfangreiche Zeugnisse eines Toten- und Kriegskultes der örtlichen Germanen fanden, eines Kultes, der aus heutiger Sicht von Gewalt und Grausamkeit zeugt.



Übersichtskarte über das archäologische Fundgebiet des Illerup Ådal, aus einem Flyer für Touristen: Der Text rechts lautet: Das Tal wurde mehr als 1000 Jahre als Opferplatz benutzt. Die Karte zeigt dänisch-eisenzeitliche Opfer von mennesker (= Männern) und våben (= Waffen), auch lerkar (= Urnen), skattefund (= Schatzfunde), højbegravelse (= Hügelgräber), bopladser (= Siedlungsplätze) aus der genannten Zeitspanne. Rechts im Bild der untere Teil eines gefundenen Opferpfahls.

In dieser Feuchtzone hat die dänische Bodenarchäologie in den letzten Jahrzehnten Erstaunliches an Tageslicht gebracht:

Nach ersten Funden um 1950 und einer ersten Sondierung bis 1956 wurden in den Jahren von 1975 bis 1985 bei insgesamt 11 Grabungskampagnen[149] auf einem Areal von 40 000 m² insgesamt ca. 15 000 Kriegsartefakte aus 4 kaiserzeitlichen Zeitabschnitten (205-210, 225, 375, 450 n. Chr.), geborgen, dazu in den an grenzenden Auwiesen von Alken, den **Alken Enge**, die zertrümmerten Knochen von ca. 200 gefallenen Kriegern,[150] aus der Zeit der Zeitenwende.

149 Hierzu eine umfangreiche Publikation von J. Ilkjaer (Hrsg.): Illerup Ådal, 14 Bände, in: Jutland Archaeological Society Publications,, Aarhus 1990–2011. Diese Bände standen uns für diese Arbeit leider nicht zur Verfügung. Grundsätzliches steht auf einer Informationsseite in Wikipedia: https://de.wikipedia.org/wiki/Illerup_%C3%85dal. Wir benutzten für die vorliegende Arbeit vor allem eine Zusammenfassung von J. Ilkjaer, die im Museum von Moesgård und im internationalen Buchhandel erhältlich ist: Illerup Ådal - ein archäologischer Zauberspiegel, Moesgård 2000, deutsche Ausgabe 2002.

150 Die Alken Enge sind noch nicht komplett erschlossen; man geht von ca. 1000 Kriegerleichen aus, die hier in einem Flachwassersee versenkt wurden. Zwischen 2009 und 2014 wurden die Grabungsaktivitäten nochmals

Beschäftigen wir uns zunächst etwas näher mit der riesigen **Kriegergrabstätte von Alken Enge,** die sich um das östliche Ende des heutigen Mossø herum gruppiert. Wir fassen dabei Befunde und Rückschlüsse summarisch zusammen:

Um Christi Geburt, also zur Zeit der Zeitenwende,[151] hatten bei Skanderborg ortsansässige Germanen eine erbitterte Schlacht gegen ein Invasionsheer geschlagen und siegreich beendet. Die ca. 1000 gefallenen Feinde wurden zunächst ihrer Waffen und Ausrüstung entledigt. Ihre nackten Leichname blieben auf dem Schlachtfeld ein halbes Jahr liegen, bis sich Raubvögel und Raubtiere am Fleisch der Gefallenen so gütlich getan hatten, dass nur die blanken Skelette übrig blieben.

Diese wurden anschließend in einer Ritualhandlung gesammelt, zerhackt, um ihnen die letzte Energie zu nehmen, anschließend in einer feierlichen Prozession[152] zu einem Flachwassersee an der Mündung des Illerup Å in den Mossø gebracht. Bei der Zerstörung der Skelette ging man mit ungeheurer Wucht vor; man zertrümmerte die Knochen mit Beilhieben, ehe man sie den Fluten übergab.

Eine komplette Axt aus dem Illerup Ådal.

Einige Skelette blieben jedoch nahezu komplett bzw. ihre Knochen fanden sich im Moor so dicht gepackt, dass man heute davon ausgeht, Kriegsgefangene hätten das Sammeln der Knochen ihrer toten Kameraden und den Transport zum See noch selbst besorgen müssen, ehe man sie hinrichtete und ihre Leichen ebenfalls dem Nass opferte. Vier durchbohrte und auf einer Stange aufgefädelte Beckenschaufeln weisen in diese Richtung und belegen obendrein eine kultische Handlung, die vermutlich dem Kriegs- und Schwertgott Ziu/Ear galt. Hierzu mehr später.

Die knöchernen Leichenteile blieben im sauren Moorboden exzellent erhalten. Rechts die auf einer Stange aufgereihten vier Beckenknochen.

Mit wenigen Ausnahmen fanden sich in diesem schlammigen Friedhof keine Waffen (nur 3 Lanzenspitzen und ein Holzschild), zusätzlich aber sehr viel Holz in mehreren Horizonten.

---

erheblich ausgeweitet. Hierzu eine Übersicht auf einer Seite des Museums Skanderborg: http://www.museumskanderborg.dk/alken-enge-english-version.

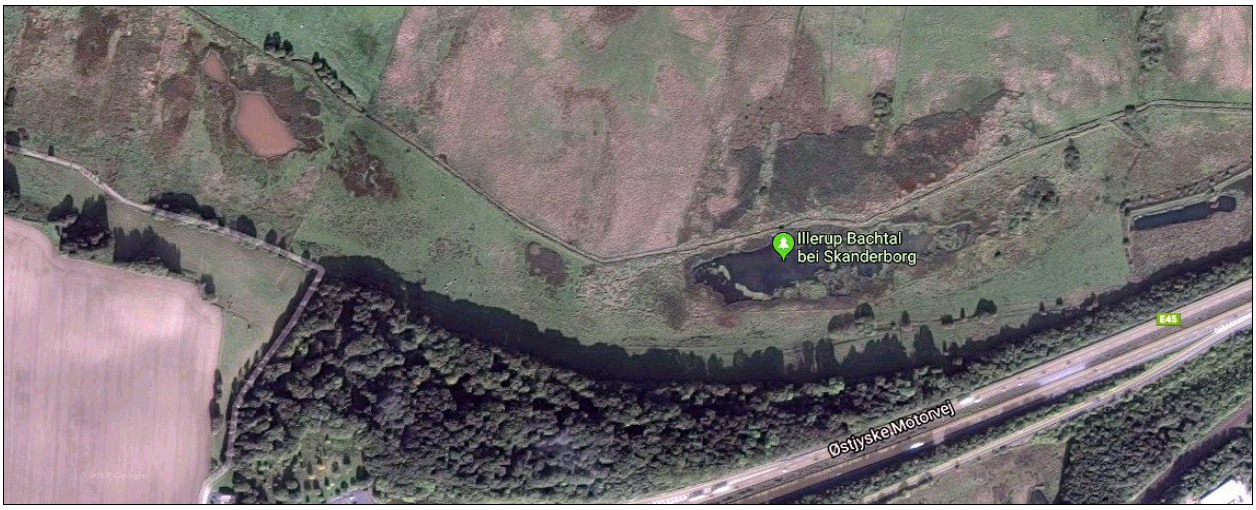
151 So die offizielle Lesart zum Grabfeld von Alken Enge. Die grobe Datierung stammt aus den ^{14}C-Daten von aufgefundenen Knochen und Holz, betrifft aber nur das Hauptgrabfeld. Daneben wurden im Illerup Mose schon 1945 eine Wagenachse sowie Knochen von 3 Menschen freigelegt, die auf 75 v. Chr. datiert sind. Weitere Funde im sog. Vædebro datieren um 85 n. Chr. und 20 v. Chr., spielen aber hier keine Rolle. Vgl. hierzu J. Bemman, G. Hahne: Ältereisenzeitliche Heiligtümer im nördlichen Europa, in: H. Beck, D. Ellmers, K. Schier (Herausgeber): Germanische Religionsgeschichte, Bd. 5 der Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Berlin, New York 1992, S. 57.

152 Von einem ähnlichen Opferplatz auf Öland ist belegt, dass sich die Nordgermanen dem Moorsee auf einer gepflasterten Prozessionsstraße näherten. Vgl. hierzu Simek, Götter und Kulte der Germanen, S. 18.

Unmittelbar neben den Alken Enge befindet sich die Opferstätte von **Forlev Nymølle**. Dies war ein Ritualplatz, an dem auch in späterer Zeit Opfer in Form von Keramik, Steinansammlungen und verschiedenen Gegenständen aus Holz gebracht wurden, die möglicherweise auf die siegreichen Schlachten vergangener Zeit Bezug nahmen.

An einer Stelle fand sich ein ca. 2,5 m hoher **Opferpfahl**, der wohl eine Fruchtbarkeits- oder Erdgöttin symbolisiert, wie man am künstlichen Kerbschnitt einer Vulva an der Astgabel erkennt (siehe Abbildung in der Karte). Dass die zugehörigen Opfergaben der Erdmutter-Gottheit Nerthus galten, die nach Tacitus von den Eudosen/Juthungen gerade in einem See gebadet wurde, ist naheliegend.[153]

Der Kriegerfriedhof der Alken Enge ist nicht der erste Massenfund in diesem „heiligen Tal“ am Mossø. Im oberen **Illerup Ådal**, ca. 4 km vom Massengrab entfernt, fand sich schon zuvor in einem ehemaligen See der eingangs erwähnte **Waffenhort**, einer der größten Europas.[154]



Ort des Waffenfundes, Ausschnitt einer Google-Karte von 12/2017.

In diesem See und seiner umgebenden Schilfzone wurden über ca. 200 Metern Uferlänge (ca. 40 % des vermuteten Gesamtareals) absichtlich zerstörte Schwerter, Schilde, Lanzen und Messer verstreut. Viele der insgesamt 15 000 Artefakte sind inzwischen restauriert; sie werden im Moesgård Museum bei Aarhus aufbewahrt und ausgestellt.

Ein Großteil des Kriegsgerätes war, in Säcke verstaut,[155] mit Booten in den See transportiert und dann über Bord geworfen worden, andere wurden vom Uferrand aus hineingeworfen.

Die Funde umfassten Schwerter, Lanzen, Speere, Schilde und Pferdegeschirre, sowie persönliche Ausrüstung wie Gürtel, Messer, Schlüssel, Haarkämme aus Geweih, Feuerstähle, Wetzstähle und Werkzeuge. Von den Metallobjekten waren 89 % aus Eisen, 9 % aus Bronze und 2 % aus Silber und Gold, was belegt, dass hier die militärische Elite eher unterrepräsentiert war.

Holz war besonders gut erhalten, darunter viele Lanzen- und 661 Speerschäfte. Über 300 Schilde bestanden aus genagelten Holzbrettern mit Beschlägen, meist aus Eisen, in fünf Fällen aber auch aus Silber. Knochen kleiner Pferde und einer Kuh überlebten das alkalische Moorwasser ebenfalls und stammen von Tieropfern. Aus der Platzierung von Metallbeschlägen erschlossen die Ausgräber, dass es ursprünglich rund 300 Ledergürtel gab, die mit Aufhänge-Vorrichtungen ausgestattet hatten.

153 Die Göttin Nerthus soll besonders von den Eudosen an Flussläufen verehrt worden sein. Vgl. Tacitus, Germania, Kap. 40. Die Eudosen werden wiederum von K. Müllenhof und E. Schwarz mit den Juthungen gleichgesetzt.

154 Die nachfolgenden Angaben stammen zum größten Teil aus der bereits erwähnten, eher populärwissenschaftlich gehaltenen Übersicht des Ausgräbers von Illerup Ådal, J. Ilkjaer: Illerup Ådal – ein archäologischer Zauberspiegel, Moesgård Museum 2002.

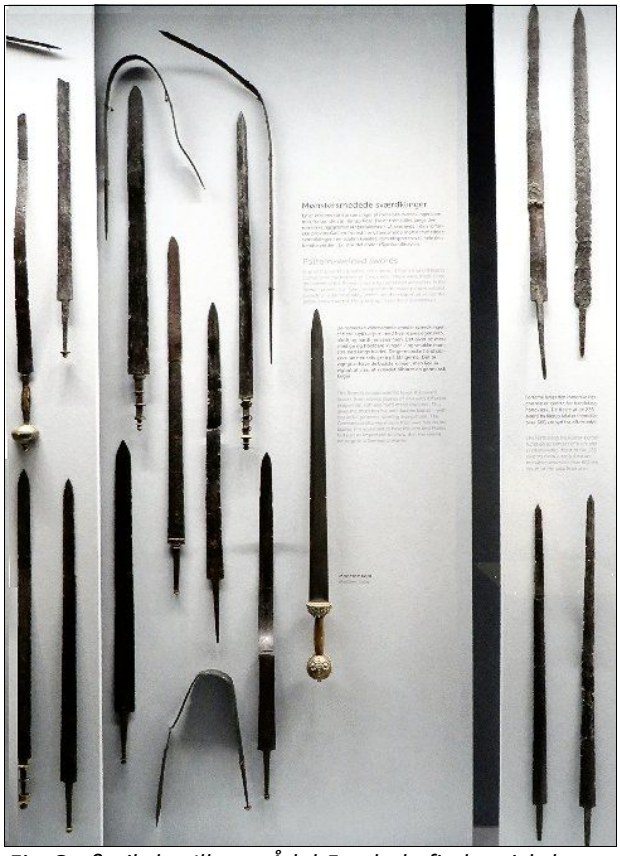
155 Erkennbar an Stoffabdrücken auf Schildbuckeln, das Gewebe der Säcke oder Tücher ist nicht erhalten.

Das Besondere am Waffenfund: Sehr viele Waffen stammten aus dem Römischen Reich!

Von 60 Schwertaufhängungen (Riemenbeschläge und Ortbänder) waren 44 germanischer und 16 römischer Bauart, wobei jeder germanische Gürtel für ein bestimmtes Individuum auf Maß angefertigt worden war, während die römischen Gurte für Krieger unterschiedlicher Höhe verstellbar waren, also aus einer Serienfertigung kamen.

Neben Hiebwaffen, die aus dem heutigen Norddeutschland stammen dürften, fanden sich allein am Fundplatz A 146 doppelschneidige Klingen von Langschwertern, die samt und sonders aus römischer Produktion stammen. Z. T. sind sie sehr schön damasziert, tragen auch Darstellungen des Kriegsgottes Mars/Ares und den einen oder anderen Herstellerhinweis. Die Schwertscheiden werden nicht als römisch angesehen.

Nichtsdestotrotz handelt es sich bei den Schwertern aus dem Illerup Ådal um die größte römische Waffensammlung außerhalb Italiens!



Ein Großteil der Illerup-Ådal-Funde befindet sich heute im Moesgård Museum in Aarhus.

Aus der Zahl der Pferde, Waffen und Gürtel schließt man auf die Größe einer Invasionsarmee von ca. 1000 Kriegern, mit ca. 875 Infanteristen, 90 Offizieren und 15 bis 22 Heerführern. Die gesamte Streitmacht muss demnach mit einer Flotte von ca. 50 Schiffen das dänische Festland erreicht haben.[156]

Die Funde von Illerup Ådal gliedern sich in 4 Areale im und am See, denen dendrochronologisch und radiokarbonanalytisch 4 Zeitstellungen zugewiesen wurden. Hier die dazugehörige Aufstellung:

Fundort	**A**	**A+B**	**B**	**C**	**D**
Ungefähre Zeitstellung	205 n. Chr.		225 n. Chr.	375 n. Chr.	450 n. Chr.
Entsorgungsart	per Boot, im See versenkt	Abwurf vom Südufer	Abwurf vom Südufer	Abwurf von Südufer	
Schwertklingen	keine	146	keine	79	keine
Lanzenspitzen	366	149	132	98	4
Speerspitzen	410	63	108	79	1
Schildbuckel	keine	387	keine	43	keine
Pferdegeschirre	10	keine	keine	keine	keine
Messerklingen	ca. 340	keine	keine	ca. 5	1
Sonstiges	Gold Silber, Geldbeutel, Seile, Holzgefäße, Löffel, Betten, 4 Pferde, 1 Kuh			Holz zuvor verbrannt	

156 Nach dem Text eines von dänischen Kultusministerium herausgegebenen Flyers über Illerup Ådal.

RekonstruierteWaffen und Ausrüstungsgegenstände aus dem Illerup Ådal, im Moesgård Museum.

Hierzu ergänzend folgende Angaben:

- Die Dendrochronologie besagt, dass ein Schild Holz mit Fälldatum 187 n. Chr. enthält und ein anderer kurz nach 205 n. Chr. noch repariert wurde. Die Radiokarbonanalyse der Tierknochen zeigte ein Maximum bei 210 n. Chr., die jüngste gefundene, römische Münze wurde im Jahr 187/188 n. Chr. geprägt.
- Zwei Lanzenklingen aus Illerup sind mit *„Wagnijo“* gestempelt, 3 verwandte Inschriften haben eine Analogie im Moorfund bei Vimose auf der dänischen Insel Fünen, was zumindest auf eine begrenzte Massenproduktion hindeutet.[157]
- Vereinzelt fanden sich im Illerup Ådal nordische Waffen mit Runenzeichen, welche nunmehr die ältesten Zeugen der Runenschrift Futhark aus der Zeit um 200 n. Chr. darstellen.[158] Alle Runeninschriften bestehen aus einem Wort, in der Regel aus einem Eigennamen, mit Ausnahme von *„Nithijo tawide“* auf einem silbernen Schildgriff, was *„Nithijo machte es.“* bedeutet.
- Ein silberner Schildfesselbeschlag weist die urgermanischen Worte *„lag̣u“* im Sinn von „Wasser, See“[159] und *„beg̣u̯an“*, im Sinn von *„Diener“*[160] auf, somit das Kompositum *„Seediener“*. Wir wissen nicht, woher dieser *„Seediener“* kam, aber das Originelle für uns: Genauso könnten sich die Juthungen am Kauerlacher Weiher in ihrer eigenen Sprache bezeichnet haben!
- Noch eine Inschrift erinnert konkret an die Juthungen: Im Holzgriff eines Feuerstahls fand sich eingeritzt ein gut lesbares *„gauthR“*, damit nahezu die gleiche Formulierung wie auf dem Stein von Reistad!

Wie nachfolgende Karte zeigt, sind in Jütland, auf den dänischen Inseln und in Südschweden ca. ein Dutzend ähnlicher Mooropferplätze entdeckt geworden:

157 Nebenbei: Im Moor von Vimose auf der Insel Fünen, dessen Opferfund ebenfalls das Jahr 205 n. Chr. datiert wird (Dendrochronologie eines Eichenbretts) finden sich viele Beschläge, von denen 230 definitiv römischer Herkunft sind.

158 Vgl. den Wikipedia-Artikel zu Illerup Ådal: https://de.wikipedia.org/wiki/Illerup Adal. Dass die Runenworte im Rahmen eines eigenen Rituals erst kurz vor Demolierung der Waffen eingeritzt wurden, wie R. Simek meint, erscheint uns nicht plausibel. Vgl. Simek, Götter und Kulte der Germanen, S. 16.

159 Altsächsisch, altenglisch „lagu“, altisländisch „logr“.

160 Altenglisch „þēowa“.

Thorsberg in Schleswig mit 3 Waffenopfern aus dem 2., 3. und 4. Jahrhundert, Nydam in Angeln mit 5 Waffenopfern aus dem 3. und 2 weiteren aus dem 5. Jahrhundert, Ejsbøl mit 2 Deponierungen um 300 und 400 n. Chr., Skedemosse auf Öland mit 4 Opferungen aus dem 3., 4. und 5. Jahrhundert, Vimoge, Kragehul und Illemose auf Fünen, Hassle Bösarp auf Schonen, Balsmyr auf Bornholm.[161] Wenn man ganz Südskandinavien, Norddeutschland sowie alle kleineren Opferstätten zusammenzählt, wurden bis jetzt ca. 20 Moore mit ca. 50 Mooropferstätten entdeckt.

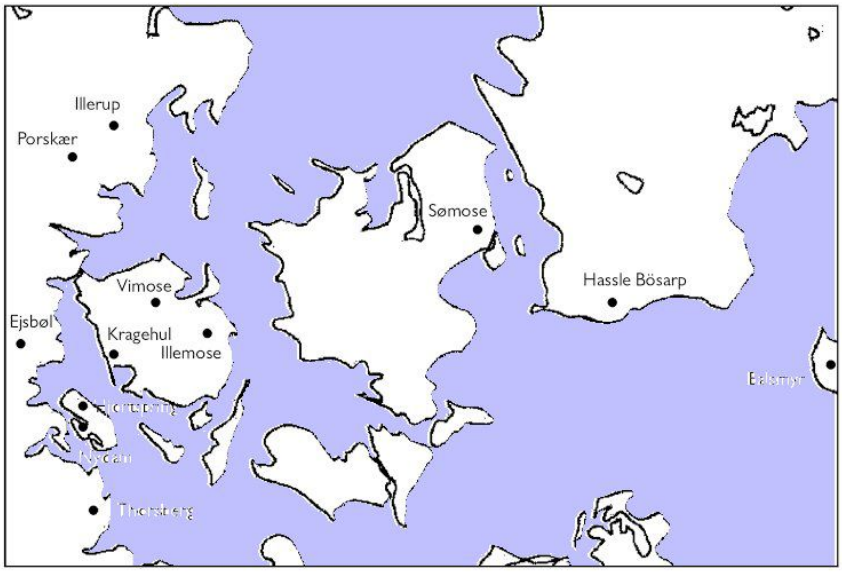


Abb. aus Simek, Götter und Kulte..., S. 14. Plätze von Waffenbeuteopfern in Dänemark und Schweden, entsprechend der Verbreitung der Juthungen.

Wie sind die Funde von Alken Enge und Illerup Ådal zu interpretieren?

Da sich die dänische Forschung dazu bedeckt gibt, machen wir uns ein weiteres Mal auf die Suche.

161 R. Simek spricht hier von „Waffenbeuteopfern“ und hält sie für Dankesopfer, „für erheischtes und gewährtes Kriegsglück“. Zur Verbreitung vgl. Simek, Götter und Kulte der Germanen, S. 13ff.

Der Krieg der Römer gegen die Kimbern

Der offiziellen Lesart der Archäologen Jütlands nach, die in einem mehrsprachigen Flyer des dänischen Kultusministeriums sehr schön zusammengefasst ist, [Link] ist zunächst nur von *„lokale befolkning“*, d. h. von der örtlichen Bevölkerung die Rede.

Halten wir nochmals fest:

Allein wegen der Nähe der Opfer zum Ort Yding und zur juthungischen Grabkeramik von Møllegårdsmarken muss bei der Waffensammlung von 205 n. Chr. ein unmittelbarer Bezug zu den Juthungen/Eudosen bestehen!

Hinzu kommen mindestens ein Dutzend weiterer Indizien, die wir in der Folge nach und nach aufarbeiten.

Des Weiteren liest man auf dem Flyer:

> *„Um 200 n. Chr. fielen reguläre Heere mit bis zu 1000 Mann aus dem heutigen Norwegen ein, die Angriffe richteten sich gegen Ostjütland und Fünen. Die Bevölkerung beteiligte sich an verschiedenen Verteidigungsallianzen erheblicher Größe. Die Verteidigungsallianz um das Jahr 200 umfasste Jütland, die dänischen Inseln und Teile des heutigen Schwedens. Von etwa 200 bis 500 n. Chr. wurden im See im Tal der Illerup Å mindestens vier Opferungen vorgenommen. Die Opferungen waren der Höhepunkt von Kämpfen, bei denen feindliche Heere besiegt wurden. Am kompliziertesten waren Waffenopferungen im östlichsten Teil des Sees, die durch die Zerstörung von Waffen und deren Versenkung in tiefem Wasser als Dankopfer an den Kriegsgott gekennzeichnet sind …“*

Hier ist also von mehreren Kämpfen gegen die Norweger die Rede, die zu den Opfern geführt hätten, die vielen Toten von Alken Enge gar nicht mitgerechnet!

Diese Deutung erschien uns nach längerem Nachdenken nicht plausibel:

- Sollten hier immer wieder relativ gleichförmig und vermutlich am selben Ort Kämpfe stattgefunden haben, mit immer dem gleichen Resultat eines grandiosen Sieges der Germanen? So dumm können Angreifer eigentlich nicht gewesen sein, dass sie immer in die gleiche Falle tappten.

  Dass man die Waffen hier aus entfernteren Schlachtorten zusammengeholt hätte, ist allein wegen ihres Umfangs und Gewichts nicht plausibel, erst recht aber nicht wegen der Tatsache, dass sich an anderen Orten vergleichbare Opfervorgänge finden, mindestens 20 an der Zahl.

- Wie erklärt sich der eigenartige Widerspruch, dass wir vor Ort eine riesige Streitmacht von Toten aus der Zeitenwende finden, die keine Waffen hinterließ, wohingegen sich Waffen von wenigstens 3 kriegerischen Auseinandersetzungen[162] aus späterer Zeit finden, zu denen jedoch die Toten fehlen?

  Dass man diese woanders bestattet hätte, erscheint unwahrscheinlich, denn immerhin erfüllt das Tal die Kriterien einer *„nationalen“* Kultstätte der Juthungen, und es ist viel zu aufgeräumt und klar strukturiert (siehe Abb. vorn), als dass man diese Waffen übersehen könnte.

Der Auftrag, der aus diesen Ungereimtheiten resultiert, ist klar: Man muss nach besseren Erklärungsmodellen suchen!

Einmal mehr helfen die alten Schriftsteller. Beginnen wir zunächst mit dem zertrümmerten Totenheer von Alken Enge:

162 Das letzte Waffenopfer von 450 n. Chr. ist wohl zu klein, um hier noch einen größeren Kampf vorauszusetzen.

Kurz vor Christi Geburt, genau in den Jahren wischen 12. v. und 16. n. Chr., hatten Drusus und Tiberius, die Stiefsöhne des Kaisers Augustus, ganz Nordgermanien zwischen Rhein und Elbe in ihre Hand gebracht, einschließlich der Nordseeküste und der Nordseeinseln. Um mit Flottenoperationen den jeweiligen Feinden, Friesen und Chauken, in den Rücken fallen zu können, war neben der *„classis Britannica“* eine zweite große Flotte, die *„classic Germanica“* aufgestellt worden, die von den Flussmündungen aus küstennah in der Nordsee operierte.

Nun ist durch die Historiografen (wozu in diesem Fall Kaiser Augustus persönlich zählt) eine wichtige **Flottenoperation der Römer** gesichert, die in neueren Abhandlungen immer nur am Rand erwähnt und mitunter sogar mit einem Fragezeichen versehen wird.

Den entscheidenden Hinweis auf die wichtigsten Textstellen, die wir in der Folge wegen ihrer Bedeutung sowohl im lateinischen Original als auch in deutscher Übersetzung wiedergeben, hatte bereits der Altmeister der deutschen Germanistik, K. Müllenhoff (1818-1884), im 19. Jahrhundert gegeben.[163]

So berichtet **Velleius Paterculus** (29 v. – ca. 30 n. Chr.), der 8 Jahre unter Tiberius als Reiterpräfekt gedient und daher seine Informationen aus erster Hand hatte, in seiner Historia Romana:

> *„…usque ad flumen Albim, qui Semnonum Hermundurorumque fines praeterfluit, Romanus cum signis perductus exercitus. Et eadem mira felicitate et cura ducis, temporum quoque observantia, classis, quae Oceani circumnavigaverat sinus, ab inaudito atque incognito ante mari flumine Albi subvecta, cum plurimarum gentium victoria parta cum abundantissima rerum omnium copia exercitui Caesarique se iunxit …“*
>
> *„Bis zur Elbe, die an den Stammesgebieten der Semnonen und Hermunduren vorbeifließt, führte Tiberius sein Heer mit den Standarten* (also im Kampfbereitschaft)*. Und mit demselben wunderbaren Glück und der Sorge des Feldherrn, wozu man auch das Wetter und die Gezeiten beachtete, fuhr die Flotte, die zuvor die Nordseebucht* (auf der Höhe von Friesland) *umschifft hatte, auf ein dem Fluss Elbe vorgelagertes Meer hinaus, von dem zuvor kein Römer gehört und erfahren hatte* (gemeint ist die Ostsee) *und kehrte von dort wieder zurück. Nachdem die Flotte über sehr viele Stämme einen Sieg errungen hatte, kehrte sie in die Mündung der Elbe zurück und stieß, beladen mit ungeheurem Beutegut, wieder zu Landheer und Kaiser …“*[164]

Im unmittelbaren Nachsatz ist von einer Kriegslist die Rede. Damit ist ausgedrückt, was auch in einem persönlichen Rechenschaftsbericht **Kaiser Augustus'** überliefert ist:

> *„Classis mea per Oceanum ab ostio Rheni ad solis orientis regionem usque ad fines Cimbrorum navigavit, quo neque terra neque mari quisquam Romanus ante id tempus adit, Cimbrique et Charydes et Semnones et eiusdem tractus alii Germanorum populi per legatos amicitiam meam et populi Romani petierunt …“*
>
> *„Meine Flotte fuhr von der Mündung des Rheins über den Ozean in östliche Richtung bis zum Land der Kimbern. Dorthin war zu Wasser und zu Land bis zu diesem Zeitpunkt noch kein Römer gekommen. Die Kimbern, auch die Haruden, Semnonen und andere germanische Volksstämme aus diesem Landstrich, erbaten durch Gesandte meine und des römischen Volkes Freundschaft …“*[165]

Hier ist zwischen den Zeilen zu lesen, dass es sich, wenn man von den kontinentalen Semnonen absieht, primär um jütländische und südnorwegische Stammesabteilungen handelte, die Tiberius trotz ihres Friedensgesuches überfallen ließ.[166]

---

163 Vgl. K. Müllenhof: Der Zug der Kimbern und Teutonen, in (derselbe): Deutsche Altertumskunde, Bd. 2, Berlin 1887, S. 285ff. Dazu später kritisch J. F. Marcks: Die römische Flottenexpedition zum Kimbernlande und die Heimat der Kimbern, in: Bonner Jahrbücher 1894, Heft 95, S. 29ff.

164 Vgl. Velleius Paterculus, Historia Romana, Buch 2, Abschnitt 106.

165 Vgl. Res gestae Divi Augusti, genannt Monumentum ancyranum, Abschnitt 26.

166 Die Kimbern besiedelten nach Ptolemäus (100-160 n. Chr.) den Norden Jütlands, die Haruden hatten sich demselben Geografen zufolge zur selben Zeit auf der Nordwestseite der kimbrischen Halbinsel festgesetzt (ev. erhal-

Es ist unwahrscheinlich, dass die Kimbern und Haruden Gesandte nach Rom zum Kaiser gesandt hätten, denn man muss die Augustus-Passage im übertragenen Sinn verstehen. Auf jeden Fall befürchteten sie genauso wie die kontinentalen Nordstämme Schlimmes, als die Römer plötzlich auf Nord- und Ostsee auftauchten. Deshalb schickten sie ihre Stammesführer los und baten die Römer um Frieden.

Der berühmte Kessel von Gundestrup wird der Spende der Kimbern für Kaiser Augustus und das Populus Romanus geglichen haben. Der Silberkessel, der in sich die Form der Rundboote aufnimmt, stammt aus proto-kimbrischer Zeit (1. oder 2. Jahrhundert v. Chr.). Er war von dem Kimbern zu unbekannten Zeitpunkt absichtlich im Borremose in Himmerland versenkt worden, ehe er 1891 wieder aufgefunden wurde.

Dazu waren sie sogar bereit, Opfer zu bringen. Die Kimbern stifteten ihren heiligsten Kessel als Sühne für früheres, an den Römer begangenes Unrecht[167] und ersuchten ausdrücklich um ein Freundschaftsbündnis.

Die Reaktion der Römer war hinterhältig: Während die Legation durchaus freundlich empfangen worden war, erfolgte gleichzeitig oder kurz danach im Norden der perfide Überfall auf die zu Hause gebliebenen Kimbern, offensichtlich mit Billigung des Kaisers!

Der griechische Geschichtsschreiber und Geograf **Strabon** (63 v. – 23 n. Chr.) schildert in seiner Erdbeschreibung diese Szene auch, übergeht allerdings den römischen Überfall mit Stillschweigen. Zuvor dementiert er das von anderen antiken Autoren erhobene Gerücht, die Kimbern seien ca. 120 v. Chr. aus ihren Sitzen durch eine große Sturmflut vertrieben worden, …

> *„…denn noch besitzen sie das Land, welches sie ehemals besaßen. Auch sandten sie an Augustus als Geschenk ihren heiligsten Kessel, um Freundschaft bittend und um Vergessen des Geschehenen, und als sie erlangt hatten, was sie sich wünschten, kehrten sie zurück …“*[168]

Der römische Schriftsteller **Plinius der Ältere** (24 v.-79 n. Chr.) gibt zum Angriff der Römer ergänzende Informationen. Plinius hatte 47 n. Chr. persönlich in Niedergermanien gedient, kannte deshalb die Nordsee von eigener Anschauung, die Ostsee zumindest vom Hörensagen. Plinius wusste auch genau über die römischen Flottenoperationen im Kattegat Bescheid, die ca. 40 Jahre zuvor stattgefunden hatten. Sie seien auf Befehl Kaiser Augustus' geschehen, was ganz mit dem vorherigen Text in Einklang steht. Man habe dabei, wenn man den Berichten vertrauen darf, sogar die weite, offene Ostsee erreicht und sei bis ins kalte Baltikum vorgestoßen.

> *„Septentrionalis vero oceanus maiore ex parte navigatus est, auspiciis Divi Augusti classe circumvecta ad Comprorum promuntorium et inde immenso mari prospecto aut fama cognito Scythicam ad plagem et umore nimio rigentia …“*

---

ten im Landschaftsnamen „Hardsyssel“, stammten aber aus Südwestnorwegen und siedelten um die Jahrtausendwende im norwegischen „Hordaland“, um den „Hardangerfjord“ herum. Auch diese beiden Landschaftsbezeichnungen führen den Stammesnamen der Haruden in sich!

167 Anlässlich der Kimbernkriege 120 – 101 v. Chr., bei denen die Kimbern um ein Haar Rom eingenommen hätten. Mehr hierzu später.

168 Vgl. Strabon, Erdbeschreibung, Buch 7, Abschnitt 2. Wir haben auf die Vorstellung des griechischen Originals verzichtet.

„Auch das Nordmeer ist größtenteils beschifft, denn unter im Auftrag des göttlichen Augustus fuhr eine Flotte um Germanien herum bis zum kimbrischen Vorgebirge. Von da gelangte man, nachdem man ein unermessliches Meer gesehen oder wenigstens davon gehört hatte (baltisches Meer, finnischer Meerbusen)*, zum skythischen Strand und ins Land des herben Rauhreifs* (das Baltikum) …*“*[169]

Zwei Bücher weiter liest man bei Plinius Folgendes:

„…mox alterum sinum Lagnum, conterminum Cimbris. Promuntorium Cimbrorum excurrens in maria longe paeninsula efficit, quae Tastris (Cartis?) appellatur. XXIII inde insulae Romanis armis connitae, earum noblissima Burcana, Fabaria nostris dicta a frugis multitudine sponte provenientis, item Glaesaria a sucino militiae appellata, barbaris Austeravia, praeterque Actainia …“

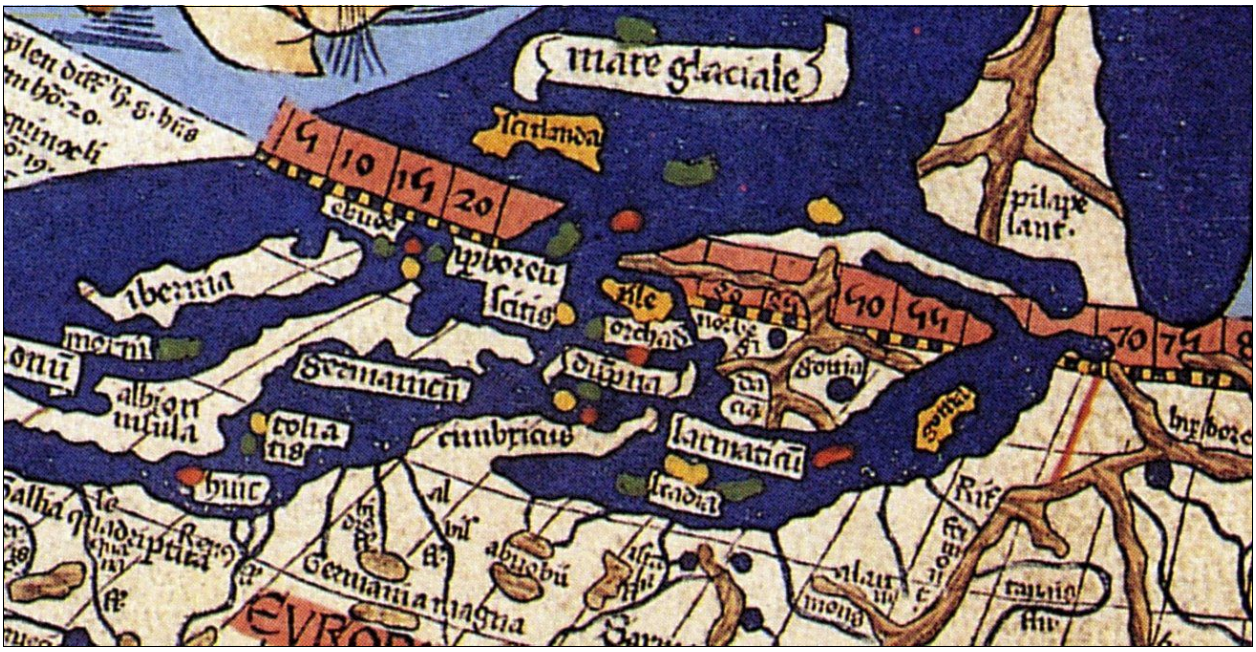
„Nicht weit davon liegt ein zweiter Meerbusen, Lagnus, der an Kimbrien grenzt (wohl das Kattegat)*. Das weit ins Meer auslaufende kimbrische Vorgebirge bildet die Halbinsel Tastris/Cartris* (Jütland)*. Dann folgen 23 Inseln* (alle dänischen Inseln, egal ob groß oder klein)*, welche durch die Kriege der Römer bekannt geworden sind. Unter diesen verdienen bemerkt zu werden: Burchana, wegen einer daselbst wild wachsenden, bohnenartigen Frucht von den Römern Fabaria genannt* (Fünen?)*; ferner Glessaria, welchen Namen ihr die Soldaten wegen des Bernsteins gaben* (Mön?)*; bei den Barbaren heißt sie Austrantia, außerdem auch Astania …“*

Plinius bestätigt also ein weiteres Mal *expressis verbis*, dass zuvor nicht nur das dänische Festland, auch die dänischen Inseln von den Römern mit Krieg überzogen worden waren!

Wenig später, 98 n. Chr., gibt Tacitus (58 – 120 n. Chr.) in seiner Germania kurz und prägnant die gleiche Information:

„Caetera Oceanus ambit, latos sinus et insularum immens spatia complectens, nuper cognitis quibusdam gentibus et regibus, quos bellum aperuit …“

„Das Übrige umfließt der Ozean. Er umfasst breite Meerbusen und immense Inselräume, wobei man erst kürzlich einige Völkerschaften und Könige kennenlernte, die der Krieg erschloss …“[170]



Skandinavien nach Ptolemäus, 2. Jhd. n. Chr. Ausschnitt aus der Cosmographia von 1482, von Leinhard Holle.

169 Vgl. Plinius der Ältere, Natura historiarum, Buch 2, Kap. 67.
170 Vgl. Tacitus, Germania, Kap. 1.

Wir fassen zusammen und ergänzen:

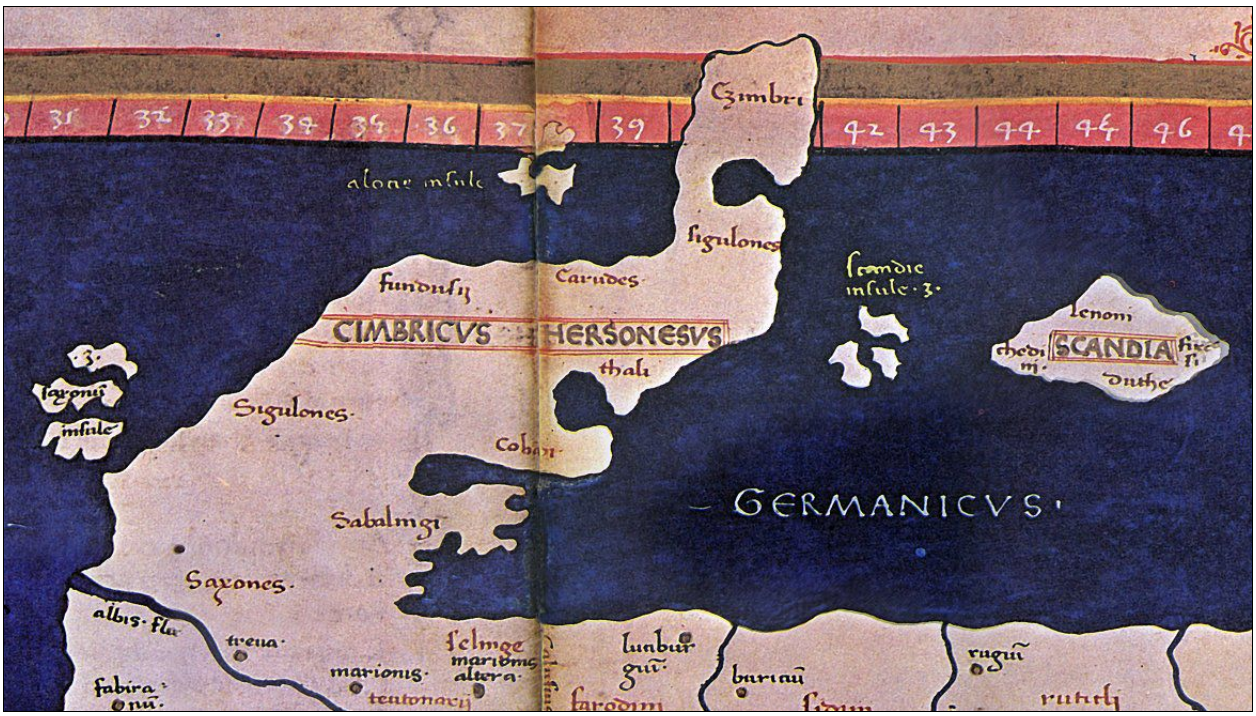
Wie mehrere antike Autoren übereinstimmend bestätigen, war entweder im Jahr 5 oder wahrscheinlicher schon im Jahr 4 n. Chr.,[171] also knapp an der Zeitenwende, eine große römische Flotte von der Elbemündung aus in See gestochen und zunächst der dänischen Küste entlang bis nach Skagen und an die südnorwegische Küste gesegelt. Anschließend kreuzte sie durch das Kattegat bis auf die Höhe von Ebeltoft, um von dort aus die Sitze der Kimbern zu überfallen, sowohl auf dem jütländischen Festland als auch auf den Inseln. Die Römer zielten vor allem deshalb auf diesen Großstamm ab, weil sie ihn von seinem Angriff auf Italien im Jahr 102 v. Chr. noch in schlimmster Erinnerung hatten und nun auf Rache sannen.

Anschließend an diese militärischen Operationen segelte der römische Flottenverband, an Seeland und Fünen vorbei, bis nach Falster oder Møn, um in die Weiten der Ostsee zu schauen, jenes Meeres, das hinterher von den Römern *„mare Suebicum“* genannt wurde. Ob das Baltikum tatsächlich erreicht wurde, bleibt dahingestellt.

Nach Abschluss der Operationen kehrte der römische Flottenverband um, landete wenige Tage später wieder in Tiberius' Hauptquartier an der Elbe an und feierte dort seine Siege, die reichlich Beute erbracht hatten.

So lautete die offizielle Verlautbarung Roms. Die getäuschten und malträtierten Kimbern verfluchten die Römer und schworen ihrerseits Rache …

Soviel zu dieser für die Kimbern tragischen Episode aus einem Krieg, der hinterher von Velleius Paterculus *„immensum bellum“* genannt wurde.[172]



Ausschnitt aus einer Kopie der Karte des Ptolemäus. Nicolaus Germanus, 15. Jhd., Cod. Lat. V F.32 Nationalbibliothek Neapel. Neben den Sigulones, Sabalingi, Cobangi, Chali (verderbt als Thali) sind auch die Charudes (Haruden) und die Cimbri (Kimbern) bei Ptolemäus vermerkt, die Juthungen/Eudosen nicht, es sei denn, man möchte darunter die Phundusii (hier verderbt Fundusii) verstehen. Die regionale Zuordnung stimmt bei keinem dieser Stämme genau. Speziell die Haruden siedelten in Norwegen und waren auf Jütland höchstens mit einem Zweigstamm vertreten, wenn überhaupt.

171 Wir legen uns im Folgenden der Einfachheit halber auf das Jahr 4 n. Chr. fest.
172 Vgl. Velleius Paterculus, Historia Romana, Kap. 104, 2.

Bewertung der Funde im Illerup Ådal und auf den Anken Enge

Es ist völlig unverständlich, warum die Ausgräber von Alken Enge nicht die unzweideutigen Angaben der alten Historiker zur Nordexpedition der Römer im *„immensum bellum“* ins Auge gefasst haben.[173] Andernfalls hätten sie erkannt, was für uns nahezu eine unumstößliche Tatsache ist.

Bei Skanderborg ist im Jahr 4. n. Chr. von den Juthungen ein römisches Invasionsheer erfolgreich abgefangen und abgeschlachtet worden, die Gebeine der Gefallenen wurden anschließend im Mossø versenkt!

Die Tiberius-Feldzüge im „immensum bellum“ der Jahre 4 und 5. n. Chr., Abbildung aus Wikipedia, ergänzt durch Jütland und die Inseln. Vermutete Schlachtorte nach den Knochenbeuteopfern (siehe Abb. weiter vorn).

173 Auch bei Ilkjær, Zauberspiegel, findet sich darüber kein Wort.

Wer wäre so unvernünftig zu glauben, dass sich in diesen Jahren höchster Invasionsgefahr durch die Römer skandinavische Stämme aus freien Stücken gegenseitig bekriegt hätten?

Dabei muss ein Großteil der Gefallenen gar nicht römischen Geblüts gewesen sein, denn die Römer bedienten sich im Norden fast ausschließlich germanischer Auxiliartruppen. Insofern wird die Strontium-isotopen-Analyse der Skelette, von der wir wissen, dass sie veranlasst wurde, deren Ergebnis wir aber nicht kennen, kein italienisches Verteilungsmuster der Isotopen ergeben haben.

Wie grausam die erzürnten Germanen damals mit den besiegten Römern umgegangen sind, kann man sich ausmalen, wenn man erneut die antiken Geschichtsschreiber heranzieht:

So schreibt Strabon:

> *„Von den Kimbern erzählt man noch folgende Sitte: Ihren den Heerzug begleitenden Frauen folgten weissagende Priesterinnen: grauhaarige, weiß gekleidete, feine leinene Obergewänder, mit einer Spange an der Schulter und einen eisernen Leibgurt, tragende, barfüßige Frauen. Diese gingen mit gezücktem Schwert den Gefangenen durch das Heerlager entgegen, bekränzten diese und führten sie zu einem eisernen, 20 Amphoren*[174] *(bzw. 520 Liter) enthaltenden Kessel. Hier hatten sie eine Staffelei, welchen eine von ihnen bestieg und, über den Kessel gelehnt, jedem emporgehobenen Gefangenen die Gurgel zerschnitt. Aus dem in den Opferkessel strömenden Blut machten sie dann ihre Weissagung. Andere schnitten den Leib der Krieger auf und beschauten die Eingeweide, so den ihren den Sieg verkündend. An den Schlachten aber schlugen sie über das Flechtwerk der Wagen gezogenen Häute, sodass ein ungeheures Getöse entstand …“*[175]

In diesem Zitat findet der archäologische Befund von Alken Enge seine augenscheinliche Entsprechung. Wenn dort von den Kimbern die Beckenskelette von 4 gefallenen Kriegern auf einen Stab aufgefädelt wurden, dann entspricht dies einem ähnlichen Ritus, vielleicht dem Heldentod der römischen Anführer. Besonders originell ist auch die Anmerkung Strabos, die Kimbern hätten es verstanden, Flechtwerk straff mit Leder zu beziehen. Diese Kunst betraf sicher nicht nur ihre Kriegswagen, sondern vor allem ihre Coracles auf den Moorseen!

Beachten wir auch eine Stelle bei Orosius (385-418 n. Chr.), anlässlich der Kimbern-Schlacht bei Arausio (Orange) an der Rhone, der am 6. Oktober 105 v. Chr. ca. 30 000 Römer zum Opfer fielen:

> *„Hostes bini castris atque ingenti praeda potiti nova quadam atque insolita exsecratione cuncta quae ceperant pessum dederunt; vestis discissa et projecta est, aurum argentumque in flumen abjectum, loricae virorum concisae, phalerae equorum disperditae, equi ipsi gurgitibus immersi, homines laqueis collo inditis ex arboribus suspensi sunt, ita ut nihil praedae victor, nihil misericordiae victus adgnosceret …“*

> *„Die Feinde bemächtigten sich beider Lager und einer ungeheuren Beute. Infolge eines unerhörten und ruchlosen Schwurs stellten sie alles, was sie eingenommen hatten, dem Verderb anheim. Die Gewänder wurden zerrissen und in den Dreck getreten, das Gold und Silber in den Strom geworfen, die Panzer der Männer zerhauen, der Schmuck der Pferde vernichtet, die Pferde selbst in den Strudeln des Stromes ertränkt, die Menschen mit Stricken um den Hals an Bäumen aufgehängt – so, dass der Sieger nichts von der unermesslichen Beute erhielt, der Besiegte kein Erbarmen erfuhr …“*[176]

Dass die grausamen Praktiken der Kimbern zu Ehren des Kriegsgottes Ear später von ihren Nachfahren, den Juthungen, übernommen wurde, ist durch einen weit entfernten Fund so gut wie sicher:

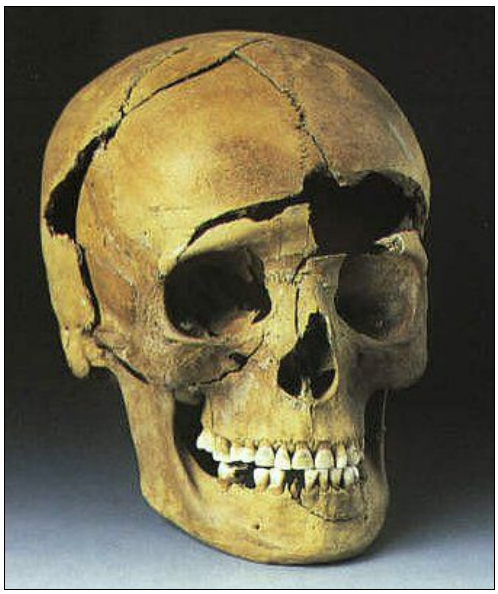
---

174 Eine Amphore entsprach einem römischen Kubikfuß oder 26,026 Litern. Es handelt sich also um eine Art von überdimensionierter Badewanne, mit dem 5-fachen Volumen einer heutigen, normal großen. Die Angabe Strabos erscheint übertrieben, denn es ist kaum vorstellbar, dass die Kimbern auf ihrem Kriegszug nach Süden imstande gewesen wären, ein so großes Gefäß mit sich zu führen, geschweige denn herzustellen.

175 Vgl. Strabon, Geographia, Buch 7, Abschnitt 3.

176 Vgl. Paulus Orosius, Historiae adversum paganos, Buch 5, 16.

Als zwischen 1979 und 1985 auf dem Gelände des künftigen BMW-Werks bei Regensburg, im Gemeindegebiet von Harting, die Überreste einer römischen *„villa rustica“* ergraben wurden, fanden sich in einem feuchten Brunnenschacht Leichenteile von insgesamt 14 Personen, Männern, Frauen und Kindern, denen allen zuvor mit einem stumpfen Gegenstand die Schädel eingehauen und sämtliche Knochen zertrümmert, in einem Fall sogar die Haare abgezogen worden waren.[177]



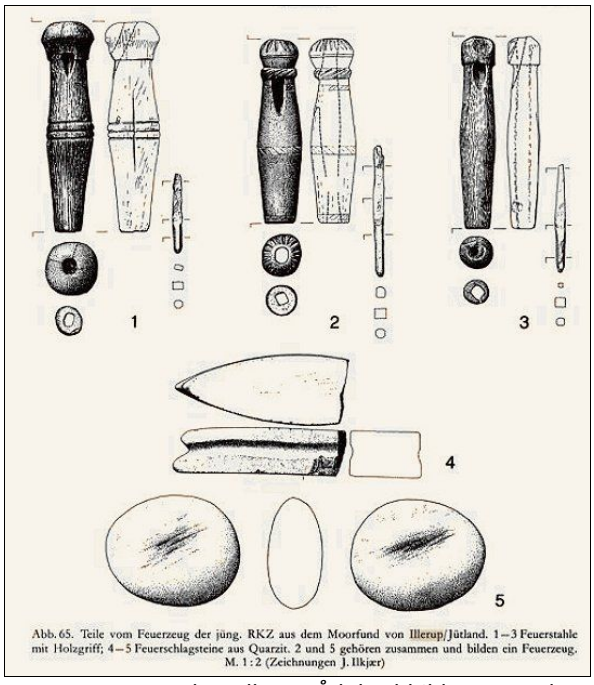
Zertrümmerter Frauenschädel von Harting. Die Schnittspur über der rechten Orbita belegt die zusätzlich durchgeführte Skalpierung.

Dieser Überfall um 255 n. Chr. geht, wie die zeitnahe Teilzerstörung des Legionslagers Regensburg auch, eindeutig auf das Konto der Juthungen!

Bei Skanderborg in Jütland fällt zusätzlich zum Umgang mit den toten Feinden die Analogie der Schilderung des Orosius zum **Waffensee des Illerup Ådal** auf: Auch hier wurde wertvolles Rüstzeug einfach versenkt!

Diese Waffen sollen allerdings nach dem Willen der dortigen Forscher erst anlässlich von Schlachten skandinavischer Völker späterer Zeit angefallen sein, das erstes Mal um 205 n. Christi!

J. Ilkjær, der letzte Ausgräber der Waffen vom Illerup Ådal, beschränkt sich bei seinen Deutungen überwiegend auf die skandinavische Fundlage (z. B. bei den Speerspitzen) und sieht vor Skanderborg eine rein inner-skandinavische Auseinandersetzung, vor allem deshalb, weil er neben den römischen Waffen, die er als Importgut wertet, auch etliche Utensilien aus Privatgürteln identifiziert hatte, vor allem Kämme, Feuer- und Wetzstähle, die nach Form und Aussehen aus Südnorwegen oder Mittelschweden stammen und nicht vom germanischen Festland.



Feuerzeuge aus dem Illerup Ådal. Abbildung aus dem Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Bd. 8, 1994, S. 407.

Hinzu kommen die Runeninschriften, die die Fantasie besonders beflügeln. So spielt J. Ilkjær am Ende seiner Ausführungen im *„Zauberspiegel“* auf eine geschichtliche Person an, die sich etwa zeitgleich zur Waffendeposition in einem Waffengrab nördlich von Stavanger, dem drittgrößten seiner Art in Norwegen, gefunden hatte. Der per Runenschrift im Illerup Ådal identifizierbare *„Wagnjio“* könnte laut Ilkjærs Hypothese ein König von Trøndelag gewesen sein, der um 200 n. Chr. mit seinen Mannen die Germanen am Illerup Å angegriffen und dabei den Kürzeren gezogen hatte.[178]

Diese Annahme steht auf äußerst schwachen Beinen, denn die Juthungen hätten nach dem Kampf weder von diesem König noch von seinen Gefährten etwas übrig gelassen. Wer hätte also bei Stavanger wen begraben sollen? Es handelt sich hier um eine pure Spekulation, ohne innere Logik.

177 Vgl. G. Waldherr: Die römische Epoche in Regensburg, online: http://www.uni-regensburg.de/Fakultaeten/phil_Fak_III/Geschichte/Alte_G/roemer/texte/auf_wald2.htm#a16.
178 Vgl. Ilkjær, Zauberspiegel, S. 146.

Aber dabei handelt es sich nur um eine von vielen Ungereimtheiten in J. Ilkjærs *„Zauberspiegel“*:

- Nochmals: Die Ansicht, dass am Mossø zeitversetzt 2 Schlachten stattgefunden haben, von denen die eine nur Kriegerleichen, die andere nur Waffen zurückließ, ist *a priori* unglaubwürdig.
- 10 Pferdegeschirre und 4 Pferdeskelette ergeben *per se* noch keinen Anlass, groß über Reitereien als festen Bestandteil nordischer Armeen zu sinnieren. Die Feinde, die hier niedergekämpft wurden, kamen sicher per Schiff, waren also Infanteristen, und durch nichts ist gesichert, dass Pferde an Bord gewesen wären. Und wenn doch, dann nur wenige, die vielleicht der militärischen Führung gehörten.
- Ebenso unlogisch ist die Annahme, feindliche Krieger hätten neben ihren Militärgürteln auch in größerer Zahl Privatgürtel mit eben jenen Utensilien mit sich geführt, welche Rückschlüsse auf ihre südnorwegische und mittelschwedische Provenienz zulassen.
- Ilkjær übersieht auch, dass sich im *„Waffensee“* eindeutig Dinge fanden, die von einer zivilen und friedlichen Bestattung herrühren, z. B. Bettgestelle und eine Opferkuh. Beides hat mit einer kriegerischen Auseinandersetzung nicht das Geringste zu tun. Hierzu passen auch viel besser die geopferten Pferde.
- Die dendrochronologischen Holz-Daten von Lanzen und Schilden belegen nicht stringent eine Schlacht zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern lediglich, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt Holz zur Herstellung oder Restaurierung der Waffen eingeschlagen wurde.
- Auch Münzen sind kein Beweismittel für eine Schlacht.

Sicher: Wir können beim Stand der Dinge nicht ausschließen, dass um 200 n. Chr. tatsächlich eine Schlacht bei Skanderborg stattgefunden hat, zumal aus der Zeit auch weitere Waffenbeuteopfer bekannt geworden sind. Eine solche mit Münzfunden und Dendrochronologie-Daten abgesicherte Schlacht bei Skanderborg beträfe nun in der Tat die Juthungen, die wir in der Gegend von Anfang an vermuteten und die wahrscheinlich mit dem schon bei Caesar[179] und Tacitus[180] erwähnten Stamm der Eudosen identisch sind,[181] also hier schon in vorchristlicher Zeit unter ihrem Stammesnamen wohnten, als Teil des kimbrischen Großstammes.

Für sehr wahrscheinlich halten wir diese Schlacht um 200 n. Chr. jedoch nicht. Nach reiflicher Überlegung sind wir zu einem ganz anderen Schluss gelangt:

Ein Großteil der im Ådal versenkten Waffen stammt aus der Römer-Schlacht des Jahres 4 n. Chr.!

Grund zu dieser Annahme geben vor allem die Schwerter, welche fast ausschließlich römischer Herkunft sind, daneben auch eine große Anzahl von römischen Gurtbeschlägen. Es handelt sich dabei am ehesten um die kurz vor einer kriegerischen Expedition verliehene Ausrüstung einer aus Nordgermanen bestehenden Auxiliararmee der Römer, welche vielleicht von einer Handvoll römischer Führer begleitet und angeführt wurde.

---

179 Vgl. Caesar, De bello Gallico, Buch 1, Kap. 51.

180 Vgl. Tacitus, Germania, Kap. 40.

181 Die Gleichsetzung von Juthungen und Eudosen, für die schon K. Müllenhoff plädiert hat, wurde 1954 von E. Schwarz erneut aufgegriffen, wurde allerdings von L. Rübekeil 2001 wieder in Frage gestellt. Uns haben die Arbeiten von Schwarz und Rübekeil in vielen Punkten nicht überzeugt, deshalb halten wir uns an die Epigrafik, die sowohl „iu“ als auch „eu“ als Erstsilbe des juthungischen Stammesnamens kennt, also die römische Form „Eudoses“ durchaus in den Bereich des Möglichen rückt. Insofern kann auch nicht von unzweifelhafter Widerlegung die Rede sein, wie z. B. A. Rau meint. Die Verortung der Eudosen in Jütland erfolgt hier nach Tacitus und den Res Gestae Divi Augusti (Monumentum Ancyranum). Vgl. zur Thematik K. Müllenhoff: Deutsche Altertumskunde, Bd. 4, Berlin 1900, S. 579f. E. Schwarz: Die Herkunft der Juthungen, in: Jahrbuch für fränkische Landesforschung, Bd. 14, 1954, S. 1ff. L. Rübekeil: Der Name Iuthungi, in: H. P. Naumann et al. (Herausgeber): Alemannien und der Norden, Ergänzungsband 43 des Reallexikons der Germanischen Altertumskunde, Berlin 200, S. 132ff. A. Rau: Das nördliche Barbaricum zur Zeit der Krise des 3. Jhds. n. Chr …, in: T. Fischer (Herausgeber): Die Krise des 3. Jahrhunderts n. Chr. und das Gallische Sonderreich …, Wiesbaden 2012, S. 345.

Genau eine solche Armee hat nach unserem Dafürhalten im Jahr 4 n. Chr. Jütland und die Inseln und womöglich auch die Bucht von Skanderborg überfallen!

Hätte ein Überfall der Römer erst im Jahr 205 n. Christus stattgefunden, wäre dies während der Regierungszeit des Kaisers Septimius Severus (146-211 n. Chr.) geschehen, der zur betreffenden Zeit mit der gewaltsamen Befriedung Britanniens beschäftigt war und obendrein seine beiden zerstrittenen Söhne trennen musste. Ein zweiter Kriegsschauplatz in Jütland erscheint in dieser Zeit nicht nur unwahrscheinlich, er hätte vor allem in irgendeiner Form Einzug in die römisch-antike Geschichtsschreibung finden müssen, was nicht der Fall ist. Deshalb schließen wir diese Erklärungsvariante aus.

Wir bitten nun den Leser, uns beim Ablauf dessen, was sich damals bei Skanderborg am wahrscheinlichsten zugetragen hat, zu folgen, wobei wir den einzelnen Eckpunkten sogleich die Begründung, die Quellen und weitere Erläuterungen an die Seite stellen.

Neue Hypothese zur Entstehung des Waffenbeuteopfers von Illerup Adal

- Einleitend ist die Frage zu klären, in welchen Verhältnis die Kimbern zu den Juthungen/Eudosen bei Skanderborg stehen. Zunächst bleibt festzuhalten, dass es sich bei dem Wort *„Kimbern“* bzw. *„cimbri“* um einen römischen Sammelnamen handelt, um einen Großstamm, der nach vorsichtiger Schätzung schon 120 v. Chr. mehr als 150 000 Personen umfasst hat. Das eigentliche Kernland der Kimbern lag etwas nördlich von Skanderborg, im sogenannten Himmerland (= Kimbernland). Wenn man den gewaltigen Landeinschnitt im Bereich des Limfjordes betrachtet, der heute die Nordspitze Jütlands vom Himmerland und die angrenzende Hügelkette Mitteljütlands trennt, dann bekommt man einen vagen Eindruck von der Naturkatastrophe, die Strabon zu Unrecht in Zweifel gezog und 120 v. Chr. die Ur-Kimbern zu einer nahezu geschlossenen Auswanderung nach Süden veranlasste. Gewaltige Sturmfluten könnten damals in der Tat ganz Nord-Jütland unter sich versenkt und den Kimbern die wichtigste Lebensgrundlage entzogen haben.[182] Die besonders sturm-exponierte Nordseeküste blieb in der gesamten Germanenzeit auffallend unterbesiedelt, wurde also gemieden.
- Bis zum Jahr 4 n. Chr. sollte sich der Kimbern-Stamm in seinen südlichen Ausläufern allerdings wieder soweit erholt haben, dass er sich erneut in Teilstämme aufgliederte, zu denen wir nun die Juthungen/Eudosen aus der Gegend von Skanderborg zählen. Wie ihre Opferrituale belegen, standen sie ganz in der Tradition der alten Kimbern, insofern ergibt es keinen Sinn, groß zwischen verschiedenen Stämmen zu unterscheiden.[183]
- Der römische Angriff des Jahres 4 n. Chr., den die Kimbern trotz des Sieges bei Skanderborg nur mit großen Verlusten an Menschen und Hab und Gut überstanden,[184] könnte eine erneute Auswanderungswelle nach Kontinentaleuropa, auch von den dänischen Inseln aus, ausgelöst haben. Mag sein, dass viele Exulanten der Kimbern neue Stammesgebiete an der Mittelelbe fanden und im Stamm der Sueben bzw. Semnonen aufgingen.[185]

182 Der kimbrische Stier (nach Plutarch) erinnert daran, dass es sich um ein sehr gutes Rinderzuchtgebiet gehandelt haben könnte.

183 Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Eudosen aus grauer Vorzeit ein gotisches Element in sich trugen, nach byzantinischen Quellen sollen sie sogar an den Ufern des Schwarzen Meeres gewohnt haben. Da uns die Mittel zur Entscheidung fehlen, hat es an dieser Stelle aber keinen Sinn, weiter über eine gemeinsame oder getrennte Ethnogenese von Juthungen, Eudosen und Kimbern zu reflektieren. Der gemeinsame Traditionsfaden der Juthungen mit den Kimbern, auch im Hinblick auf den Ear-Kult, den wir am Ende dieser Arbeit besprechen und der u. U. für die Juthungen namensgebend gewesen sein könnte (*„Abkömmlinge Ears“*), scheint uns auf jeden Fall gegeben zu sein.

184 Deshalb konnte Velleius Paterculus von einer riesigen Beute der Römer berichten. Siehe weiter vorn.

185 Dieser Zuzug wäre ein Grund dafür, dass der Bildhauer des Augsburger Siegesaltars um 260 n. Chr. die

- Die Bevölkerung des jütländischen Binnenlandes und der Ostseeinseln war dadurch erneut dezimiert. So begründet sich die oben erwähnte Änderung der Siedlungsstruktur: Größere Einzelgehöfte lösten zuvor noch dicht besiedelte Dörfer ab.[186]

- Dazu passt auch, dass Tacitus um 98. n. Chr. in Kap. 37 seiner Germania die Kimbern folgendermaßen beschrieb:

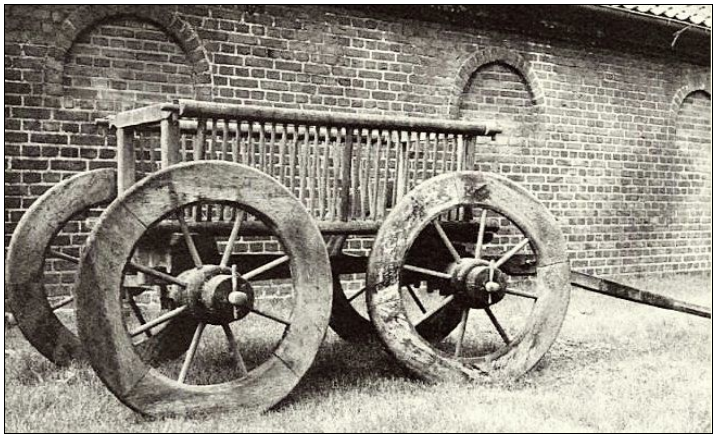
  > *„Eundem Germaniae sinum proximi Oceano Cimbri tenent, parva nunc civitas, sed gloria ingens."*
  >
  > *„In der obengenannten Ausbuchtung Germaniens* (der kimbrischen Halbinsel), *unmittelbar am Ozean, wohnen noch immer die Kimbern, heutzutage eine kleine Völkerschaft, aber mächtig durch ihren Kriegsruhm."*

  Es war wohl nicht nur der Kriegsruhm der Jahre 120 bis 101 v. Chr., sondern auch der Ruhm, der sich durch den Sieg der Juthungen im Jahr 4 n. Chr. ergab. Tacitus wusste also Bescheid. Dies betraf natürlich auch den Schrumpfungsprozess der Stämme, der heute auch mit archäologischen Mitteln belegt ist. Im Übrigen ist Tacitus der einzige Römer, der offen auf den ungeheuren Ruhm der Kimbern, und nicht auf den der eigenen *„siegreichen"* Armee, anspielte.

- Die Sieger des erbitterten Kampfes von 4 n. Chr. haben nach einem halben Jahr der Verwesung in einem großen Opferritual die zerschlagenen Knochen der Feinde in jenen Ausläufer des Mossø versenkt, der heute das trocken gelegtes Sumpfland der Alken Enge ist. Wie ein Stechpaddel[187] und zahllose Spanthölzer, die in dem Areal aufgefunden wurden, belegen, müssen beim Transport der Knochen die mit Leder überzogenen Rundboote, die gerade für eine solche Verlandungszone geeignet sind, eine gehörige Rolle gespielt haben.

Stechpaddel eines Coracle, von den Ausgräbern als Spaten verkannt.

- Dasselbe gilt für Wagen, deren Spuren (Radnaben, Achsnägel) nichts nur in den Alken Enge, sondern z. B. auch auf dem juthungischen Gräberfeld von Přešťovice in Böhmen entdeckt wurden. Der Aufbau dieser Gefährte war wie die Rundboote straff mit Leder bespannt. Wenn solche Wägen in Feindkontakt kamen, trommelten die kimbrischen Frauen von innen gegen das straffe Leder und flößten mit diesem Effekt von Sturmtrommeln dem Feind Angst ein. So jedenfalls berichtet der antike Geograf Strabon.



Rekonstruktion eines germanischen Wagens aus der römischen Kaiserzeit, nach Wagenteilen in Tranebær Mose bei Veijle. Solch ein Wagen wog ca. 100 kg und trug eine Nutzlast von 300-400 kg.

Juthungen als Nachfahren der Kimbern mit den Semnonen in Zusammenhang brachte.

186 Vgl. die Wandlung des Dorfes Galsted, weiter vorn.

187 Wäre dieses kurze Stechpaddel tatsächlich ein Spaten gewesen, wie die Archäologen vermuten, dann hätte es ohne Eisenbeschläge nach Kurzem ausgedient gehabt.

- Es wird im Museum von Skanderborg ein längs-ovaler Schild aus den Alken Enge gezeigt, der der dendrochronologischen Untersuchung zugeführt wurde. Die Bretter sind zweilagig genagelt, die Schildform nicht unbedingt typisch für Nordgermanen, schon eher für das *„scutum“* eines römischen Legionärs des 1. Jahrhunderts.[188] Daneben muss an eine ganz andere Funktion des Holzbrettes gedacht werden: Zwischengespannte Rumpfbretter eines Curragh sehen ganz ähnlich aus.

Ovaler Schild von Alken Enge.

- Wir gehen davon aus, dass der große Fundus an privaten Gürteln mit ihren Utensilien nordischer Provenienz, die im Waffensee des Illerup Ådal gefunden wurden, gar nicht von den getöteten Kriegern der feindlichen Armada selbst stammt. Was hätten diese im Krieg auch mit zwei Gürteln gleichzeitig anfangen sollen? Viel wahrscheinlicher waren die Gürtel von den Römern kurz zuvor bei einem Raubzug an der norwegischen Küste erbeutet und nach Jütland mitgenommen worden. Vielleicht stammte dieses Beutegut gerade von den Haruden, die Kaiser Augustus eigens in Zusammenhang mit den Kimbern erwähnte.

- Dieser germanische Beuteschatz und der größte Teil der erbeuteten, römischen Kriegswaffen, vor allem Schwerter, Schilde, Lanzen und Speere, wurden von den Kimbern/Juthungen zunächst gar nicht vernichtet, sondern verblieben als Trophäen in Händen der einzelnen Sippen, welche zuvor ihre besten Krieger in den Kampf geschickt hatten.

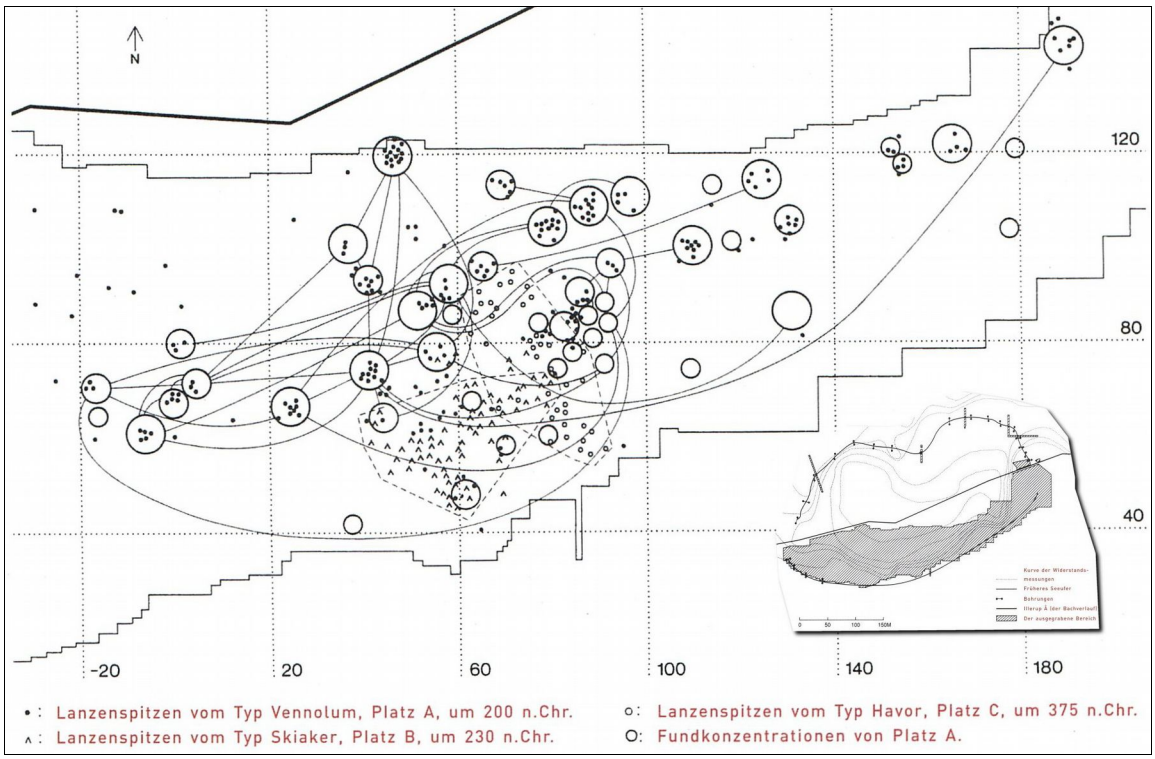
- Natürlich blieben die dazugehörigen Holzteile, die Schildbretter und Lanzenschäfte, nicht im Original erhalten, zumal ein Großteil von Ihren schon während der Schlacht zertrümmert worden war, sondern sie mussten über einen geschätzten Zeitraum von 200 Jahren immer wieder erneuert werden. Insofern gibt die dendrochronologische Untersuchung einzelner Hölzer eine Fehlinformation; sie erfasst u. E. nicht den Zeitpunkt der Herstellung der Waffen, sondern allenfalls ihre Restauration!

- Die eigenartige Form der Deposition dieser Waffen erfordert ebenfalls eine Erklärung. Betrachten wir dazu auf folgender Abbildung den Fundhorizont A, der Häufungen über den ganzen See von einst verteilt zeigt.

  Zunächst: Die Zuschreibung der Lanzenspitzen zum skandinavischen Typ *„Vennolum“* (kleine schwarze Punkte) und die daraus abgeleitete Datierung ist umstritten, denn die Form (lange Klinge, kurzer Tüllenschaft) ist weder für Zeit noch Ort spezifisch, sondern war über lange Zeit und weite Strecken auch in der Römischen Armee und im sonstigen Barbaricum verbreitet.

  Wichtiger ist ihr Depositionsmuster: Es belegt, dass diese Spitzen gesammelt in Säcken antransportiert und an diversen Stellen im Wasser versenkt wurden, was auf die Benutzung von Rundbooten durch einzelne Bootslenker (aus einzelnen Familien oder Sippen?) hindeutet.

188 Vgl. T. Fischer: Die Armee der Caesaren, Regensburg 2012. S. 172f.



Verkleinerte Abbildungen aus Ilkjær, Zauberspiegel, S. 22 und 33. Rechts unten die geomagnetisch ermittelte Form des einstigen Sees und das südliche Untersuchungsareal.

- Nicht nur die Lanzen-, sondern auch die kleineren, mit Widerhaken behafteten Speerspitzen und die Messerklingen waren kein skandinavisches Spezifikum, sondern ebenfalls weit verbreitet. Sie müssen, da sie wie die Lanzen in großer Zahl gemeinsam und per Boot in den See verbracht wurden, zu einer Art Gemeingut gehört haben, das vielleicht zuvor vom örtlichen Häuptling in Gewahrsam gehalten worden war. Woher dieses Beutegut stammt, wissen wir nicht. Es ist anzunehmen, dass es ebenfalls zum Invasionsheer des Jahres 4 n. Chr. gehörte.
- Die Nachfahren der Krieger-Generation, die dieses Beutegut bei sich über mehrere Generationen verwahrten, scheinen sich allmählich an Zahl und Wohlstand vermehrt zu haben. Sie bewachten das Massengrab in den Alken Enge und brachten dort später über viele Generationen ihre eigenen Opfer dar.
- Nochmals: Das Wort *„Juthungi“* in seiner altgermanischen Form stammt jedenfalls vom Ort und ist nicht später entstanden. Man kann es auf die Sieger-Generation von 4. n. Chr. beziehen, auf den Gott des Kampfes Ear, alternativ auf die alten Kimbern oder Eudosen.
- Gegen Ende des 2. Jahrhunderts muss sich das Klima in Dänemark rapide verschlechtert haben. Langzeitaufzeichnungen der dänischen Durchschnittstemperatur zeigen für diese Zeit eine gewisse Delle, hinzukommt die bereits vorgestellte Erkenntnis der polnischen Wissenschaftlerin M. Przybyla, dass an der Wende von 2. zum 3. Jahrhundert in Dänemark generell ein starker Rückgang der Begräbnisse nachweisbar ist, was sich nicht durch spezielle Kriegshandlungen,[189] sondern nur durch eine Verschlechterung der allgemeinen Wirtschafts- und Lebensbedingungen, eventuell auch durch Übersiedelung ganzer Landstriche und durch eine erneute Abwanderungswelle erklärt. Insofern glauben wir nicht an einen Krieg in Jütland in dieser Zeit, besonders nicht an eine Schlacht bei Skanderborg, die die Waffendeposition der Fundplätze A und A/B erklären würde.

189 Da müsste ja genau das Gegenteil der Fall sein!

- Vielmehr nehmen wir an, dass im betreffenden Jahr in dieser wie in anderen jütländischen Siedlungskammern der Entschluss fiel, erneut in größerer Zahl nach Süden abzuwandern. Bei dieser Wanderung konnte man aber die alte, sakrosankte Waffenbeute des Jahres 4. n. Chr. nicht brauchen, deshalb fiel der Entschluss, sie in einem See des Illerup Ådal zu versenken. Er galt seitdem den Zurückgebliebenen als heiliger Ort und allen Juthungen als Quell ihrer Kraft.
- Als zeitlichen Einschnitt dieses Ereignisses im Jahr 206 n. Chr. könnte man den Tod einer exponierten Persönlichkeit, z. B. eines Stammeshäuptlings oder Königs, ansehen. Denn das Waffengrab ist keineswegs ein ausschließliches Kriegs-, sondern wenigstens zum Teil auch ein Friedensgrab: Wie man oben gesehen hat, wurden im Zentrum des Sees nicht nur 4 Pferde, sondern auch eine Kuh, ein Bett, mehrere germanische Zierschwerter mit Runeninschriften und persönliche Utensilien wie Feuerzeuge, Kämme, Geldbeutel versenkt. Bei dem Bett handelte es sich vermutlich um die Bahre, auf der der/die Tote zur letzten Ruhe gebettet wurde. Die Pferde, vor allem aber die Kuh, gehörten zu den üblichen Opfern beim Tod einer hochstehenden Persönlichkeit.[190]
- Dies alles ließ man in Begleitung mehrerer Lederboote in einem Holzkahn in die Mitte des Sees treiben, dann zerschlug man die Planken, bis das Totenschiff mitsamt der Beigaben an der tiefsten Stelle versank.

Zum weiteren Verständnis zeigen wir nochmals die spezifischen Waffendepositionsmuster:

Fundort	A	A+B	B	C	D
Zeitstellung	ca. 205 n. Chr.		ca. 225 n. Chr.	ca. 375 n. Chr.	ca. 450 n. Chr.
Entsorgungsart	per Boot, im See versenkt	Abwurf vom Südufer	Abwurf vom Südufer	Abwurf von Südufer	
Schwertklingen	keine	146	keine	79	keine
Lanzenspitzen	366	149	132	98	4
Speerspitzen	410	63	108	79	1
Schildbuckel	keine	387	keine	43	keine
Pferdegeschirrbeschläge	10	keine	keine	keine	keine
Messerklingen	ca. 340	keine	keine	ca. 5	1
	auch Gold, Silber, Geldbeutel Seile, Holzgefäße, Löffel, Betten, 4 Pferde, 1 Kuh			Holz zuvor verbrannt	

- Nachdem Schiff und Beigaben untergegangen waren und sozusagen die kimbrische Tradition des Juthungen-Stammes unter sich begraben hatten, schleuderten die Germanen von südlichen Seerand aus unter Trauergesängen den Teil der erbeuteten Waffen, der für einen Weitwurf geeignet war, also alle in ihrem Besitz verbliebenen und bislang gehegten und gepflegten Schwerter, Schilde, Lanzen und Speere, in weitem Bogen in den See, möglichst nahe an das Personengrab heran.[191]

190 Über die Bedeutung der beim Leichengang geopferten Kuh, als Seelenbegleiter toter Nordgermanen, vgl. W. Mannhardt: Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker, Berlin 1860, S. 52.

191 Dadurch erklär sich die auffallende Selektion der Waffen aus der Übergangszone A/B und dem Fundort B.

- Zuvor hatte man mit Gewalt die Waffen entwertet, damit von ihnen nie mehr eine Gefahr ausginge. Eine persönliche Bereicherung an den z. T. sehr wertvollen Stücken kam also für die Juthungen nicht in Frage, vielmehr wurde die Beute als sakrosankt betrachtet und am Ende, ehe man sich auf eine lange und ungewisse Wanderschaft begab, vollständig dem Kriegsgott geopfert.
- Als Datierungshilfe wurden für diesen Ort die Radiokarbondaten der Tierknochen – *„um 210 n. Chr."* -, die dendrochonologischen Daten von Holz – *„kurz nach 205 n. Chr."*[192] – sowie einige Geldbeutel mit Römermünzen herangezogen, deren jüngste im Jahr 187 n. Chr. geprägt wurde. Auch hier ist die Erklärung relativ einfach: Radiokarbondaten sind relativ ungenau, die geopferten Tiere wurden 206. n. Chr. geschlachtet. Das genauer datierte Holz stammt nicht vor der einstigen Schlacht, sondern von späteren Restaurierungen der Waffen und unter Umständen auch aus dem Fischereibetrieb der Juthungen (Rundboote!). Und die Römermünzen haben die Juthungen bis zuletzt noch ergänzt; sie wurden nun als weitere Opfergabe gespendet.
- Wir haben es nicht im Einzelnen überprüft, sind uns aber ziemlich sicher, dass auch die anderen Mooropferplätze Dänemarks in ihrer Entstehung hinterfragt gehören. Die Waffen römischer Provenienz aus Vimose gelangten vermutlich auch nicht als Kriegsfolge in den Moorschlamm, sondern erst anlässlich der Auswanderungsbewegung von 206 n. Chr.. Desgleichen sind wir überzeugt, dass die vielen Römerwaffen, die wir in ganz Dänemark für die Kaiserzeit nachweisen können, nicht ausschließlich Importware waren, sondern zum Teil Kriegsgerät, das vom *„bellum immensum"* herrührte.
- Seit der großen Waffenopferung galt der Waffensee im Illerup Ådal allen Juthungen in seiner Symbolkraft für den Kampf gegen die Römer als heilig.
- Bleibt am Ende zu erklären, warum es in den folgenden 250 Jahren noch zu weiteren drei Zeitpunkten, um 225, 375 und 450 n. Chr., im Illerup Ådal zu Waffendepositionen kam:

  Erneut glauben wir nicht an kriegerische Handlungen vor Ort. Es könnte sich auch um Waffen gehandelt haben, welche die in den Süden Deutschlands und nach Böhmen ausgewanderten Juthungen in ihre alte Heimat zurückschickten, um mit ihrer Spende an den Kriegsgott im wichtigsten Heiligtum der alten Heimat künftiges Kriegsglück heraufzubeschwören:

  Dazu passt z. B. der Termin 225 n. Chr. sehr gut, da die Juthungen des Sulzgaus den Caracalla-Feldzug des Jahres 213 n. Chr. militärisch erfolgreich gestoppt hatten. Das Opferjahr 375 n. Chr. korreliert wiederum hervorragend mit dem Einfall der Juthungen nach Rätien im Jahr 357 n. Chr., und der letzte Termin 450 n. Chr., passt zur Juthungenschlacht des Jahres 430 n. Chr., die mit einem Sieg der Römer unter dem Heermeisters Flavius Aetius endete. Damals scheinen die Kräfte der südlichen Juthungen schon deutlich erschöpft gewesen zu sein, sonst wären mehr Waffen nach Jütland gelangt.

  Danach brechen die Opfergaben im Illerup Ådal ab – und die referierten Kämpfe der südlichen Juthungen ebenfalls!
- Noch im selben Jahr 206 n. Chr. müssen große Kontingente von Juthungen aus Jütland mit Kind und Kegel und allem Hausrat ausgewandert sein, um auf relativ direktem Wege den Süden der Germania libera anzustreben, die weiten Ebenen an den Flüssen Sulz und Schwarzach, nördlich der Albtrauf des Bayerischen Jura. Hier fanden sie eine neue Heimat.

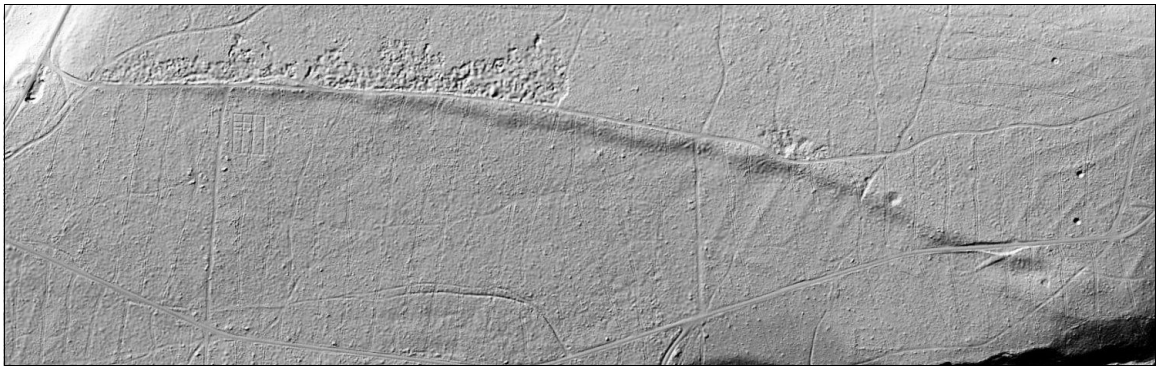
Bei diesem Vorgang greift also die Datierung des Zuzugs, die wir aus den Radiokarbondaten des Leichenbrandes von Kauerlach extrapoliert hatten – kurz vor oder nach 200 n. Chr. – und die Datierung des Waffenopfers im Illerup Ådal – 206 oder 207 n. Chr. – nahtlos ineinander!

192 Warum nicht gleich 206 oder 207 n. Chr.?

Kimbrisch-juthungische Verteidigungsschanzen in Bayern und Dänemark

Leider waren die Neuankömmlinge schon kurz nach ihrem Eintreffen im Sulzgau erneut mit der Gefahr einer Römerinvasion konfrontiert, nunmehr direkt vom nahen Limes Romanus aus. Da erinnerten sich die Juthungen an die alte kimbrische Tradition, gegen die Feinde kilometerlange Verteidigungswälle mit Graben anzulegen, und bauten ihrerseits im Sulzgau insgesamt 3 Schanzen gegen die Römer:[193]

- Die längste und mächtigste von ihnen, die im Jahr 213 n. Chr. umkämpft gewesen sein dürfte, trug im Mittelalter den Namen **Ehekamm** und bildete ab 1305 die Grenze des Hochstifts Eichstätt zum Herzogtum Bayern. Der Ehekamm weist eine Länge von ca. 700 Metern auf, bei erosionsbedingter Abflachung im Westen. Diese feindwärts konkav gebogene Schanze liegt auf dem sog. Gödenacker bei Berching, einem majestätischen Waldberg, an dessen Flanken schon die Kelten den Abbau von hochwertigen, manganhaltigem Eisenerz betrieben hatten, was die Juthungen ab 207 n. Chr. sicherlich fortsetzten.



Eine typische Römerwehr: Der leicht gebogene, südwärts gewandte Wallgraben des Ehekamm oberhalb von Pollanten/Berching, im ALS-Profil.

- Eine weitere, heute abgegangene **Schanze** lag einst mit ähnlicher Biegung am oberen Ende des sog. **Röckenhofer Tales**, nördlich von Greding. Sie lag im direkten Invasionsweg der Truppen Kaiser Caracallas und war, wie Funde belegen, im Jahr 213 n. Chr. einem Aufstiegskampf zwischen Römern und Germanen ausgesetzt.

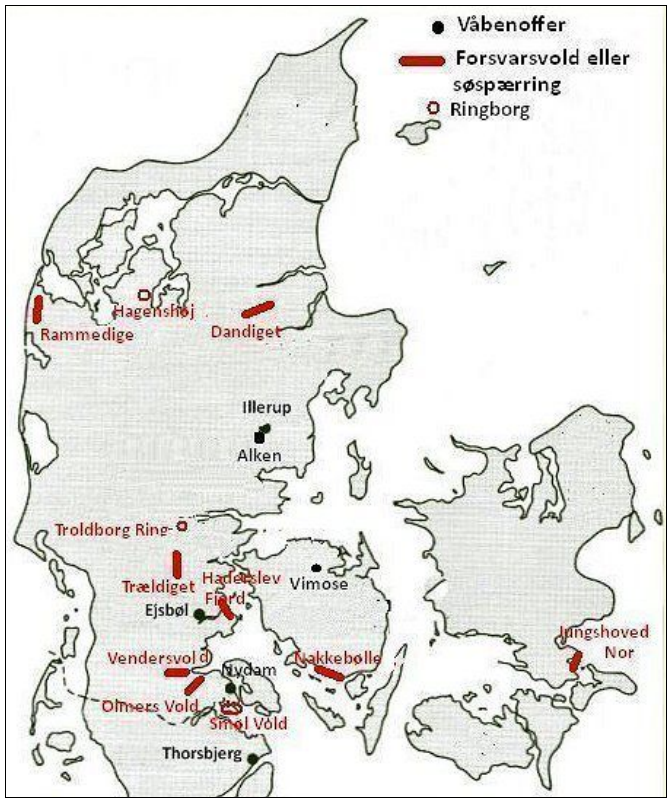
- Eine dritte, relativ kurze **Wall-Graben-Anlage** liegt oberhalb von **Rappersdorf** und sollte die Juthungen-Siedlung in Pollanten gegen einen von Süden heraufziehenden Feind schützen. Diese im Wald liegende Schanze ist noch heute in einem sehr guten Erhaltungszustand.

Der juthungische Wall-Graben bei Rappersdorf.

193 Vgl. dazu die ausführlichen Angaben in unserer bereits mehrfach erwähnten Arbeit über den Caracalla-Feldzug des Jahres 213 n. Chr..

In **Dänemark** ist noch eine gute Handvoll derartiger **kaiserzeitlicher Verteidigungswälle** bekannt und zum Teil sehr gut erhalten. Sie werden dort *„diget“*, d. h. Deich, genannt.

- Der 12 km lange *„Olmerdiget“* bei Tingslev wurde zwischen 50 v. und 110 n. Chr. errichtet und ausgebaut.
- Der 3,5 km lange *„Vendersvold“*, auch *„Æ vold“* genannt, liegt südlich von Øster Løgum, zwischen Aabenraa and Haderslev, und wurde um 279 n. Chr. errichtet,
- Der *„Trældige“* ist ein 12 km langer Verteidigungswall westlich von Kolding, aus der frühen römischen Kaiserzeit.
- Der *„Dandiget“* bei Purhus, zwischen Randers und Hobro, ist etwa 1,5 km lang und stammt ebenfalls aus der frühen römischen Kaiserzeit.
- Der 2,5 km lange *„Rammedige“* liegt bei Fjaltring, südlich von Lemvig.



Waffenopferplätze und Verteidigungswälle in Dänemark.

- Am Eingang des Haderslev Fjord finden sich zwei große Bollwerke der Seeverteidigung, genannt *„Æ Lei“* und *„Margretes Bro“*, errichtet zwischen 370 und 418 n. Chr..
- Zwei gleichartige, aber kleinere Bollwerke mit Palisadenfeldern liegen im *„Nakkebølle Fjord“*, im Süden von Fünen, und im *„Jungshoved Nor“*, im Süden von Seeland.

Wie man sieht, wurden einige dieser Wall-Graben-Anlagen in engem zeitlichem Zusammenhang mit dem Überfall der Römer zur Zeitenwende errichtet, sind also eindeutig kimbrisch-juthungischer Genese.

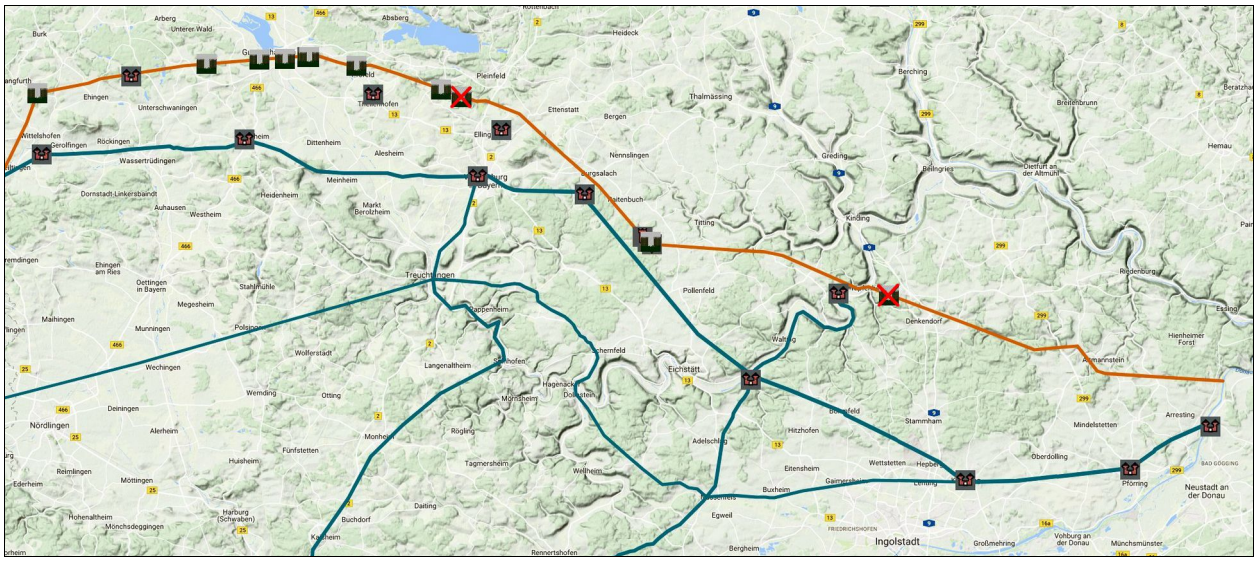
Links der „Trældige“ in Rekonstruktion, rechts der „Dandiget“ im heutigen Aspekt. Beide Dämme datieren aus der frühen Kaiserzeit, als aus der Zeit der Kimbern.

Archäologische Sondierungen auf dem Ehekamm über Berching und an der Talflanke der Sulz bei Rappersdorf würden einen Vergleich der Bautechnik mit den gut erforschten kimbrischen Schanzen Dänemarks ermöglichen, stehen jedoch derzeit in weiter Ferne.

Die Juthungen und der Limes Romanus

Nach den schlimmen Erfahrungen der kimbrischen Vorfahren mit den Römern sogen vermutlich die juthungischen Kinder den Hass auf Rom schon mit der Muttermilch auf. Von der Aversion, welche die Juthungen und die Römer trennte und einen Grenzhandel zwischen beiden vollständig verhinderte, zeugt ein von historischen Argumenten unabhängiges Indiz, das bisher in der Fachliteratur nicht ausreichend gewürdigt ist.

Man beachte die unterschiedliche Verteilung der Limes-Durchlässigkeit auf folgender Grafik!



Die unterschiedliche Verteilung der „bayerischen“ Limesdurchlässe. Die nachträglich zugesetzten Durchlässe kennzeichnet ein Kreuz.

Wie der Palisadenlimes zuvor war auch der im Bereich des bayerischen Jura errichtete **steinerne Limes** stellenweise durchlässig,[194] d. h. es bestanden an geeigneten Stellen Pforten für den Grenzverkehr, sogar mit Blockhäusern als Zollstellen.[195]

Innerhalb dieser Zahl erstaunt allerdings eine gewaltige **Diskrepanz**:

So finden sich im Westabschnitt vom Hesselberg bis zur Schwäbischen Rezat auf einer Strecke von ca. 35 km insgesamt 9 Durchlässe, wo denen später 3 im Osten, d. h. vor der Schwäbischen Rezat, wieder zugesetzt wurden. Im Westen aber herrschte offensichtlich schon seit trajanischer Zeit ein intensiver Güter- und Warenaustausch zwischen Römern und assimilierten (rhein-weser?)-germanischen Siedlergruppen, am Oberlauf der Altmühl und rund um den Kesselberg, wobei die Friedfertigkeit dieser Leute ganz offensichtlich selbst zu severischer Zeit keine besonderen Vorsichtsmaßnahmen erforderte.[196] Den vergleichsweise opulenten Kastellen in Ruffenhofen, Gnotzheim, Theilenhofen und Weißenburg mag dieser Grenzhandel durchaus zugute gekommen sein. Reiche Funde, besondere Baumerkmale und Zusatzeinrichtun-

194 Für den bayerischen Abschnitt liegen uns zuverlässig Angaben aus den Grabungen der Reichs-Limeskommission vor, dabei zählen wir zwischen dem Limesknie nordwestlich des Hesselbergs und der Donau bei Eining insgesamt 11 Durchlässe unterschiedlicher Zeitstellung, Größe und Konfiguration, meist neben den Wachtürmen gelegen.

195 Vgl. WP 13/50 und WP 13/54 bei Gunzenhausen.

196 Dies schlug sich z. B. in der Errichtung von Doppeldurchgängen an den WP 13/22 und 13/50 nieder, die man bei Kriegsgefahr sicherlich nicht so errichtet hätte: entweder Fußgänger- und Wagen-Verkehr getrennt, oder Wagen-/Fußgänger-Verkehr in jeweils einer Richtung. Eine ähnliche Situation dürfte auch weiter westlich am sogenannten Limestor bei Dalkingen bestanden haben, denn Prunkbauten dieser Art machen nur bei stabilen Verhältnissen einen Sinn.

gen wie Bäder[197] oder Amphitheater[198] dieser großen Standlager sind so andernorts am rätischen Limes nicht zu finden und sprechen für eine Blüte der Kastelle und Lagerdörfer und die Prosperität der gesamten Region.

Ganz anders der Limes auf Höhe der Juthungen, d. h. östlich der Schwäbischen Rezat, die fast bis Treuchtlingen heraufzieht. Dort wurde der rätische Limes schon unter den Kaisern Septimius Severus und Caracalla[199] gezielt hermetisch verriegelt, denn auf den sich anschließenden 60 Kilometern bis zur Donau finden sich nur noch 2 Durchlässe:

- Dabei ist der westliche am Limesknie bei Kaldorf bis jetzt nur für den Palisadenlimes nachgewiesen. Wir konnten in unserer Caracalla-Arbeit untermauern, dass dies ein Durchlass zu rein militärischen Zwecken war, eine verdeckte Invasionspforte der Römer.
- Daneben gab es nur einen kleinen Durchlass durch die Mauer auf der Anhöhe östlich von Kipfenberg, der allerdings vermauert und damit wieder aufgelöst wurde.[200]

Wenn man diese Undurchlässigkeit des Limes im Ostabschnitt mit den beiden äußerst breiten, mit einem richtigen Blockhaus versehenen und sogar gepflasterten Durchlässen im Altmühltal bei Gunzenhausen,[201] die sozusagen wie ein Scheunentor offen standen, gegenüberstellt, dann besteht kein Zweifel:

Es drohte ab 213 n. Chr. (Caracalla-Feldzug) den Römern eine besondere Gefahr von Nordosten her, hier muss also ein Feind hinter den Mauern gestanden haben, dessen Gefährlichkeit man fürchtete.

Die Vorstellung einer durchgängig offenen Grenze am rätischen Limes ist also nichts als ein Klischee. In Wirklichkeit stand einer Friedensgrenze im Westen, die sich bis zum Limesknie bei Lorch und darüber hinaus erstreckte, eine Kriegsgrenze diametral gegenüber,[202] die von der Schwäbischen Rezat bis zur Donau reichte!

Der Feind, der hier jüngst zugewandert war und im Osten hinter dem Limes stand, das waren eben die Juthungen!

Daraus bezieht man nebenbei einen zusätzlichen Hinweis auf ihr Siedlungsgebiet: Es sollte im Westen an der Schwäbischen Rezat geendet haben!

Außerdem wird ein weiteres Mal klar, was schon zuvor feststand:

Juthungen sind keine Alemannen!

---

197 In Weißenburg und Theilenhofen.

198 In Theilenhofen.

199 Frühere Einschätzungen, dass bereits unter Kaiser Commodus die rätische Steinmauer errichtet worden sei, sind jüngst beiseite gelegt worden. Vgl. C. S. Sommer: Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Marc Aurel …? Zur Datierung der Anlagen des Raetischen Limes, Berichte der bayerischen Bodendenkmalpflege. 52, 2011, 168–170, und C. S. Sommer, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius, Marc Aurel …? – Ein Nachtrag zur Datierung der Anlagen des Raetischen Limes. Berichte der bayerischen Bodendenkmalpflege 56, 2015.

200 Eine Lücke der Palisadenwand vor dem exponiert auf einem Berggrat über der Altmühl stehenden WP 14/78, der von der Reichs-Limeskommission erwähnt wurde, hatte keine Transitfunktion. Vgl. E. Fabricius (Herausgeber): Der obergermanische-raetische Limes des Roemerreiches …, Bd. 7, Strecke 14, Gunzenhausen-Kipfenberg, Berlin, Leipzig 1928, S. 22.

201 Vgl. WP 14/12 und WP 14/25.

202 Der etwaige Einwand, fehlende Durchlässe würden auf eine Nicht-Besiedelung des Limesvorlandes in diesem Abschnitt hinweisen, besticht nicht, da 1. eine Besiedelung bis auf die Höhe der schwarzen Laber nachgewiesen ist, und 2. sich im Fall der Nicht-Besiedelung die Grenzbefestigung, gerade in ihrer geschlossenen Form und Konsequenz der Ausführung, ad absurdum geführt hätte, d. h. gar nicht nötig gewesen wäre.

Gräberfeldtopografie und Kriegsbestattung

Es war eine dichte Mauer, eine echte Demarkationslinie, hinter der die Juthungen zu Beginn des 3. Jahrhunderts ihre zweite Heimat fanden. Den Groll auf die Römer, der einen langen geschichtlichen Vorlauf hatte, werden sie auf ihrem langen Marsch von Dänemark nach Süddeutschland mit sich genommen haben, und angesichts des Steinernen Limes nahm er noch zu.

Wenn die historischen Quellen stimmen, so haben die Juthungen wenigstens sechsmal, wahrscheinlich sogar noch öfter diesen Grenzwall hinter sich gelassen und gegen die römischen Besatzungen in den Nordprovinzen gekämpft, dabei aber jeweils den Kürzerem gezogen. So erscheinen sie als ein äußerst kriegerisches und angriffslustiges Volk – wenigstens in den Augen der römischen Geschichtsschreiber. Diese müssen allerdings gerade in diesem heiklen Punkt, wo es im Heraushebung der eigenen Überlegenheit ging, nicht unbedingt objektiv berichtet haben.

Damit kontrastieren die Graburnen der Juthungen: Sie sprechen für Bescheidenheit und Friedfertigkeit: Verzicht auf aufwendige Körperbestattungen, wie sie noch zur Keltenzeit üblich waren, Verzicht auf Beigaben von Waffen und anderen Insignien der Macht, Beschränkung auf die Utensilien des eigenen Erfahrungsraums als Fischer.

Wie geht das zusammen?

Die Verhältnisse in ihrer kimbrischen Heimat, welche wir durch die jüngsten Grabungserfolge bei Skanderborg sozusagen hautnah miterleben, belegen das, was wir schon zuvor als plausibelste Begründung angenommen haben: Die Juthungen haben in all ihren Kriegen jeweils nur zwangsläufig auf Aggressionsakte der Römer reagiert, dann aber umso wilder entschlossen und geradezu brutal. Wenn es um den Erhalt und die Wiederherstellung der Familien- und Stammesehre ging, setzten sie wie ihre kimbrischen Vorfahren in den Jahren 113 bis 101 v. Chr. und im Jahr 4 n. Chr. alles auf eine Karte.

Nach dem Angriff der Römer im Jahre 213 n. Chr., bei dem Kaiser Caracalla in einem Blitzkrieg zwar militärisch versagte, aber hinterher in perfider Manier nahezu die gesamte jüngere Generation der Germanen an Sulz und Schwarzach auslöschte, müssen Wut und Enttäuschung ins Unendliche gestiegen sein.[203] Wir haben die räumlichen Determinanten dieses Feldzugs und ihre exzellente Übereinstellung mit den historischen Quellen (allen voran Cassius Dio) mittlerweile durch zahlreiche Lesefunde untermauern können.[204]

Die primär defensive Einstellung der Juthungen erkennt man aber an den drei inzwischen als *„Römerwehr“* identifizierten Schanzwerken, die wir im Vorkapitel vorgestellt haben.

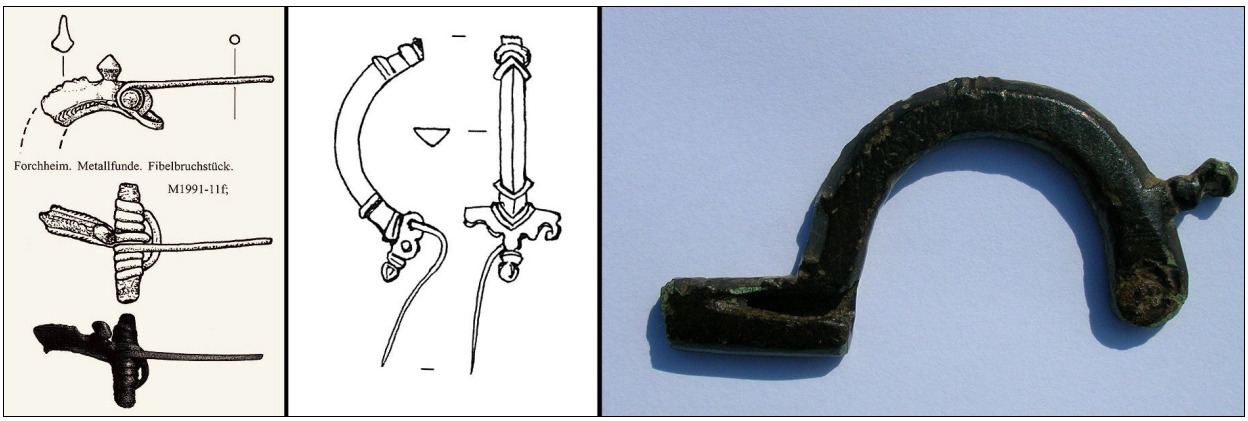
Die Fischersiedlung der Kauerlacher Juthungen dürfte 213 n. Chr. ebenfalls zu den Angriffszielen Caracallas gehört haben – und die Juthungen wehrten sich vor Ort ihrer Haut. Vermutlich deshalb fanden sich in dem kleinen Siedlungsareal, das ergraben wurde, aber auch in der näheren Umgebung etliche römische Militaria.[205]

---

203 Nach Cassius Dio wurden die jungen Männer mit vielen Versprechungen als Söldner angeworben, hinterher aber heimtückisch ermordet. Die in die Sklaverei verschleppten Mädchen und Frauen der Juthungen suchten den kollektiven Freitod, übrigens im selben Modus, den Orosius und Florus für den Freitod der kimbrischen Frauen und Kinder nach der Schlacht bei Vercellae (Verona) beschrieben haben: Selbsterdrosselung mit Stricken, die aus den eigenen Haaren geflochten waren!

204 Die Funde können per Internet eingesehen werden: http://www.robl.de/caracalla/caracalla213.pdf.

205 Darunter eine Geschossspitze und Militärfibeln, die ab ca. 200 n. Chr. beim römischen Militär in Gebrauch waren. Dass „viele“ der römischen Metallfunde bei Kauerlach „einem militärischen Zusammenhang entstammen könnten“, hat auch R. Masanz eingeräumt. Vgl. Masanz, Brandgräberfeld Freystadt-Forchheim, S. 177.



Fibelfragmente aus dem Gebiet von Kauerlach, mit ähnlicher Scharnieranordnung und ähnlichem Bügelknopf. Links Fibelfragment 7, Tafel 46, nach R. Masanz, in der Mitte Fibel M2:3, nach Masanz, S. 176, von E. Weinlich 1995 als „Scharnierfibel", von A. Krug 1995 als „römische Soldatenfibel" bezeichnet. Rechts ähnliche Bügelfibel aus Bronze, von einem Acker bei nahen Obernricht, ein Typus, der allerdings von K. Krapp, Alemannen, 2007, mit den Elbgermanen in Zusammenhang gebracht wurde.

Die Juthungen waren erst wenige Jahre zuvor in der Gegend eingewandert und hatten einen keltischen Siedlungsplatz übernommen, der eventuell zuvor von einer Urbevölkerung noch rest-besiedelt gewesen war. So zumindest interpretieren wir das zerstörungsfreie Nebeneinander von Keramiken unterschiedlicher Form und Zeitstellung im Kauerlacher Grabungsareal.

Da viele Juthungen in den Niederungen von Sulz und Schwarzach dem heimatfernen Genozid des Jahres 213 n. Chr. zum Opfer fielen und in den nachfolgenden Rachefeldzügen 260, 270 und 297 n. Chr., als deren Indiz wir das niedergebrannte Limestor bei Kaldorf nehmen, noch mehr Juthungen fern der Heimat ums Leben kamen, konnte sich der Menschenverlust nicht in einer starken Erweiterung des Kauerlacher Brandgräberfeldes niederschlagen. So blieb dieses relativ klein.[206]

Beim Caracalla-Feldzug 213 n. Chr. müssen allerdings auch einige Juthungen in ihrer Heimat gefallen sein. Zurück blieben aber in der Mehrzahl nur Alte und Kinder. Dazu passt, dass sich für das 3. nachchristliche Jahrhundert bei Kauerlach mit 2 Ausnahmen keine Urne mit Wahrscheinlichkeitsmaximum vor dem Jahr 240 n. Chr. nachweisen lässt,[207] dann aber wieder in deutlicher Häufung.

Zugegebenermaßen bleibt man wegen des fortgeschrittenen Zerstörungszustandes vieler Grablegen und des geringen Umfangs[208] über den Aufbau des **Gräberfeldes bei Kauerlach** im Vagen und es lassen sich keine allzu weitreichenden Rückschlüsse ableiten.

Hinzu kommt noch, dass wir erhebliche Zweifel daran hegen, dass seinerzeit das Gräberfeld von Kauerlach wirklich komplett ausgegraben wurde. Mittelalterliche oder frühneuzeitliche Wegedämme, die heute nicht mehr existieren, sollten ein Verpflügen der Urnen weit nach Westen verhindert haben, aber gerade hier, bis hin zur Uferzone an der Schwarzach hin, entdeckten wir bei der flüchtigen Begehung jene Urnenreste, die wir eingangs erwähnt haben. Im Übrigen wies schon E. Weinlich darauf hin, dass auch am rechten Ufer der Schwarzach mit einem weiteren Gräberfeld zu rechnen sei.[209]

---

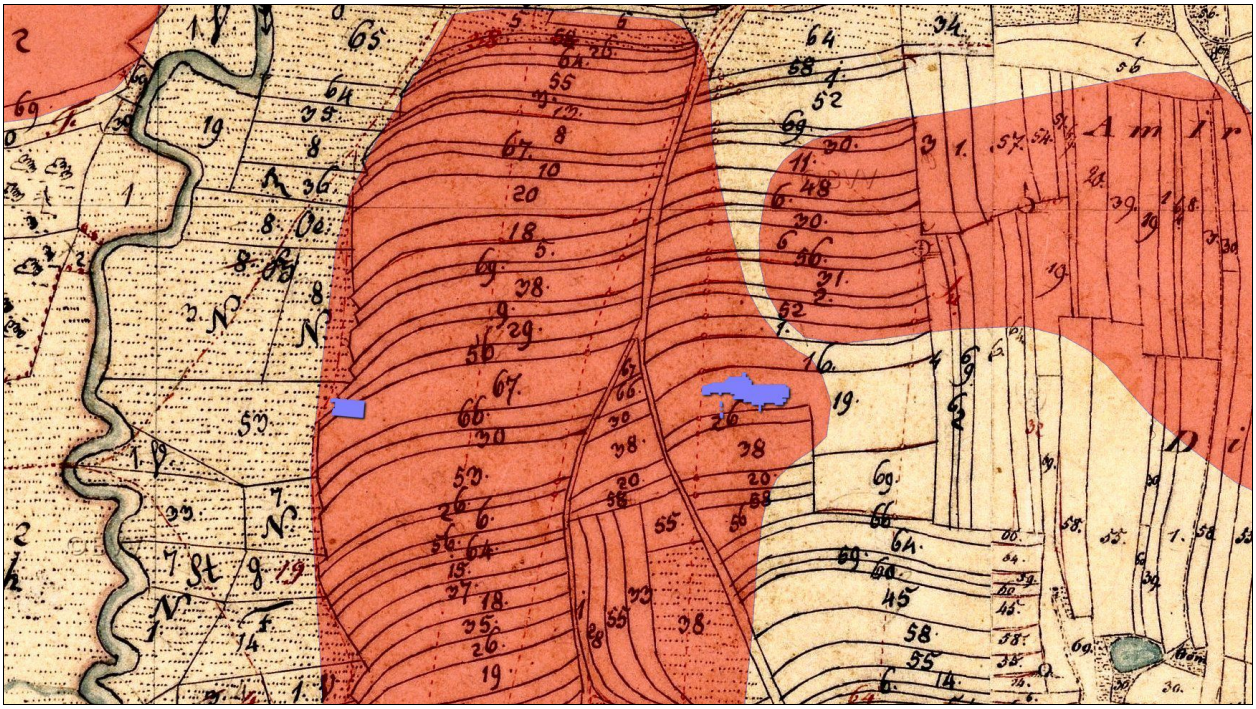
206 Vielleicht abgesehen von einer unkoordiniert wirkenden Urnenhäufung im Südosten des Gräberfeldes, die einer Kriegsbestattung entsprechen könnte (siehe Abbildung des Gräberfeldes weiter vorn). Allerdings kommen an dieser Stelle der Radiokarbonanalyse zufolge Urnen sehr früher und relativ später Zeitstellung eng nebeneinander vor, sodass nicht alle Urnen gleichzeitig beigesetzt wurden.

207 Eine Urne hat ihr Wahrscheinlichkeitsmaximum um 210 n. Chr., also vor dem Caracalla-Feldztug, eine weitere um 220 n. Chr.

208 E. Weinlich ging in seiner Arbeit von 1999 von maximal 300 Grablegen im Originalzustand aus. Vgl. Weinlich, Urnengräberfeld Forchheim, S. 100.

209 Referenz bei Masanz, Brandgräberfeld Freystadt-Forchheim, Fußnote S. 16.

Das kaiserzeitliche Gräberfeld von Kauerlach ist also aus vielerlei Gründen nur wenig zur Analyse der Grabtopografie geeignet.



Die Grabungszonen von Kauerlach, hineinprojiziert in den Urkataster von 1830: Blaues Viereck links = Grabungsareal der Siedlung, blaues Vieleck rechts = Brandgräberfriedhof. Rot die im Denkmalatlas Bayern ausgewiesenen Denkmalschutzzonen. Gut erkennbar ist der dazwischen liegende Altweg mit Gabelung nach Süden, an dem die neuzeitlichen Felder und Pflugzonen enden. Hier ist auch gut erkennbar, dass die Germanen einst direkt an der vormaligen Feucht-/Schilfzone der Schwarzach siedelten.

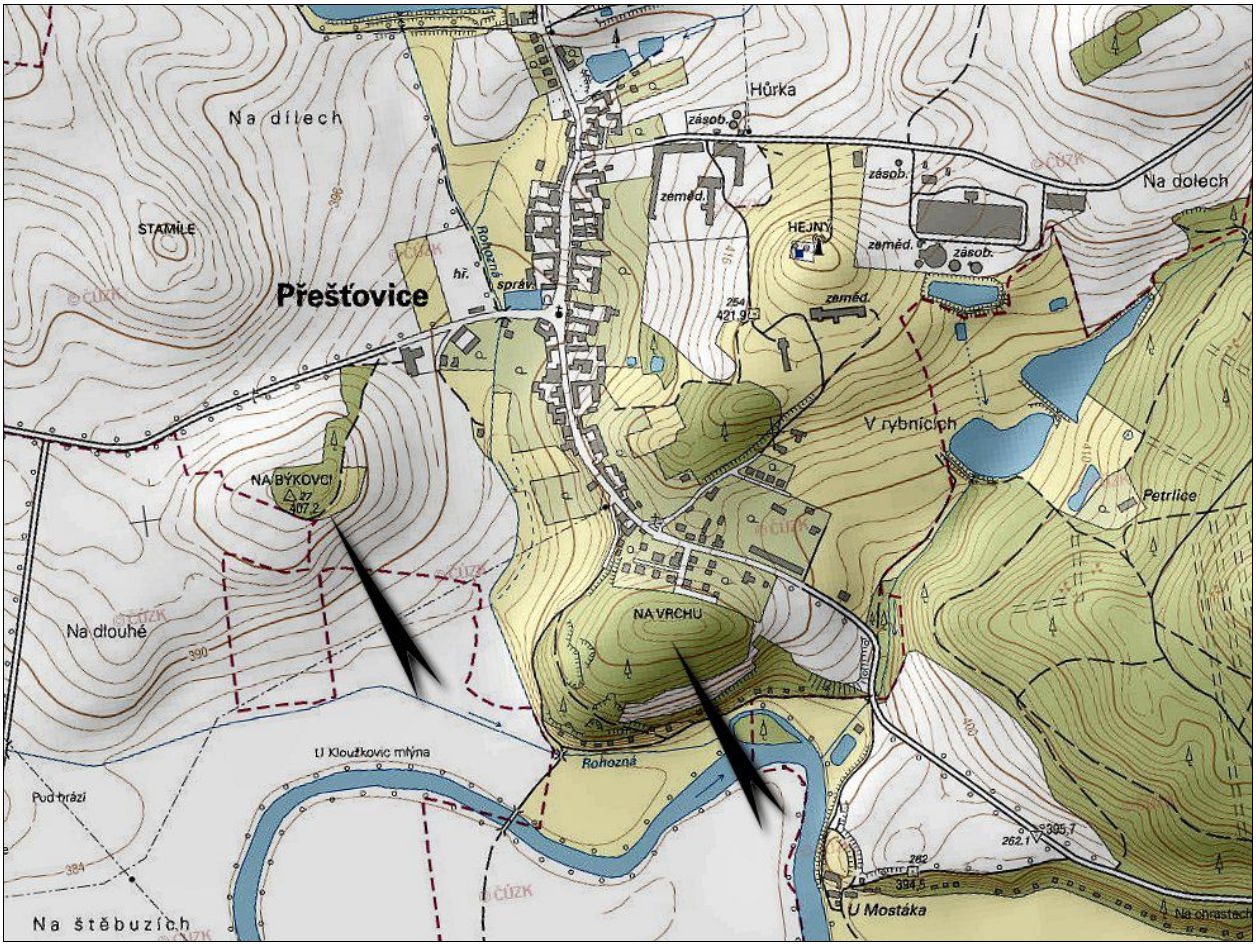
Viel günstiger stellt sich die Situation beim weitaus größeren **Gräberfeld von Přešťovice** dar. Es war von den dortigen Germanen wie die zugehörige Siedlung auf einem Hügel platziert worden. Die Kuppen waren in den nachfolgenden Jahrhunderten wegen Brache und schütterer Bewaldung vergleichsweise wenig schädlichen Umwelteinflüssen ausgesetzt.

Allein die doppelte Hügellage unterscheidet den Standort bei Přešťovice von den ausgesprochenen Tallagen von Friedenhain und Kauerlach und spricht dafür, dass sich hier an den Ufern der Otava Germanen resp. Juthungen niedergelassen hatten, die ihren Wohnplatz von vornherein befestigen wollten,[210] mithin schlechte Erfahrungen mit Feinden gemacht hatten und mit weiteren Angriffen derselben rechneten. Dass es sich dabei weit und breit um die einzige Siedlung mit Boot-Urnen von KFP-Typ handelt, haben wir bereits erwähnt.[211]

Es besteht der Eindruck, dass sich spätestens mit dem Beginn des 4. Jahrhunderts Juthungen aus dem Westen der ständigen Gefahr einer Römer-Invasion entzogen hatten und hierher, in sicherer Distanz zum römischen Limes, auf einen weitaus sichereren Siedlungsplatz gewechselt waren.

210 Vielleicht sogar mit einer Wall-Graben-Anlage, die heute verschwunden ist.

211 B. Svoboda wird intuitiv recht gehabt haben, als er „von einer, man möchte fast sagen, absichtlichen Abgeschlossenheit“ dieser Menschen und einem Festhalten an alt-ererbten Begräbnissitten sprach, zu einer Zeit, in der in Mittelböhmen bereits ganz andere Gewohnheiten herrschten. Vgl. B. Svoboda: Zum Verhältnis frühgeschichtlicher Funde des 4. und 5. Jahrhunderts aus Bayern und Böhmen, in: Bayerische Vorgeschichtsblätter Bd. 28, 1963, S. 101. Zum Vergleich der Fundplätze der FP-Keramik auch H. Geisler: Friedenhain und Přešťovice, in: Archäologische Arbeitsgemeinschaft Ostbayern/West- und Südböhmen, 8. Treffen 1998, Rahden 1999, S. 115ff.



Die archäologischen Stätten von Přešťovice: Linker Pfeil = germanische Höhensiedlung, rechter Pfeil = Gräberfeld.

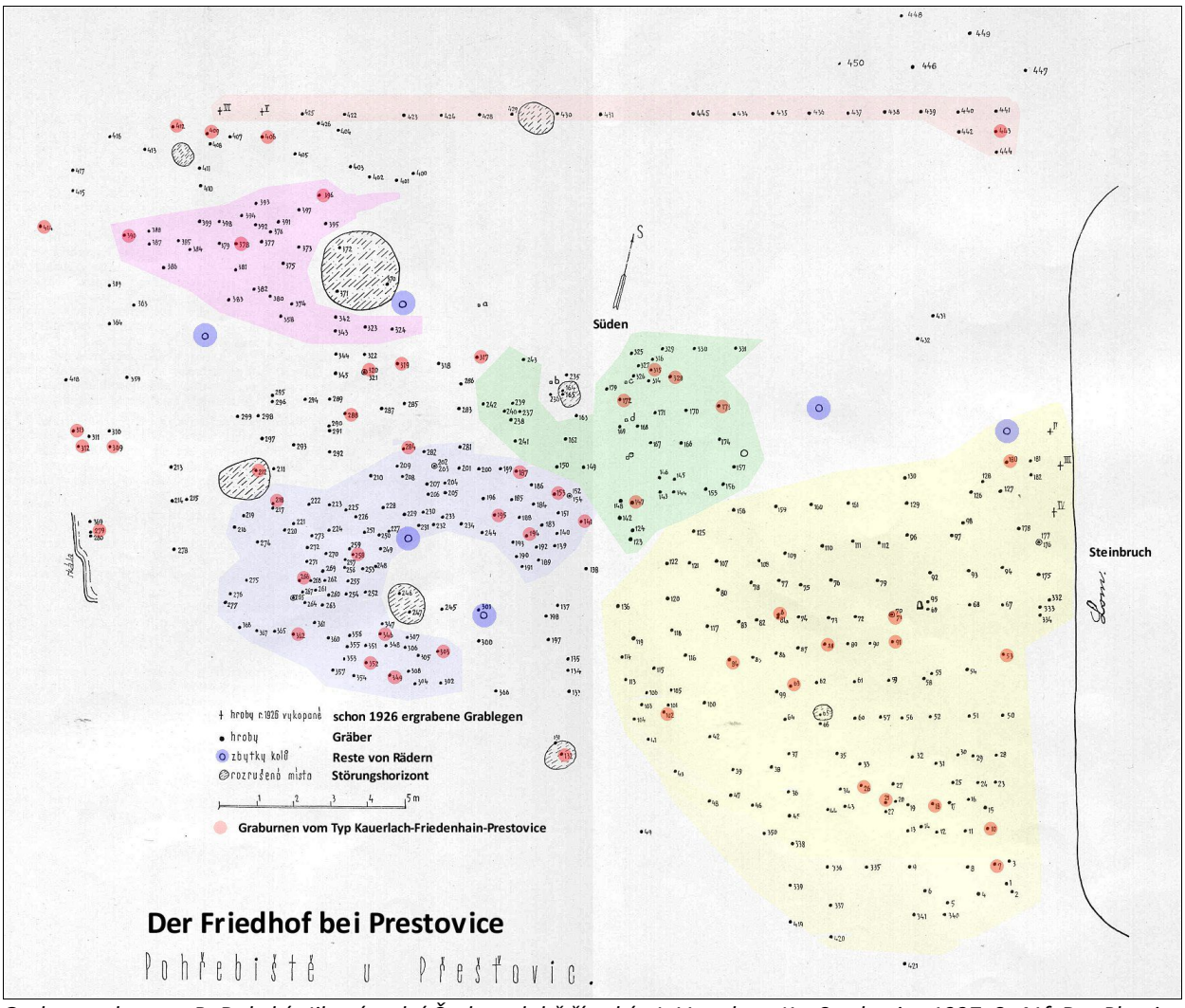
Die Otava und ihre aufgestauten Seitenbäche, die noch heute Weiher-Ketten bilden, sollten den Fischfang betreibenden Juthungen eine ausreichende Nahrungsgrundlage geboten haben, sodass sie sich in dieser relativ geschützten und isolierten Lage auch ohne Vermischung mit anderen germanischen Völkerschaften zahlenmäßig rasch erholten, was sich in dem vergleichsweise großen Gräberfeld niederschlägt.

Vermutlich unterhielten diese Ost-Juthungern weiter Verbindungen in die erste und zweite Heimat, wo sich auch weiterhin Restbestände von Juthungen aufgehalten haben dürften, wenngleich in deutlich geringerer Zahl als zuvor.

Ausgräber Bedřich Dubský hat uns zu den von ihm gefundenen 522 Grablegen von Přešťovice einem Plan hinterlassen, der interessante Phänomene aufweist, die in der einschlägigen Literatur aber weitgehend unberücksichtigt blieben.[212]

Diesem Belegungsplan wollen wir uns nun widmen.

212 Der Plan ist bei R. Masanz, Brandgräber Freystadt-Forchheim, auf S. 118 mehr oder weniger unkommentiert und in fehlerhafter Nacharbeit abgebildet: Aus Gründen der Nordung ist er dort um 15° links-gedreht, wobei jedoch die Himmelsrichtungen N = Nord und S = Süden vertauscht sind, der Plan also auf dem Kopf steht. Die von Masanz ausgewiesenen, breit verteilten 5 Doppelgräber sind im Originalplan von B. Dubský nicht vermerkt, Störungshorizonte werden von ihm als „Gruben“ bezeichnet, signifikante Reste von Rädern sind weggelassen, einige Urnenreihen zeigen gegenüber dem Original eine Achsabweichung.



Grabungsplan aus B. Dubský: Jihozápadní Čechy v době římské : I.-V. stol. po Kr., Strakonice 1937, S. 41f. Der Plan ist unsererseits farbig gekennzeichnet und in deutscher Übersetzung beschriftet worden.

Wenn wir den Glauben der Germanen an eine Seelenreise nach Tod, in Richtung Westen, zugrunde legen, dann dürfen wir die Urnenreihen rechts unten (blaßgelbes Feld) den Erstbestattungen dieses Friedhofs zuordnen, wobei sich die Reihen in relativ regelmäßigen Urnen-Abständen innerhalb einer Reihe und in Bezug zur Nachbarreihe von West nach Ost nach und nach aufgebaut haben dürften.[213]

Diese Reihen richteten sich nach der realen Sonnenbahn an den Tag- und Nachtgleichen (21. März, 21. September), allerdings mit leichter Missweisung nach Süden, entlang der Achse des Otava-Tales, in Richtung des heutigen Strakonice, also dorthin, wo man der untergehende Sonne am längsten mit den Augen folgen konnte, ehe sie am Horizont verschwand.

Die regelmäßige Anordnung in Reihen setzt voraus, dass die Grablegen oberirdisch exakt markiert waren, am ehesten mit Holzpflöcken, da sich u. W. weder hier noch andernorts ein steinernes oder ein metallenes Substrat für eine solche Markierung fand.

Wir sprechen bei einer solch langfristig entstandenen Anordnung von einer ausgesprochenen **Friedensbestattung**, da hier keine wesentliche Störung vorliegt, mithin plötzlich hereinbrechende Kriegsereignisse oder Naturkatastrophen weder Grabriten noch Gräberdosposition veränderten.

213 Wo genau die Grabreihen im Westen begannen, ist wegen des neuzeitlichen Steinbruchs nicht exakt definierbar, wir gehen allerdings davon aus, dass die Grabreihen die Anhöhe nicht verließen, und deshalb hier wenig Zerstörung vorliegt.

Ganz anders die Grablegen der blassblauen Zone:

Hier zeigen sich die Graburnen relativ eng, in unregelmäßigen Abständen und in Form eines Dreiviertelkreises in den Boden gelegt, wobei das Zentrum auffallend frei bleibt, allerdings einen Störungshorizont und Reste von Rädern (Beschläge?) enthält. Ähnliche Phänomene zeigen sich auch bei den Gräberhäufungen in der grünen und violetten Zone. Wir gehen davon aus, dass hier jeweils relativ viele Menschen in engem Raum- und Zeitabstand begraben wurden. Die freien Zentralbezirke fassen wir als große Verbrennungs- oder Erinnerungszonen auf: In den damaligen Scheiterhaufen scheinen wegen der aufgefundenen Radteile möglicherweise ganze Wägen verbrannt worden zu sein. Oder aber sie blieben als Fanal und Erinnerungsstücke dort einfach stehen und verbrannt wurde woanders.

Zum Vergleich eine im Moor bestens erhalten gebliebene, kimbrische Radnabe von Alken Ende/Dänemark.

Ein ausgewiesener Experte für germanische Mythologie, R. Simek, hat in seinem Werk „Götter und Kulte der Germanen“ den Radopfern, die er *„zu den rätselhaftesten Erscheinungen des Kultlebens der* (dän.) *Eisenzeit“* (1. und 2. Jahrhundert n. Chr.) zählt, ein ganzes Kapitel eingeräumt. Für die Juthungen aus Přešťovice wäre demnach das Radopfer ein Brauch aus der alten Heimat gewesen:

Im Moor von Rappendam auf Seeland wurden 1941/42 mit einer Frauenleiche 40 ganze oder fragmentierte Räder und andere Wagenteile versenkt, wobei einige Räder und Deichseln gebrauchsuntauglich waren und somit eigens für den Kultus angefertigt worden sein müssen. Möglicherweise spielte bei diesen Wägen der Kult der Erdmutter-Gottheit Nerthus eine Rolle, deren Wagentransport Tacitus in Kap. 40 seiner Germania schildert. So fanden sich Spuren dieses Kultes und dazu passende Radteile auch im Moorgrab von Alken Enge auf Jütland.

Ganz sicher ist dieser Zusammenhang allerdings nicht. In Přešťovice läge eine plausiblere Lösung für den Radfund darin, dass mit Kriegswägen tote Krieger aus einer vorangegangenen Schlacht nach Hause gefahren worden waren. Dort wurden sie dann in einem Sammelverfahren verbrannt, möglicherweise auf einem gemeinsamen Scheiterhaufen, zusammen mit den Gefährten.[214]

Es handelt sich also bei diesen Grabfeldabschnitten um Zonen einer kurzfristig erfolgten Kriegs- oder Katastrophenbestattung.

Die südlichste und wohl jüngste Reihe des Gräberfeldes repräsentiert nun wieder eine auffallend exakt gezogene Gräberreihe, welche, da sie die Häufungszonen umgeht, diesen Kriegsereignissen oder Katastrophen nachgefolgt sein müsste.

Einige zusätzliche kleinere Grabzonen entziehen sich einer speziellen Deutung.

Wenn man die Erkenntnisse aus der Gräbertopografie von Přešťovice zusammenfasst, sollte es nach einer längeren Friedenszeit wenigstens 3 größere Kriegsereignisse oder Katastrophen anderer Art gegeben haben, welche den juthungischen Germanen viele Menschenleben kosteten.

Dieser Befund lässt sich, da sich in Přešťovice kein Leichenbrand erhalten hat, leider mit einer Radiokarbonanalyse nicht verifizieren, wobei sich aber ähnlich wie in Kauerlach wegen der Möglichkeit späte-

214 Möglicherweise zusammen mit ihren Frauen, da durch Tacitus bekannt ist, dass die Germanen ganz anders als die Römer zu kämpfen pflegten, nämlich in Kampfkeilen und im Familienverband, wobei der Anführer an der Spitze des Keiles stand und von seinen besten Männern zu beiden Seiten flankiert und ggf. auch ersetzt wurde, während die Frauen innerhalb des Kampfkeiles die Verpflegung der Kämpfer und Pflege der Verwundeten besorgten. Vgl. Tacitus: Germania, Kap. 6 und 8.

rer Nachbestattung das Bild durch eine solche Analyse sowieso wieder etwas getrübt hätte.

Weitaus wichtiger ist, dass aus den Geschichtsquellen, die wir eingangs vorgestellt haben, in der Tat drei der hier postulierten Kriegsereignisse für den Stamm der Juthungen, jeweils mit Menschenverlusten, überliefert sind, nämlich 357, 383 und 429 nach Christi Geburt.

Tradition und Archäologie zeigen also für Přešťovice eine Übereinstimmung.

So wird man bei den genannten Gräberhäufungen natürliche Katastrophen hintanstellen und von Kriegsfolgen ausgehen dürfen, wobei es offensichtlich den juthungischen Kriegern gelungen ist, ihre gefallenen und verwundeten Kameraden per Wagen nach Hause zu bringen, was wiederum für eine bereits höher entwickelte Strategie und Kriegsplanung spricht.

Die Zahl der Kriegstoten von Přešťovice war allerdings selbst bei großzügiger Schätzung zu gering, als dass sie die Schwere der jeweiligen Kämpfe mit den Römern erklärte. Dies gilt selbst für den Fall, dass die Kriegsberichte aus römischer Sicht massiv übertrieben waren.

Es ist deshalb gut möglich, ja sogar sehr wahrscheinlich, dass sich die Juthungen **Verbündeter** bedienten:

- Es dürften sich die Juthungen aus Böhmen mit den Juthungen aus der zweiten Heimat zusammengetan haben, die dort in Restbeständen verblieben waren. Für diesen Zusammenschluss von Ost- und West-Juthungen spricht der Umstand, dass der Vorstoß ins Römische Reich wenigstens in 2 der 3 referierten Fälle nicht auf der Höhe von Přešťovice, sondern viel weiter westlich, auf der Höhe von Rätien resp. Castra Regina erfolgte.
- Es liegt auf der Hand, dass die böhmischen Juthungen ein noch viel wichtigeres Kriegsbündnis mit den nicht weit entfernt lebenden und von den Markomannenkriegen her besonders kriegserfahrenen Quaden eingingen, zumindest mit einem Teilstamm derselben. Diese hatten wie die Juthungen nordische Wurzeln, diese bedienten sich zumindest in Teilen derselben Bestattungsriten, diese hatten schon zur Zeit der Markomannenkriege wegen der Schikanen der Römer zu den verwandten Semnonen wechseln wollen, waren aber, wie Cassius Dio berichtet, von Kaiser Mark Aurel daran gehindert worden.[215] Deshalb hassten die Quaden die römische Suprematie über Germanien wie die Juthungen selbst. Diese Abscheu betraf speziell auch Kaiser Caracalla, der nach Cassius Dio nach dem Überfall auf die Juthungen bei einem Vorstoß nach Böhmen den Quadenkönig Gaiowomar unter einem Vorwand festsetzen und ermorden ließ. Zynischerweise ließ er einem der Gefolgsleute des toten Königs, nachdem er sich zuvor erhängt hatte, nur um Caracallas *„Justiz“* zu entgehen, als Toten von den eigenen Leuten noch eine Wunde beibringen, damit sie hinterher behaupten konnte, er sei ehrenvoll im Kampf gefallen.[216]

  Auch einige Geschichtsquellen wie die Panegyrici latini oder die Peutinger-Tafel weisen eine entsprechende Verbindung der Ost-Juthungen mit den Quaden aus. Im Übrigen erinnern wir daran, dass sich in deren vermutetem Wohngebiet, an den Quellen von March und Thaya, ebenfalls eine Boot-Urnen-Keramik fand wie bei den Juthungen. Später werden wir noch ein Indiz dafür beibringen, dass die Juthungen die Kriegskunst der Quaden schätzten, und von diesen sogar ihren militärischen Führer bezogen.
- Über die Verbindung mit den Quaden hinaus stellt die Massivität der im Osten gegen das Römerreich vorgetragenen Angriffe auch noch ein erweitertes Kriegsbündnis mit anderen Stämmen in den Raum, bis hin zu den Karpaten und hinab in die ungarische Tiefebene (Skiren? Heruler?). Leider lassen sich dazu keine gesicherten Informationen beibringen.

Ein weiteres Phänomen trifft beim Gräberfeld von Přešťovice noch deutlicher zutage als bei Kauerlach:

215 Vgl. Cassius Dio, Römische Geschichte, Buch 71, 20.
216 Vgl. Cassius Dio: Römische Geschichte, Buch 77, 20.

Die Boot-Urnen von KFP-Typ machen keinesfalls die Mehrzahl der gefundenen Grabkeramik aus, sondern repräsentieren höchstens ein Viertel bis ein Drittel der Grablegen. Dabei zeigen sich die Urnen breit über das gesamte Gräberfeld verteilt, in alle 4 Himmelsrichtungen, sie wurden mithin in allen Zeiten der Belegung verwendet, sowohl in Friedens- als auch in Kriegszeiten.

Über die Hintergründe dieses Verteilungsmusters kann man nur mutmaßen:

- So wäre z. B. denkbar, dass an beiden Orten über 2 oder 3 Jahrhunderte ein permanenter Zuzug von *„echten“* Juthungen erfolgt war, in geringer Quote, welche ausschließlich diesen Keramiktyp verwendeten. Für sehr wahrscheinlich halten wir eine solche Hypothese allerdings nicht, da wir ja nicht nur für Přešťovice, sondern auch für Kauerlach, ja sogar für die Urheimat der Juthungen (in Møllegårdsmarken) eine *a priori* sehr *„bunte“* Belegung der Gräberfelder nachgewiesen haben.
- Auch glauben wir nicht daran, dass sich die kultischen Vorstellungen innerhalb einer Siedlungspopulation so stark unterschieden hätten wie z. B. heute.
- Am plausibelsten erscheint uns deshalb die Annahme, dass nur die Fischer der Juthungen, quasi als frühe *„Zunft“,* besonders gerne den Boot-Urnen-Brauch pflegten und diese Grabtradition an einzelne Familien- oder Sippenverbände weitergaben, wodurch man sich von den germanischen Ackerbauern, Viehzüchtern und Handwerkern unterschied. Eine strenge Trennungslinie zwischen den Gruppen erscheint allerdings unwahrscheinlich, zumal wir nicht wissen, ob sich die Tätigkeitsprofile der germanischen Siedler bereits so stark unterschieden.

Gewiss ist allerdings, dass alle Juthungen als die *„authentischen „Abkömmlinge“* an dem Brandgräber-Ritual selbst zu dem Zeitpunkt noch festhielten, als sich in anderen Germanenstämmen bereits andere Bestattungsriten durchsetzten. Erst ein großpolitisches Ereignis scheint dem ein Ende gesetzt zu haben. Doch dazu mehr später.

Am Ende ziehen wir ein vorläufiges Resümee:

Das Gräberfeld von Přešťovice hat sich in jeder Hinsicht als vielsagend erwiesen!

Damit kommen wir zum letzten bekannten Gräberfeld mit KFP-Keramik, in **Friedenhain** bei Straubing. Es liegt inmitten eines Schwemmlandes, entstanden aus den nördlichen Seitenarmen der Urdonau, und ist heute vom Kiesabbau mit unzähligen Baggerseen geprägt. Das Gräberfeld war schon seit dem 19. Jahrhundert bekannt, allerdings zum Zeitpunkt systematischer Ausgrabung durch Baggerarbeiten und den Straßenbau bereits soweit zerstört, dass T. Springer in seiner Dissertationsschrift von 1991 nur noch resigniert mitteilen konnte: *„Es handelt sich im Grund um eine Denkmalruine.“*[217]

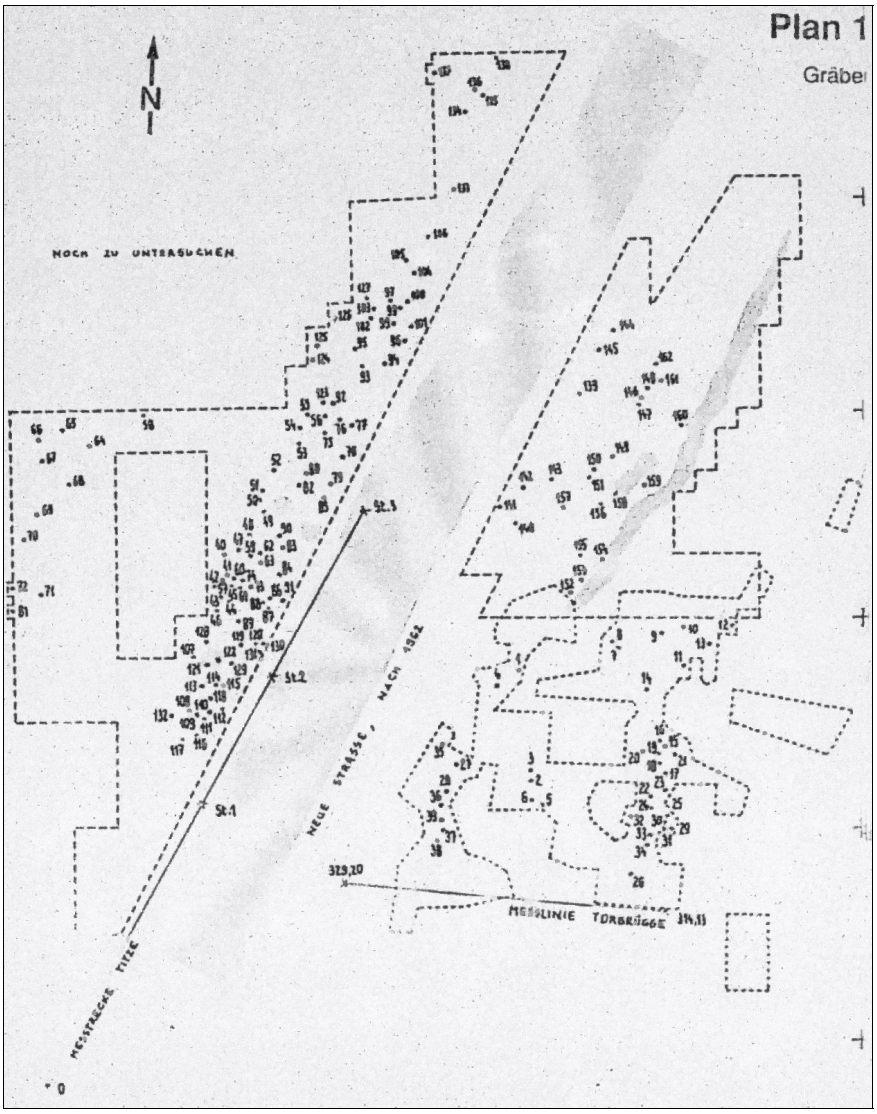
Selbst wenn bei Friedenhain stellenweise ein Dicht an Dicht der Graburnen herrscht, ist es wegen Fehlens sonstiger Kriterien nicht möglich, von Kriegsbestattungen zu sprechen.

Bei der auffallenden Nordostausrichtung der Gräber, westlich der neuzeitlichen Straße, sind auch diametral zueinander stehende Deutungen möglich, ohne dass die Grundidee der Grabverteilung fassbar wird. So könnte sich z. B. das Gräberfeld von Friedenhain schon zur Zeit der Germanen an einem Altweg oder Knüppeldamm, der über die feuchten Auwiesen führte, orientiert haben, oder das Gelände mit lockerem Kiesuntergrund und hohem Grundwasserspiegel ist bis heute derart im Fluss, dass sich die Grablegen im Lauf der Zeit an der verdichteten Straßentrasse stauten.

Auch in Friedenhain erhebt die KFP-Keramik, wenngleich besonders schöne Exemplare ans Tageslicht gekommen sind, keinen Alleinvertretungsanspruch. Sie mischt sich dem O-Ton T. Springers zufolge unter zahlreiche *„spätrömische“* Töpfe anderer Art.

Folgender Plan aus Springers Arbeit verdeutlicht den schlechten Erhaltungszustand des Gräberfeldes:

217 Vgl. Springer, Friedenhain, S. 17.



Springer, Brandgräberfeld Friedenhain, Plan 1.

Im Zusammenhang mit Friedenhain erscheint uns noch immer eine Interpretation T. Fischers am plausibelsten:

- Wenn es die germanischen Vertreter der KFP-Keramik gewagt haben, aus Böhmen über die Cham-Further und Stallwanger Senke kommend, sich direkt am Limes Romanus, quasi in Sichtweite des Römerlagers Sorviodurum, in offener Siedlung niederzulassen, so kann für sie vonseiten der Römer keine besondere Gefahr mehr ausgegangen sein.[218]

  Deshalb schließen wir uns einer ausgesprochenen Spätdatierung dieses Gräberfeldes ins 5. Jahrhundert an, mit einer Anlage kurz vor oder nach dem „amtlichen" Zusammenbruch des Imperium Romanum, im Jahr 476. n. Chr..

- Der Schluss, dass sich die Juthungen von Friedenhain zuvor in großer Zahl dem Militärdienst der Römer angeschlossen hätten, geht allerdings zu weit, wenngleich vereinzelt FKP-Keramik auch auf Straubinger Seite nachgewiesen wurde. Zumindest an der Donau werden die Juthungen zum großen Teil Fischer geblieben sein, wie ihre Vorfahren der vergangenen Jahrhunderte zuvor.

218 Vgl. T. Fischer: Römer und Germanen an der Donau, in: Sammelband der Landesausstellung „Die Bajuwaren" 1988, S. 42f.

Die Juthungen willige Föderaten der Römer?

Man kann die Frage in der Überschrift bejahen, ist aber sogleich zu einer differenzierten Betrachtung genötigt.

Die Juthungen haben vereinzelt Verträge mit den Römern geschlossen, aber es steht wohl außer Zweifel, dass dies immer mit Misstrauen und Skepsis geschah:

Zu einen ersten Vertrag kam es schon 213 n. Chr. unter dem Verhandlungsgeschick **Kaiser Caracallas**, doch es dauerte nur wenige Tage, so war er vonseiten der Römer gebrochen, mit verheerenden Folgen für die Juthungen.

In den Kämpfen gegen **Kaiser Aurelian** um 270/271 n. Chr. pochten die Juthungen entweder auf diesen oder einen weiteren Vertrag, am ehesten auf ein zuvor geschlossenes Stillhalteabkommen. Diesmal erfuhren sie eine offene Abfuhr.

Über beide Verträge haben wir bereits berichtet.

Erst **Kaiser Probus** (232 – 282 n. Chr.) scheint den Juthungen Vertragsbedingungen geboten zu haben, auf die einzugehen sich in ihren Augen lohnte. Es muss zu einem Friedensvertrag gekommen sein, der den Juthungen die Besiedelung des vorherigen Dekumatlandes zwischen Altmühl und Donau erlaubte und zu Probus' Lebenszeit offensichtlich eingehalten wurde. Zwar haben sich zu diesem Vertrag keine antiken Quellen erhalten, aber **Johannes Aventinus** (1477 – 1534 n. Chr.) berichtet in den *„Annales ducum Bavariae“,* analog in seiner *„Bayerischen Geschichte“*, davon, Kaiser Probus sei damals bis zur Altmühl vorgerückt und habe die West-Juthungen und andere Stämme zu einem Friedensbündnis gebracht:

> *„Diser kaiser Probus … zog … über die Thonau bis an die Altmül,*[219] *schlueg alda sein geleger und wagenpurg, bracht die Teutschen zu püntnus und zu frid dem römischen reich …“*
>
> *„Dieser Kaiser Probus zog (u. a.) über die Donau bis an die Altmühl, schlug dort sein Lager und seine Wagenburg auf und brachte die Germanen zu einem Friedensbündnis mit dem Römischen Reich …“*[220]

Von Kampf ist hier nicht zwingend die Rede. Im Hinblick auf die schlimmen Erfahrungen, welche die Juthungen mit den Kaisern Caracalla, Postumus und Aurelian gemacht hatten, kann man von einem großen Vertrauensvorschuss der Juthungen Kaiser Probus gegenüber ausgehen, der vermutlich mit der Persönlichkeit und dem Auftreten des Kaisers zu tun hatte. Einem ähnlichen Bündnis schlossen sich auch westgermanische Stämme an; Probus konnte hinterher 16000 germanische Krieger unter Sold nehmen und an der Save (Provinz Dalmatien oder Unterpannonien) stationieren.

Aventinus berichtet weiter, dass Kaiser Probus am Ende auch mit allen Ostgermanen – darunter *expressis verbis* die *„Gutinger“* oder Ost-Juthungen! – Föderatenverträge geschlossen und 100 000 *„Teutsche … mit weib und kinder, unter denen auch die Baiern begriffen warn“*, in den Donauprovinzen angesiedelt habe.[221]

Mit seinem Tod war alles vorbei, die Germanen erhoben sich wieder. Zur Zeit der Tetrarchie beendete Kaiser **Maximian** (240 – 310 n. Chr.), der Bruder Diokletians, endgültig die Tauwetterperiode zwischen Germanen und Römern, brach seinerseits einen Krieg vom Zaun und eroberten alle verloren gegangenen oder unter Probus abgegebenen Gebiete wieder zurück:

---

219 In seinen Annalen präzisiert Aventinus, in dem zugrundeliegenden Manuskript sei Albis = Elbe zu lesen gewesen, hätte aber nach „Meinung mancher“ („quidam dicunt“) Alemanus= Altmühl heißen müssen. Vgl. Aventinus, Annales…, Buch 2, Kap. 39.

220 Vgl. Aventinus, Bayerische Geschichte, Buch 2, Kap. 259.

221A.a.O.

„Valerius Maximianus Herculeus, der ain kaiser, mit seinem sun und tochterman Constantio blib herenhalb in Europa, wolten sich mit den Teutschen katzpalgen, si aus dem römischen reich verjagen und zwingen … Nach dem ruket kaiser Maximinus herauf an der Thonau gegen uns werts … erlanget also Maximianus ainen grossen sig von den Teutschen, war burgermaister zu Rom gemacht, ruket darnach gar über die Thonau in Teutschland hinein bis an die Altmül … bracht alle land wider zum römischen reich, an die Thonau stossend, besetzets mit römischen kriegsvolk, pauet alle besezung wider auf, so die Teutschen zerbrochen hatten …“

„Einer der Kaiser, Valerius Maximianus Herculeus, blieb inzwischen mit seinem Sohn und seinem Schwiegersohn Constantius (Chlorus*) in Europa. Sie waren darauf aus, mit den Germanen in Streit zu kommen, sie wieder aus dem Römischen Reich zu verjagen und niederzuzwingen … Später rückte Kaiser Maximianus die Donau herauf bis in unsere Gegend* (oberer Donaugau) … *am Ende errang Maximianus einen großen Sieg über die Germanen, wurde Pontifex maximus und Konsul in Rom, stieß über die Donau hinaus ins Germanenland vor, bis zur Altmühl, ließ es von seinen Soldaten besetzen, baute auch alle Besatzungsstrukturen wieder auf, die die Germanen zerstört hatten …“* [222]

Maximianus unternahm noch vieles an anderen Grenzabschnitten. Dass aber von den Aktionen des Zitats speziell die West-Juthungen betroffen waren, muss nicht eigens erklärt werden.

Es gibt triftige Gründe, diesen Angaben des Aventinus Glauben zu schenken, selbst wenn die heutigen Geschichtsbücher davon nichts berichten.

- Aventinus, der älteste der bayerischen Geschichtsschreiber, hatte noch Quellen vorliegen, die heute verloren sind, und er bestätigt mit seinem Detailwissen nicht nur in diesem, sondern in vielen Punkten der Bajuwaren-Geschichte die Ergebnisse unserer Recherche. Mehr hierzu in einem eigenen Kapitel im Anhang.

- Im Bereich des ehemaligen Dekumatlandes zwischen Altmühl und Donau, das nach 270 n. Chr. von den Römern verlassen worden war, findet sich sehr viele KFP-Keramik. Dies spricht dafür, dass hinterher gerade juthungische Verbände <u>friedlich und koordiniert</u> bis zur Donau zwischen Regensburg und Neuburg vorrücken und das Land ohne Widerstände auf Dauer besiedeln konnten. Dieser Befund korreliert gut mit einem Friedensvertrag unter Kaiser Probus.[223]

- Der eingangs vorgestellte Panegyricus Latinus aus der Zeit der Tetrarchie bestätigt die erneut ausgebrochenen Kämpfe und fügt sich nahtlos in das geschilderte Ende der Entspannungspolitik ein.

- Bodenfunde erhärten für den betreffenden Zeitraum eine erneute römisch-militärische Präsenz nördlich der Altmühl. So fand sich z. B. eine römische Zwiebelknopffibel im Röckenhofer Tal bei Greding,

Antoninian aus Bronze: IMP C CLAUDIUS AUG.

222 Vgl. Aventinus, Bayerische Geschichte, Buch 2, Kap. 268.

223 In seinen Annalen erwähnt Aventinus diesen Vertrag wortwörtlich: „…item et alias nationes, Gepidas, Guthungos, Vandalos per romanas divisit provincias – in gleicher Weise verteilte er die Gepiden, Juthungen und Vandalen über die römischen Provinzen.“ Vgl. Aventinus: Annales …, Buch 2, Kap. 39.

die aus dem letzten Drittel des 3. Jahrhunderts stammt, in der Kauerlacher Siedlung ein Antoninian mit dem Konterfei des Kaisers Claudius Gothicus (268 – 270 n. Chr.).

In der Spätphase Westroms gab es unter den Heermeistern und Reichsverwesern **Stilicho** (362 – 408 n. Chr.) und **Odoaker** (433 – 493 n. Chr.) umfangreichere Föderatenverträge mit germanischen Stämmen jenseits der Donau, die wir im Folgenden genauer besprechen werden. Vorweg sei festgehalten, dass es aber nicht gelang, zweifelsfrei eine juthungische Beteiligung nachzuweisen. Speziell die Ost-Juthungen hatten schon zum Ende des 3. Jahrhunderts deutlich gemacht, dass sie weiteren Verträgen mit Rom nicht mehr trauten, und sie zogen sich lieber nach Südböhmen zurück, ehe sie ihre Unabhängigkeit aufgaben. Die Truppen der Juthungen, die in der Notitia dignitatum erwähnt werden, sind wiederum so gering, dass sie u. E. nur die Ausnahme von der Regel darstellen. Und diese lautete: Keine Zusammenarbeit mit Rom mehr!

Am Ende scheint nach den vielen schlechten Erfahrungen bei den Juthungen das Misstrauen überwogen haben.

Dazu passt allerdings nicht die ab 1988 verbreitete Hypothese, mit zunehmender Schwäche der römischen Staatsmacht wären die Germanen von Friedenhain und Přešťovice, also die Juthungen, als Föderaten in die römischen Militärlager an der Donau eingetreten. Diese Hypothese stützt sich zunächst auf die Beobachtung, dass auch dort vereinzelt KFP-Keramik nachgewiesen wurde.

Neuere archäologische Forschung hat inzwischen klar gestellt, dass dies nicht der Fall war:

- So weist M. Konrad[224] darauf hin, dass im Legionslager Regensburg zwar KFP-Keramik in geringer Zahl nachgewiesen wurde, sogar mit sehr schönen Exemplaren, welche die dänische Ur-Form mit hohem Hals aufnehmen (siehe Bild), aber nicht in den Schichten der Föderatenzeit, sondern erst in den letzten *„römischen“* Schichten, d. h. zum Ende des regulären Lagerlebens, als die militärische Besatzung bereits abgezogen war. Die hier einziehenden Germanen mieden dabei die römischen Steinbauten, rissen sie zum großen Teil ab und ersetzten sie durch einfachere, aber zweckmäßigere Holzbauten im eigenen Stil.

KFP-Keramik aus Niedermünster/Regensburg, Abb. aus M. Konrad, Regensburger Legionslager, S. 56.

224 Vgl. M. Konrad: Das Regensburger Legionslager und sein Umland zwischen Spätantike und Mittelalter, in: A. Schwarcz et al. (Herausgeber): Der Donaulimes in der Spätantike und im Frühmittelalter, Bd. 22 der Miscellanea Bulgarica, Wien 2016, S. 55ff. Sehr schön die Abbildung auf S. 56, mit einer hochrandigen KFP-Schale.

- Die Skelette aus den römischen Gräberfeldern von Straubing und Neuburg in der Donau, an denen Strontiumisotopen-Analysen durchgeführt wurden,[225] sind zeitlich früher anzusetzen. Entgegen der Skepsis von K. Dietz im neuen Handbuch der Bayerischen Geschichte[226] sind die Analyseergebnisse nicht nur plausibel, sondern weisen bezüglich der Föderatenfrage genau in dieselbe Richtung:

  Zwar hatten sich die Juthungen mit ihrer typischen Keramik vor Friedenhain in großer Zahl niedergelassen, aber von römischen Seite trennte sie eine zum breiten und reißenden Strom gewordene Donau, die lediglich ein Fährwesen auf Barken o. ä. zuließ, aber keinen ständigen und regen Güterverkehr. Es wird zwar zu einem gewissen Grenzhandel gekommen sein, nicht jedoch zu einem größeren Austausch von Menschenkontingenten, ganz zu schweigen von einer völligen Durchmischung. Insofern weist der mit der Strontiumisotopen-Methode ermittelte germanische Immigrantenanteil im Gräberfeld Azlburg I (Militärfriedhof) 0 % und im jüngeren Azlburg II 15 % auf.[227] Das ist genau die Quote, die wir erwartet haben.

  Ergo: Wenigstens in Bezug auf die Bestattungsplätze blieben die Römer und Romanen auf dem rechten Donauufer bis zum Ende des 5. Jahrhunderts mehr oder weniger unter sich, genau so die juthungischen Zuwanderer auf der Gegenseite, die sich vermutlich als Emigranten von Přešťovice und als Fischer nur an der Donau, aber nicht im Straubinger Hinterland und im Gäuboden, nicht auf den Höhen des Bayerischen Vorwaldes und Waldes und des Böhmerwaldes niedergelassen hatten.

  Ganz anders die Situation in Neuburg:

  Zwar waren die weiten und an sich sehr fruchtbaren Ebenen nördlich des Albtrauf nach Abzug der dortigen Juthungen in Richtung Böhmen nahezu menschenleer und öde geworden, in den Tälern und Hochebenen der Alp und des sich anschließenden Dekumatlandes hatten sich unter der Friedenspolitik Kaiser Probus' wieder juthungische Familienverbände, die den Zug nach Osten nicht mitgemacht hatten, angesiedelt. Nicht zuletzt wegen der ökologischen Nischen[228] konnten sich diese West-Juthungen auch nach Beendigung der Entspannungsphase dort halten und mit ihren Gehöften und Dörfern[229] immer weiter an die Donau heranrücken, was sich in den zahlreichen Funden von Siedlungsresten mit KFP-Keramik in diesem Abschnitt niederschlägt.[230]

  Da die Donau flussaufwärts von Großmehring grundsätzlich gangbar ist und nur wenige Kilometer von Neuburg entfernt die große Römerbrücke von Stepperg als zusätzlicher, relativ bequemer

225 Bei dieser relativ neuen Methode wird mithilfe von Mustern relativ stabiler Strontiumisotopen, die sich je nach Region unterscheiden und in den Menschenknochen wiederfinden, auf die Herkunft der untersuchten Toten und ihr vormaliges Migrationsverhalten geschlossen.

226 Vgl. das Handbuch der Bayerischen Geschichte, Bd. 1, Neuauflage 2017, S. 115ff.

227 Vgl. M. M. Schweissing: Archäometrische Analyse spätantiker Gräber aus Bayern, in: G. Moosbauer: Kastell und Friedhöfe der Spätantike in Straubing. Römer und Germanen auf dem Weg zu den ersten Bajuwaren, Rahden 2005, S. 249ff.

228 Diesen Juthungen kam schon ab 213 n. Chr. trotz der Römergefahr im Gegensatz zu den Bewohnern der weiten Ebenen folgende Landschaftseigenschaften zugute: geringe Gangbarkeit der Täler für ein römisches Heer wegen der vielen Quellhorizonte und Sümpfe, gute Verberge- und Verteidigungsmöglichkeit in den stark bewaldeten Hangflanken der Täler und auf den Jurahöhen (z. B. in den verlassenen Höhenburgen der Kelten). Dies galt umso mehr, als hier der Limes wegen der hohen Invasionsgefahr nach 213. n. Chr. von den Römern sehr dicht gemacht worden war (siehe weiter vorn). Hinterher fiel er ganz, die Römer waren nach Süden abgezogen.

229 Z. B. südlich des Limes die große germanische Siedlung von Ochsenfeld/Adelschlag und nördlich des Limes die Siedlungen mit KFP-Keramik im Ottmaringer Tal (Kevenhüller Loch, Ottmaring). Vgl. M. Hümmer: Dicht bebaut: Die germanische Siedlung in Ochsenfeld, Gde. Adelschlag, Lks. Eichstätt, Oberbayern, in: Archäologisches Jahr Bayern 2014, Stuttgart 2015, S. 86ff. Und: E. Weinlich: Die germanische Siedlung von Ottmaring bei Dietfurt a.d. Altmühl, in: Beiträge zur Archäologie in der Oberpfalz und in Regensburg, Bd. 11, Büchenbach 2015, S. 249ff. Vgl. auch das reich ausgestattete, erst jüngst ergrabene Kammergrab bei Pförring mit einer germanischen Frauenleiche.

230 Vgl. hierzu die Grafik von T. Fischer, 1988, weiter vorn.

Transitweg zur Verfügung stand, war hier nach Abzug der römischen Besatzung das Übergreifen auf das rechte Donauufer für die Juthungen viel leichter zu bewerkstelligen als bei Straubing. Dementsprechend hoch fiel der Immigrantenteil in den Gräberfeldern von Neuburg aus, um die 35 %![231]

Die Strontiumisotopen-Analyse hat in diesen beiden Fällen sehr geholfen, das Immigrationsverhalten der im Westen verbliebenen, juthungischen Bevölkerungsanteile, über die Donau hinweg nach Süden, zu verstehen und dabei zu bestätigen, was zuvor schon anzunehmen war:

Willige Föderaten der Römer waren die Juthungen zum Ende des Römischen Reichs nicht mehr.

231 Vgl. E. Pohl: Ein spätrömisches Gräberfeld auf dem Stadtberg von Neuburg a. d. Donau, in: Neuburger Kollektaneenblatt, Bd. 144, 1996, 75ff.

Von den Juthungen zu den Bajuwaren

Das Rätsel der Bajuwaren

Zwischen dem letzten quellen-gesicherten Nachweis der Juthungen – Sieg des Flavius Aetius über die Juthungen um 429/430 n. Chr. – und der Ersterwähnung der Bajuwaren[232] klafft eine Lücke eines halben Jahrhunderts:

Jordanes schildert in seiner Gotengeschichte von 551/552 n. Chr. im Rückblick, dass kurz vor dem offiziellen Untergang des Römischen Reichs, im Winter 469/470 n. Chr.,[233] der Gotenkönig Thiudimer in einer unerwarteten Blitzaktion sein aus Fußsoldaten bestehendes Heer über die zugefrorene Donau geführt habe und den *„Suaven“* in den Rücken gefallen sei.

> *„Nam illa regio Suavorum ab oriente Baibaros*[234] *habet ab occidente Francos, a meridie Burgundzones, a septendrione Thuringos …“*
>
> *„Denn jene Gegend der Suaven grenzt im Osten an die Baiern, im Westen an die Franken, im Süden an die Burgunder und im Norden an die Thüringer.“*[235]

Bei der geografischen Zuordnung war Jordanes seiner eigenen Zeit gefolgt, in der sich inzwischen ein Stammesteil der sog. Donau-Sueben resp. Quaden von ihren letzten Stammesgebieten nördlich des Mittellaufes der Donau, vis-à-vis von Pannonien und Dalmatien, gelöst hatte und weit nach Westen gezogen war, um sich dort unter dem Namen *„Suavi“*[236] als Nachbarn der Alemannen niederzulassen. Daher der heutige Name *„Schwaben“*. Wir werden auf diese Umsiedelung zurückkommen.

Da die damalige Zugrichtung der Goten von Süden nach Norden erfolgte und der Eis-Übergang über die Donau oberhalb der Lech-Mündung oder zumindest westlich von Ingolstadt/Großmehring[237] stattgefunden hat, umfasste das Kerngebiet der Bajuwaren zu Beginn des 6. Jahrhunderts genau jenes Gebiet, das wir zuvor aufgrund der Keramikfunde für die Juthungen reklamiert haben.

Wie kam dieser plötzlich aus dem Dunkel der Geschichte tretende Stamm der Bajuwaren zu den juthungischen Sitzen?

---

232 Einen gut geeigneten Überblick über die frühen Schriftquellen zu den Bajuwaren bietet nach wie vor ein Aufsatz von K. Reindel im Symposiumsband „Die Bajuwaren“ von 1988. Vgl. K. Reindel: Herkunft um Stammesbildung der Bajuwaren nach den schriftlichen Quellen, a. a. O., S. 56ff.

233 Absetzung des letzten Westkaisers Romulus Augustulus durch den Germanenfürsten Odoaker im Jahr 476 n. Chr..

234 Für die Urbayern existieren in den einzelnen Manuskripten der Gotengeschichte unterschiedliche Schreibweisen: „Baibaros“ oder „Baioras“ (Bamberger Manuskript). Mit dem Namen der Bayern, der je nach Quelle auch mal als „Baiovarii“, „Baioarii“, „Baioarii“ ausfallen kann, oder ihrem Land „Baiuuaria“, „Baivaria“ „Beiara“, „Peigira“ wollen wir uns in dieser Arbeit nur kurz und später beschäftigen, obwohl es hierzu viel zu sagen gäbe. Zum letzten Stand der Diskussion und zum Einstieg in die Problematik am besten L. Rübekeil: Der Name Baiovarii und seine typologische Verwandtschaft, in: Fehr, Heitmaier, Die Anfänge Bayerns, S. 149ff.

235 Vgl. Jordanes, Gotengeschichte, Kap. 55.

236 Daher der heutige Name „Schwaben“. Mit dem alten Stamm der elbgermanischen „Sueben“ hat dieser spätantike Neustamm nur noch bedingt zu tun.

237 Jordanes sprach ausdrücklich von „üblichem Frost“ und Eisschub. Flussabwärts von Großmehring wäre die Donau höchstens bei zweistelligen Minutemperaturen zugefroren (was allerdings von Jordanes an anderer Stelle auch geschildert wird), also bei einer Kälte, die ihrerseits einen Feldzug verhindert hätte. Doch selbst in diesem unwahrscheinlichen Fall des kompletten Zufrierens oder auch einer Treibeisbank wäre ab hier ein Übergang über den Fluss wegen der Gefahr des Einbruchs, des Tiefgangs und der Strömung höchst gefährlich gewesen. Im Übrigen musste Theodemir ggf. bei Tauwetter zurück. Damit lag die östlichste Grenze eines Donauübergangs Thiudimers bei den gerade noch gangbaren Furten von Großmehring/Ingolstadt, mithin nicht an der unteren, wie oft behauptet, sondern an der oberen Donau.

Der Umstand, dass sich die KFP-Keramik in Form von Beigaben in Kammergräbern findet, die bereits der Bajuwaren-Zeit zugerechnet werden,[238] und sich deren Verbreitungsgebiet bis nach Böhmen hineinerstreckt, hat zum Ende des 20. Jahrhunderts einigen Forschern den Anlass gegeben, eine in Grundzügen bereits von J. K. Zeuss im Jahr 1837 entwickelte und im Jahr 1839 publizierte Hypothese[239] aufzugreifen und die Abstammung der Ur-Bayern als präformiertem Stamm aus Südböhmen zu postulieren, der, wenn auch nicht als der einzige, so doch als der entscheidende Stamm in das künftige Herzogtum Bayern eingewandert sei und diesem seinen Stempel aufgedrückt habe. Da Archäologie und Schriftquellen selten so ineinandergreifen wie in diesem Fall, erhielt nach der Bajuwaren-Ausstellung von 1988 die von R. Christlein, T. Fischer u. a. vorgebrachten Bajuwaren-Theorie breite Anerkennung.

Mit den heutigen Kritikern dieser Theorie und ihren – wir nehmen es voraus – zum Teil haarsträubenden Argumenten wollen wir uns am Ende dieser Arbeit in einem Nachtrag beschäftigen.

Dass aber die Bajuwaren-Theorie von 1988 in einem wichtigen Punkt nicht ganz stimmen kann und deshalb den Blick auf die Juthungen verstellt, haben wir bereits bei der einseitig falschen Spätdatierung der KFP-Keramik angedeutet.

Ehe wir nun wichtigere Rückschlüsse ziehen, beschäftigen wir uns zunächst mit weiteren, von den Geschichtsquellen unabhängigen, aber diese bestätigenden Indizien, dass zum Ende der Spätantike die Urbayern resp. Bajuwaren tatsächlich im alten juthungischen Siedlungsgebiet nördlich der Altmühl siedelten.

Der Sprachforscher P. Wiesinger hat jüngst in einer interessanten Übersicht nicht nur ein weiteres Mal bestätigt, dass der altbayerische Dialekt klar germanischen Ursprungs ist,[240] sondern auch, dass aufgrund der Dialektgrenzen zum Ostfränkischen bzw. Obersächsischen hin das früheste bayerische Siedlungsgebiet nördlich der Donau und im Bereich der unteren und mittleren Altmühl gelegen haben muss, ehe sich die Sprache zuerst in Richtung Naab, Vils und Regen, Schwarzach und Lauterach, zuletzt auch nach Norden und Nordwesten bis zum Oberlauf von Rednitz und Pegnitz ausbreitete.[241]

Kein Wunder, wenn sich gerade in dieser Region später der karolingische Ur-Nordgau konstituierte.[242]

Notabene: Mit diesem sprachlichen Ausbreitungsgebiet landen wir wie mit der KFP-Keramik ein weiteres Mal im ursprünglichen Stammesgebiet der Juthungen des 2. und 3. Jahrhunderts!

Allerdings gilt es einige Widersprüche zu klären:

Wie kann z. B. eine Volkssprache im Altmühlraum entstanden sein, wenn das zugehörige Volk aus dem Osten resp. aus Böhmen einwandert ist?

Wie erklärt es sich, dass das agilolfingische Herzogtum Bayern einen weitaus größeren Raum umfasste, einen Raum, der weit nach Osten und Süden hinausgriff, sogar über den Alpenhauptkamm hinweg, und damit einen viel größeren Sprachraum beschrieb, dem trotz Ausbildung örtlicher Varianten doch immer eine relativ einheitliche, bayerische Idiomatik zugrunde lag?

238 Z. B. im 1990 aufgefundenen, sogenannten Bajuwaren-Grab von Kemathen/Kipfenberg [Link] oder auch im jüngst ergrabenen Frauengrab von Pförring [Link] [Link].

239 Mit durchaus akzeptabler Ableitung des Namens „Bayern“. Vgl. J. K. Zeuss: Die Herkunft der Baiern von den Markomannen gegen die bisherigen Mutmaßungen bewiesen, München 1839.

240 Vgl. P. Wiesinger: in: Bergmann, Stricker, Römer-Baiern-Franken, Bamberg 2016, S. 174. P. Wiesinger spricht von „elbgermanischer Herkunft“ des Bayerischen im Kreis westgermanischer Sprachen, wir würden aus gegebenem Anlass hier lieber das Wort „nordgermanisch“ lesen, die Unterschiede zum Elbgermanischen dürften allerdings marginal sein. Wichtiger ist Wiesingers Wiederlegung der mitunter zu lesenden Behauptung, das bayerische Idiom sei romanischen Ursprungs bzw. aus einer Melange von germanischen und romanischen Sprachanteilen entstanden.

241 Vgl. P. Wiesinger unter Benennung von weiteren Quellen, a. a. O., S. 204.

242 In der bereits als historisch zu bezeichnenden Diskussion darüber lag E. Gagel etwas weiter südlich, A. Kraus etwas weiter nördlich des eigentlichen Kernlandes, aber beide insgesamt richtig. Vgl. E. Gagel: Der Ur-Nordgau, in: Oberpfälzer Heimat, Bd. 10, Weiden 1966, S. 46ff. Und A. Kraus: Marginalien zur ältesten Geschichte des bayerischen Nordgaus, in: Jahrbuch für Fränkische Landesforschung, Bd. 34/35, Neustadt/Aisch 1975, S. 163ff.

Bei der Suche nach einer schlüssigen Antwort auf diese Fragen tauchten wir eines in der umstrittensten Wissenschaftsfelder, in die Frühgeschichte Bayerns. Wir verzichten auf eine Besprechung der kontroversen Standpunkte und der geradezu überbordenden Literatur zu diesem Thema und beschränken uns auf jene Dinge, die uns wichtig erscheinen.

Eine germanische Pufferzone zwischen Donau und Alpen

Wenn jemandem in den drei letzten Jahrzehnten der Verdienst zukommt, mit seinen Veröffentlichungen die Klärung der Bajuwaren-Frage um ein gutes Stück vorwärtsgebracht zu haben, dann ist dies der Rechtshistoriker Hans Constantin Faußner.[243] Leider wird Faußner in der aktuellen Literatur nur wenig zitiert, geschweige seine Erkenntnisse ausreichend gewürdigt, denn er unterliegt, seit er mit seiner Wibald-von-Stablo-Kritik die Grundfesten der hehren deutschen Diplomatik erschütterte, einer gewissen *„damnatio memoriae“* der Historiker.

Faußner hat in seinen Veröffentlichungen klargestellt, dass durch die Verwerfungen und Brüche beim Übergang des Imperium Romanum auf die Herrschaft der Franken, durch die lawinenartig in Gang gekommene Wanderungsbewegung vieler Völkerschaften, durch die gravierenden Verluste an Menschenleben, die damit verbunden waren, alles Mögliche entstand, nur kein rechtsfreier Raum. Mit anderen Worten: Selbst zu Zeiten, in denen im Reich und an seinen Grenzen Mord und Totschlag die Tagespolitik beherrschten, war die römische Rechtsordnung und Verwaltungsstruktur nicht außer Kraft gesetzt, sondern beide bestanden fort und galten alten und neuen Machthabern weiterhin als Grundstock und Richtschnur des Handelns.

Des Weiteren hat Faußner wohl als erster die volle Tragweite dessen erkannt, dass sich in Westrom bei nachlassender Fähigkeit, die Nordgrenzen effektiv mit Waffengewalt zu verteidigen, wenigstens zeitweise die Erkenntnis durchsetzte, dass es besser sei, den drängenden Völkerschaften in einem koordinierten Verfahren in den transalpinen Provinzen eigenes Siedlungsland auf Dauer anzuweisen, als nur Teile von ihnen als zeitweise Söldner ins römische Heer zu integrieren, was sowieso am Ende nur noch unzulänglich gelang. Dazu war es allerdings nötig, neue Bündnisverträge zu schließen und mit dem Zugeständnis eines eigenen Königtums germanischen Völkern weitgehende Autonomie in einer neuen Art von relativ selbständigen Klientelstaaten zu gewähren.

So habe nach H. C. Faußner der schon eingangs erwähnte Heermeister **Flavius Stilicho**, ein romanisierter Germane, der zwischen 395 und 408 n. Chr. als Reichsverweser den eigentlichen Machthaber im Imperium Romanum darstellte, noch vor der Jahrhundertwende christianisierten Markomannen *„jure hereditario“* ein eigenes, weitgehend autonomes *„regnum Baiovaria“* (Königreich Bayern) südlich der Donau *„zwischen Lech und Enns, Böhmerwald und Alpen“* zugestanden, das lediglich bei den spätantiken Historiografen keine besondere Erwähnung gefunden habe. Stilicho habe sich mit diesem Konzept sehr wohl auf dem Boden des römischen Rechts bewegt, da das Provinzland als *„ager publicus“* zentral verteilt werden konnte und die Einrichtung von Klientelkönigreichen als machtpolitisches Instrument seit langer Zeit bekannt war, wenngleich in ganz anderen Regionen.[244]

„Rex Quadis datus“ Revers eines Sesterz des Antoninus Pius 86-161 n. Chr.). Selbst den Quaden hatten die Römer um 150 n. Chr. bereits einen Klientelkönig zugestanden, vielleicht den Vorfahren des Königs Gaiowomar, den Caracalla 213 n. Chr. ermorden ließ.

243 Vgl. H. C. Faußner: Die staatsrechtliche Genesis Bayerns und Österreichs, zur Bajuwarenfrage aus rechtshistorischer Sicht, Sigmaringen 1988. Desgleichen H. C. Faußner: Die ersten zwölf Jahrhunderte der Regio Boioarica, Sigmaringen 1997. Desgleichen H. C. Faußner: Die römische generalstabsmäßige Ansiedlung der Bajuwaren aus rechtshistorischer Sicht, 2 Bände, in der Reihe Beiträge zur Staats- und Gesellschaftsordnung des Mittelalters, Hildesheim 2013.

244 Zur insuffizienten Entwicklung germanischer Klientelstaaten Roms im 1. und 2. Jahrhundert vgl. K.-P. Johne: Klienten, Klientelstaaten und Klientelkönige bei den Germanen in: E. Baltrusch, J. Wilker (Herausgeber): Amici - so-

Neu, ja geradezu revolutionär an dieser speziellen Art von Pufferzone, die die ineffektive Linearverteidigung *via* Limes an der Nordgrenze ablösen sollte, war die Idee,

1. mit diesem *„ersten leiherechtlichen Königreich auf römischem Reichsboden für einen germanischen Föderaten“*[245] einen notorischen Reichsfeind in die eigene Staatsdoktrin einzubinden,

2. diesem ausreichend Siedlungsland zur eigenen wirtschaftlichen Ausbeutung zu überlassen,

3. ihm in inneren Angelegenheiten das eigene, seit langem etablierte Stammesrecht zuzugestehen,

4. und ihm sogar die Erblichkeit des Königstitels, also eine weitreichende Autonomie auf Dauer, ohne Rückführungsklausel, zu erlauben.

Stilicho habe sich mit dieser Strategie die notwendige Luft verschafft, um mit einem geschmälerten Truppenkontingent ohne Störung durch die Germanen einem noch viel gefährlichen Feind beikommen zu können, den von Osten herauf-dräuenden Visigoten unter Alarich.

Faußner postuliert bei der **generalstabsmäßig vorbereiteten und vertraglich vereinbarten Landnahme der Markomannen** südlich der Donau folgenden Vorgehen, mit der Schaffung spezieller Gerichts- und Verwaltungsbezirke:

Die Gründung der neuen germanischen Einzelhöfe erfolgte jeweils in Vierergruppen, mit durchaus unterschiedlichen Flächen, aber annähernd gleicher Ertragsfähigkeit. Jeweils 5 Vierergruppen, also insgesamt 20 Vollhöfe, die noch in Halbhöfe (Huben) und Viertelhöfe (Halbhuben) unterteilt werden konnten, bildeten dabei das Einzugsgebiet einer vorbestehenden römischen *„villa rustica“* ab und wurden nun als *„villa seu marca“*[246] *zu* einen Bezirk niederer Gerichtsbarkeit, woraus im Mittelalter die sogenannten *„Hofmarken“* – daher der Name! – entstanden. Je zwanzig Hofmarken mit ihren 100 Viergruppen hätten wiederum eine sogenannte *„Centene“* gebildet, d. h. einem Bezirk der Hochgerichtsbarkeit, dem jeweils ein frei von der Landmannschaft gewählter Stammesrichter, der sog. *„judex“*, vorstand. Dieser habe zu bestimmten Zeitpunkten zur Versammlung der Freien gerufen. Das Konzept sei das ganze Mittelalter hindurch nicht mehr grundlegend geändert worden, sodass es die kurbayerische Güterkonskription von 1752 noch nahezu vollständig abbilden konnte. Faußner geht von insgesamt 27000 Vollhöfen aus, die damals entstanden. Bayern sei damit der älteste der heute noch bestehenden europäischen Staaten.[247]

Soweit in Grundzügen die Faußner'schen Axiome. Wir ersparen uns an dieser Stelle weitere Einzelheiten und verweisen auf die zugrunde liegenden Veröffentlichungen.

Uns überzeugt das Konzept allein deshalb, weil es die Genese Bayerns in der Völkerwanderungszeit aus dem Bereich konfuser Vorstellungen über eine *„wilde“* Landnahme der Germanen in der damaligen Zeit herausnimmt, die Ablösung römisch-italienischer Ackernbauern durch germanische mit konkreten Inhalten füllt und als koordiniert ablaufenden Prozess darstellt. Gleichzeitig relativiert dieses Konzept die Bedeutung der zuletzt militärisch verwaisten Lagerstädte an der Donau und stellt die zur Schaffung solider Staatsstrukturen viel wichtigere Sicherung der Agrarstruktur in den Vordergrund. Dass Bayern trotz des Städtebooms nichts anderes als ein Gebilde aus sich abwechselnden Agrarflächen und Dörfern ist, gilt noch heute.

Dennoch erlauben wir uns, das Faußner'sche Konzept in einigen Punkten zu modifizieren, weil es nicht alle historischen Gegebenheiten, wie sie sich für uns erschließen, korrekt abbildet.

Zunächst: Stilicho war nicht der erste, der diese Art der Grenzsicherungspolitik erfand. Durch Aventinus sind wir davon unterrichtet, dass eine solche schon um 280 n. Chr. unter Kaiser Probus zur politischen Doktrin gehört hat, wenn auch nur vorübergehend. Selbst Kaiser Maximianus, der kurz vor 305

---

cii - clientes? Abhängige Herrschaft im Imperium Romanum, Berlin 2015, S. 225ff.

245 Faußner, Ansiedlung, S. 12.

246 *„Gutshof* *<u>beziehungsweise</u>* *Mark“* deshalb, weil die Germanen die steinernen *„villae rusticae“* der Römer trotz ihres relativen Komforts grundsätzlich beiseite und verfallen ließen und lieber in ihren eigenen Höfen aus Holzgebäuden wohnten.

247 Vgl. Faußner, Ansiedlung, S.15f. und 44f.

n. Chr. alle Zugeständnisse des Probus wieder rückgängig machte, setzte er im oberen Innviertel kollaborierende Klientelkönige von eigenen Gnaden ein.[248]

Besonders hinterfragt gehören folgende Hypothesen Faußner:

- Ansiedelung der Markomannen: Faußner folgte hier der Bajuwaren-Theorie von 1988 (nach T. Fischer, inklusive der FP-Keramik) und damit einem Strickmuster, das heute so nicht mehr haltbar ist. Er unterstellte vermutlich deshalb pauschal die Markomannen als neues Königsvolk der *„Bajuwaren“*, weil ihm 1. keine differenzierteren Kenntnisse über andere böhmisch-mährische Völkerschaften wie z. B. die Ost-Juthungen und Quaden vorlagen, und 2. ganz einfach deshalb, weil die Markomannenkönigin Fritigil vom heiligen Ambrosius den Rat erhalten hatte, ihr Volk den Römern zu unterstellen (siehe weiter vorn). Das aber betraf aus unserer Sicht höchstens einen Teilstamm der Markomannen.
- Einzeitigkeit der Ansiedlung: Da die Notitia dignitatum umfangreiche markomannische *„Palasttruppen“* und einen *„tribunus gentis Marcomannorum“* ausweist, muss tatsächlich eine Umsiedelung stattgefunden haben. Es ist anzunehmen, dass Faußner diese mit der Aktivität Fritigils verband. Dabei saß er allerdings einem Irrtum auf: Die erste Ansiedelung von Markomannen südlich der Donau, wohl in Oberpannonien, und die Aufstellung eines markomannischen Truppenkontingentes geschah bereits unter Kaiser Gallienus um 258 n. Chr.. Diesem floss zwar im Gegensatz zu Stilicho kein germanisches Blut in den Adern, er war aber so in Liebe zur Markomannen-Prinzessin Pipa entbrannt, dass er ihrem Vater, dem Markomannenkönig Attalus, gegenüber zu weitreichenden Zugeständnissen bereit war, zumal er diesen als östlichen Widerpart gegen seinen Konkurrenten Postumus brauchte. Wir haben eingangs die Umstände dieser Liaison bereits ausführlich geschildert. Mit anderen Worten: Stilicho war in Bezug auf die Markomannen nicht der Erfinder des neuen Prinzips! Aber selbst für die Regierungszeit Stilichos ist keine Einzeitigkeit zu postulieren: Wie bereits dargestellt, könnten von ihm grundsätzlich zu einem anderen Zeitpunkt vindelizische Stämme, u. U. sogar die westlichen Juthungen, für ein solches Ansiedlungskonzept vorgesehen gewesen sein.
- Großflächigkeit des neuen Regnums: Die Vorstellung, das neue, in einem einmaligen Akt geschaffene Markomannen-Reich habe von der Enns bis an den Lech gereicht, erscheint uns deutlich übertrieben. Diese Vorstellung des Mega-Vasallenstaats übersieht den Ort der Erstansiedlung (nämlich Pannonien) und benötigt wegen er Tatsache, dass sich später der Dukat der Agilolfinger aus dem Land zwischen Lech und Inn, ihr Regnum aber aus dem *„regnum Noricum“* zwischen Inn und Wienerwald erklärte, einen gedanklichen Umweg: Er postuliert für den Gesamtbereich ein *„regnum Alemannicum“*, das in der 3. oder 4. Generation geteilt und hierauf zum Teil von Odoaker wieder eingezogen worden sei, sodass am Ende nur das *„regnum Noricum“* übrig blieb.

  Dabei wird in unseren Augen nicht nur massiv die Rolle des Alemannenkönig Gibuld aus der *„vita Severini“* überstrapaziert, dessen Historizität gar nicht bewiesen ist, sondern auch schlichtweg die Tatsache übersehen, dass schon bei der Schaffung des Gesamtkomplexes die politisch bedeutsame Nahtstelle zweier Großeinheiten übersehen worden wäre, die zu überwinden auch einem Stilicho nicht zustand. Während nämlich Noricum zur Diözesis Illyrien (bei der die Frage der Zugehörigkeit zu Ost- oder Westrom damals noch offen war) gehörte, fiel die Raetia II in der Bereich der weströmischen Präfektur bzw. der Diözesis Italia![249]

  Am *„regnum Noricum“* scheitert das neue Klientelkönigreich Faußner'scher Prägung aber auch deshalb, weil es sich dabei um keine übliche römische Provinz, geschaffen aus altem Feindesland

248 „Gab den Teutschen oberhalb des Ins hinauf, so an die Thonau gegen Mitternacht sassen, zwên künig, warn auch Teutsch aber auf der Römer seiten, hiessen Genab und Esatech …“ Vgl. Aventinus, Bayerische Geschichte, Kap. 268.

249 Diözesis im Sinn einer großen römischen Verwaltungseinheit, nicht im Sinn eines Bischofssprengels, wobei sich aber diese in der Anfangszeit des Christentums nahezu deckten.

handelte,[250] sondern um die Nachfolgestruktur des alten *„regnum Noricum“,* eines Königreichs aus der Zeit der Republik, von ca. 200 v. Chr., das zwar durch eine Provinzialstruktur ersetzt, offiziell aber nie aufgehoben worden war. Das norische Königreich besaß eine große innere Selbständigkeit und war wegen des wirtschaftlichen Potenzials (Eisenerz) und der Durchzugsroute von Aquileia bis Wels für die Römer so wichtig, dass sie dort nie Hand angelegt und eher ein Protektorat Roms daraus gemacht hatten.

Eine Reaktivierung dieses *„regnum“* unter gleichzeitiger Verdoppelung des Terrains hätte den Markomannen einen so großen Machtbereich verschafft, dass er nicht mehr im Sinne Stilichos, aber erst recht nicht des Senats hätte sein können. Von verfassungsrechtlichen Bedenken abgesehen wäre die zwangsweise Umsiedelung der norischen Vorbevölkerung nach Inner-Italien[251] zugunsten zuziehender Markomannen auch unter pragmatischen Gesichtspunkten eine ausgesprochene Dummheit gewesen, denn man hätte eine hoch spezialisierte Bevölkerung (Bergbau, Almwirtschaft!) gegen eine nicht spezialisierte ausgetauscht.

Unter diesen Aspekten gehen wir davon aus, dass Stilichos Konzept einer germanischen Föderatenzone nördlich der Alpen unvollendet blieb, zumal es ihm nicht vergönnt war, längere Zeit militärische Ruhe zu finden, und er obendrein in Bälde den Mordplänen des heranwachsenden Honorius zum Opfer fiel.

Das *„regnum“* der Fritigil und ihres namentlich unbekannten Mannes dürfte sich also nur auf Oberpannonien, wo ja bereits eine markomannische Teilbevölkerung saß, beschränkt haben – bis hin an die Grenzen Noricums. Inwieweit dieses markomannische *„regnum“* imstande war, erst dem Druck der West- und Ostgoten, dann Ostroms (noch unter Stilicho) und später dem Druck der Hunnen (ab ca. 440 n. Chr.) standzuhalten, müssen wir mangels Nachrichten sowieso offen lassen.

Die Teilprovinzen **Noricum ripense** und **Raetia II** scheinen erst später von Stämmen nördlich der Donau besiedelt worden zu sein, in der allerletzten Zeit Westroms. Für diese Zeit steht als anschauliche Quelle nur die *„vita Severini“* aus der Hand des Abtes Eugippius (465-533 n. Chr.) zur Verfügung.[252] Der heilige Severin (ca. 410–482 n. Chr.) wird in dieser hagiografischen Schrift des Jahres 511 n. Chr. als Wundertäter in den vormals römischen Donaustädten hochstilisiert. Severin schlug ab ca. 453 n. Chr., also zu einem Zeitpunkt, als das Hunnenreich nach der Niederlage Attilas bei Châlons-en-Champagne bereits im Niedergang begriffen war, sein Hauptquartier bei Favianis (Mautern an der Donau) auf – als Anachoret, Missionar und Seelsorger. Severin muss in seinem Vorleben ein politisch einflussreicher Römer, vielleicht sogar aus der Senatorenschicht, oder gar ein ehemaliger Konsul gewesen sein, denn er fungiert in der Legende als erfolgreicher Unterhändler in Treffen mit den Alemannenkönig Gebuld, der mit seinen marodierenden Horden die Donaustädte attackiert haben soll, oder mit Feletheus, dem König der Rugier, der nach Attilas Tod mit seinem Volk die Landstriche nördlich der österreichischen Donau besetzt hielt und an Okkupation der Städte rechts des Stromes dachte. Beide respektierten in auffallenderweise Demut Severins Ratschläge und unterließen manche Vorhaben, was dessen Hochrangigkeit belegt. Aufgrund seiner weitreichenden Verbindungen war es Severin sogar möglich, der notleidenden und schutzlosen Bevölkerung in den alten Römerstädten an Donau und Inn[253] beizustehen, sie zuerst alle nach Lauriacum (Lorch) umzusiedeln und hinterher ihren endgültigen Abzug nach Italien vorzubereiten.

Wenn man zwischen den Zeilen dieser im üblichen Stil der Quellengattung verfassten Heiligengeschichte liest, dann stellt sie sich trotz aller Wundermär in der detailgetreuen und realistischen Beschrei-

250 In der Spätantike noch unterteilt in *„Noricum ripense“* und *„Noricum mediterraneum“.*

251 Diese waren wegen der zunehmenden Ausbeutung durch Rom sowieso aufsässig geworden, sodass sie hinterher von Aetius mit Gewalt befriedet werden mussten.

252 Für diese Arbeit verwendeten wir die zweisprachige Reclam-Ausgabe von T. Nüsslein: Eugippius, Vita Sancti Severini, Stuttgart 1999.

253 Im Einzelnen: Comagena (Tulln), Favianis (Mautern), Cucullis (Kuchl), Iuvavum (Salzburg), Quintanis (Künzing) Batavis (Passau links des Inn), Boiotro (Passau rechts des Inn), Lauriacum (Lorch) und Joviaco (Schlögen).

bung des sozialen, kirchlichen und politischen Umfeldes als eine historische Quelle ersten Ranges dar.

Deshalb kommt man nicht um den Schluss herum, dass der Heermeister Odoaker Stilichos Idee eines Föderatengürtels nördlich der Alpen erneut aufgriff und dazu den Bevölkerungsaustausch in den Provinzen Noricum und Raetia II vorbereitete. Severin und Odoaker kannten sich bereits aus einer Zeit, als dieser seine steile Karriere zum ersten Manne Roms noch gar beschritten hatte, und beide blieben Zeit ihres Lebens freundschaftlich verbunden.[254]

Odoaker (ca. 433–493 n. Chr.) war wie Stilicho germanischer Herkunft (mütterlicherseits ein Skire) und ein hochrangiger Offizier. Als solcher schloss er sich um 475 n. Chr. einer Meuterei gegen den weströmischen Heermeister Orestes an. Dieser hatte zuvor den letzten legitimen Kaiser Westroms, Julius Nepos, vertrieben und an dessen Stelle seinen eigenen Sohn Romulus auf den Kaiserthron gesetzt, den die Römer verächtlich *„Augustulus“* nannten. Nachdem Odoaker als Führer der aufständischen Truppen Orestes in der Entscheidungschlacht getötet hatte, stand er an der Spitze der Macht. Er verzichtete jedoch selbst auf Thron und Purpur und setzte lediglich Romulus Augustulus ab, was das formale Ende des weströmischen Reiches bedeutete. Odoaker war nun unumschränkter Herrscher im Westen und nannte sich ab 480 n. Chr. *„rex Italiae“*.[255] Unter seiner Führung blieben der Senat und das bewährte Rechts- und Steuersystem Roms unangetastet, in viele wichtige Positionen des Staates wurden allerdings nun Germanen eingesetzt, was die zunehmende Rivalität Konstantinopels heraufbeschwor. Als der oströmische Kaiser Zenon den Rugier Feletheus zum Krieg gegen Odoaker angestachelt hatte, zerstörte dieser kurzerhand mithilfe seines Bruders Onoulf das Rugierreich (488 n. Chr.). Feletheus und seine gotische Gattin Giso, eine Cousine des Ostgotenkönigs Theoderich und nach Eugippius *„eine blindwütige Frau“*,[256] wurden gefangen genommen und in Rom enthauptet.

Dies rief nun wiederum die Ostgoten auf den Plan, zu denen der Rest der Rugier übergelaufen war. Ab 489 n. Chr. sah sich Odoaker zunehmend dem Druck der Ostgoten unter **König Theoderich** ausgesetzt, die obendrein in dieser Zeit von Ostrom unterstützt wurden. Nun verließ ihn das Kriegsglück, er musste eine Reihe von Niederlagen hinnehmen, bis er schließlich in Ravenna mit seinen Truppen umzingelt wurde und sich nach einer zweijährigen Belagerung ergab. Zu Beginn des Jahres 493 n. Chr. war Odoaker bei drohender Hungersnot gezwungen, mit König Theoderich einen für ihn sicherlich nicht günstigen Friedensvertrag zu schließen. Wenige Tage später wurde er von diesem eigenhändig ermordet.

Soweit zur Karriere des Skiren Odoaker, der ebenso begabt war und ebenso tragisch endete wie ca. 90 Jahre zuvor der Vandale Stilicho.

Als um 481 n. Chr. der heilige Severin die Bevölkerung der Donaustädte nach Lauriacum (Lorch) geholt hatte, da sie zuvor in Gefahr gelaufen waren, zwischen den Fronten von Alemannen, Thüringern und Rugiern aufgerieben zu werden, griff der Rugierkönig Feletheus Lorch an, um die Leute als *„tributarii“* mit Gewalt in die verwaisten Städte, die er inzwischen in Beschlag genommen hatte, zurückzuführen.[257] Severin gelang es, das Heer der Rugier zum Umkehren zu bewegen. Hinterher gingen die geretteten Bewohner freiwillig in ihre Städte zurück, wobei ihnen allerdings Severin in Aussicht stellte, sie würden in absehbarer Zeit in eine sicherere Provinz Italiens ausgebürgert werden.

Als es schließlich soweit war, war der heilige Severin bereits verstorben. Noch kurz vor seinem Ende im Jahr 482 n. Chr. hatte er verfügt, dass seine Gefährten seinen Leichnam mitnehmen und in Italien zur Ruhe betten sollten, wenn der verlustfreie und sichere Abzug der Provinzbevölkerung vollzogen würde.[258]

Odoaker und sein Bruder Onoulf entschlossen sich zum Krieg gegen die Rugier, nachdem Ferderuch,

254 Vgl. die entsprechenden Passagen in der Vita Severini, Kap. 7 und 33.

255 Das war allerdings ein riskanter Titel, da er seit dem König Tarquinius Superbus (+ 495 v. Chr.) allen echten Römern über Jahrhunderte hinweg äußerst verhasst gewesen war.

256 Vgl. Vita Severini, Kap. 8.

257 Vgl. Vita Severini, Kap. 31.

258 Vgl. Vita Severini, Kap. 40.

der Bruder des Königs Feletheus, das Severinkloster bei Mautern geplündert und nichts als die blanken Steine zurückgelassen hatte. Diesen Krieg überlebte keiner aus der Rugier-Dynastie, außer der Königssohn Fredericus, der zu den Ostgoten übergelaufen war.

Nun stand allerdings Odoaker und seinem Bruder weitaus größeres Ungemach bevor als zuvor. Deshalb erhielten im Jahr 488 n. Chr. alle Romanen, die noch in Noricum geblieben waren, den Evakuierungsbefehl, und Bruder Onoulf gab dazu mit seinen Truppen den notwendigen Flankenschutz:

> *„Onoulfus vero praecepto fratris admonitus universos iussit ad Italiam migrare Romanos, tunc omnes incolae tamquam de domo servitutis Aegyptiae, ita de cotidiana barbarie frequentissimae depraedationis educti, sancti Severini oracula cognoverunt …“*
>
> *„Onoulf aber befahl auf Anordnung seines Bruders den Romanen in der Gesamtheit, nach Italien auszuwandern. So wurden alle Bewohner wie aus dem Haus der ägyptischen Knechtschaft aus der fast alltäglich gewordenen Barbarei häufigster Ausplünderungen herausgeführt. Sie erfuhren so, wie sich die Weissagungen des heiligen Severin erfüllten …“*

Zwischenzeitlich wurde der unversehrte Leichnam des heiligen Severin geborgen und für den Heimtransport hergerichtet, danach startete der Zug:

> *„…cunctis nobiscum provincialibus idem iter agentibus, qui oppidis super ripam Danuvii derelictis per diversas Italiae regiones varias suae peregrationis sortiti sunt sedes …“*
>
> *„Denselben Weg gingen mit uns auch alle Provinzbewohner, die ihre Städte am* (rechten) *Ufer der Donau verließen und in ganz verschiedenen Gebieten Italiens den Ruhesitz ihrer Wanderung per Los zugeteilt bekamen …“*[259]

Wenn man diese Textstellen bedenkt, so ist unschwer zu erkennen: Es handelte sich bei diesem *„Auszug aus Ägypten“* im Jahr 487 oder 488 n. Chr. nicht um eine spontane Aktion, sondern um ein von langer Hand vorbereitetes Unternehmen. Severin muss schon 6 Jahr zuvor von den Umsiedlungsplänen Odoakers erfahren haben, sonst hätte er sich nicht so dezidiert über eine Zukunftsmaßnahme äußern können, die er am Ende gar nicht erlebte. Zur Vorbereitung gehörte ganz offensichtlich die Rekrutierung italienischer Siedlungsplätze in ausreichendem Umfang, was sicherlich nicht leicht vonstatten ging.

Nun wäre es töricht anzunehmen, Odoaker hätte mit der Aufgabe der Donaustädte und der Rückführung ihrer Bewohner in Noricum ein Bevölkerungsvakuum hinterlassen wollen, denn ein solches hätte die Gefahr einer feindlichen Invasion nur nochmals erhöht. Auch vernimmt man nichts von der Massenevakuierung des Hinterlandes, von dessen Bauern der heilige Severin zu Lebzeiten immer wieder Lebensmittel für die notleidende Stadtbevölkerung hatte beschaffen können.

Deshalb nehmen wir an, dass Odoaker den Rugier-Krieg nur als letzten Vorwand benutzte und lange zuvor bereits begonnen hatte, die romanischen Gutsbesitzer des Hinterlandes durch germanische Neubauern auszutauschen, die er vermutlich aus den Reihen der ihm verwandten Heruler und Skiren rekrutierte, vielleicht aber auch aus anderen Völkerschaften jenseits der Donau kamen, welche Noricum gegenüberlagen.

Wenn man die Tabula Peutingeriana betrachtet, waren dies gerade die Quaden und Ost-Juthungen!

So ist es prinzipiell denkbar, dass wenigstens ein Teil von diesen Stämmen bei der Neubesetzung norischer Anbauflächen und der Reaktivierung des *„regnum Noricum“* durch das Regime Odoakers mitgewirkt hätte. Dennoch halten wir dies für relativ unwahrscheinlich. Wir werden später diesen Standpunkt begründen.

259 Vita Severini, Kap. 44.

Ob in dieser unruhigen Zeit Odoakers starke Hand bis in die Provinz Raetia II reichte und dort über die Diozesengrenze hinaus eine weitere Neugründung im angesprochenen Sinn ermöglichte, bleibt dahingestellt. Auch wenn H. C. Faußner anhand des bis in die Neuzeit geltenden bayerischen Hoffußes plausibel gemacht hat, dass eine solche Umstrukturierung zu einem gewissen Zeitpunkt stattgefunden haben muss, finden wir für die Zeit Stilichos und Odoakers keinen überzeugenden Beleg dafür.

Zwar waren die West-Juthungen, wenn man das Verteilungsmuster der nachgewiesenen KFP-Keramik zugrundelegt, nach dem Fall des steinernen Limes mit ihren Siedlungen in das von den Römern aufgegebene Dekumatland nördlich der Donau eingerückt, doch konterkarieren das komplette Fehlen der KFP-Keramik südlich der Donau und ihre vielen bezeugten Einfälle ins Imperium die Idee, sie hätten zum Ende der Spätantike von sich aus einen Klientelstaat unter römischer Oberhoheit angestrebt oder gar erreicht.

Auch relativieren sich die Indizien aus den Dichtungen Claudians, dass juthungische Siedler bereits zur Zeit Stilichos einen Teil des alten Vindeliziens in Beschlag genommen hätten, stark durch die ebenfalls von Claudian geschilderte Tatsache, dass sich die Germanen sofort und komplett in ihre alten Stammesgebiete nördlich der Donau und Altmühl zurückzogen, als eine erstmals für sie wirklich tragbare Vertragslösung mit Rom in Aussicht stand. Doch eine solche kam mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht zustande, sonst hätten sich die Juthungen noch 430 n. Chr. nicht zu erneuten Einfällen in die Provinz Raetia II genötigt gesehen.

Dafür, dass die romanische Landbevölkerung mit ihren Produktionszentren, den *„villae rusticae“*, trotz der vielen Einfälle bis zum Beginn des 6. Jahrhunderts in Bayern südlich der Donau blieb und damit ein germanisches *„regnum Baioaricum“* zwischen Lech und Inn verhinderten, werden wir im Folgenden noch einige Indizien beibringen.

Es ist also H. C. Faußner trotz des ihm zu verdankenden Erkenntnisgewinns nicht in allen Punkten beizupflichten, speziell auch nicht zum alpinen *„regnum Alemannorum“*, dem er eine viel zu hohe Bedeutung und eine viel zu große topografische Ausbreitung zuweist. Beschäftigen wir uns in diesem Zusammenhang etwas näher mit dem **Alemannenkönig Gibuld** der *„vita Severini“.* Da Faußner für seine Bajuwaren-Theorie eine Rückkehrsituation[260] brauchte, ließ er Stilicho erst dessen Alemannen-Stamm federführend in den zuvor abgespaltenen Westteil des großen *„regnum Baiovariae“* holen, dann Odoaker diesen mit seinem König Gibuld von dort vertreiben und am Ende den Ostgotenkönig Theoderich denselben Stamm der Alemannen wieder zurückholen und damit einen bajuwarischen Dukat begründen.[261]

Alemannen begründen Bayern? Aber nein doch!

Das ist auch unter sprachlichen Gesichtspunkten eine verwegene Idee, und für keines der von Faußner postulierten Ereignisse gibt es eine Evidenz, denn alle damit in Verbindung gebrachten Quellen lassen sich ganz anders einordnen.

Wer aber war dieser alemannische König Gibuld?

Eugippius widmet ihm ein ganzes Kapitel der Severin-Legende:[262] König Gibuld habe um 470 n. Chr. mit seinen Alemannen immer wieder die Stadt Batavis (Passau) bedroht, bei seinen Überfällen zahlreiche Gefangene gemacht und römisches Territorium verwüstet. Als der heilige Mann Gibuld bat, von seinem Vorhaben Abstand zu nehmen und alle Gefangenen freizulassen, habe dieser plötzlich aus Respekt von seiner Autorität eine 180°-Kehrtwendung vollzogen und ohne Weiteres alle Wünsche Severins erfüllt.

Bei der generellen Zuverlässigkeit der Severin-Legende könnte man diesen Gibuld zunächst durchaus als historische Figur ansehen, nur steht dem ein gewichtiges Gegenargument entgegen:

260 Diese Rückkehr ist in der Tat sehr wichtig, wie sich im folgenden Kapitel erweist, betrifft allerdings einen ganz anderen Stamm.

261 Vgl. Faußner, Ansiedlung, S. 16ff.

262 Vgl. Vita Severini, Kap. 19.

Denn genau dieselbe Episode mit genau demselben Alemannenkönig und genau demselben Resultat der Freilassung findet man für nahezu dieselbe Zeit in ca. 700 km Distanz zu Passau, in der Diözese Troyes in Gallien. Dort war nach der Lebensbeschreibung des Bischofs **Lupus von Troyes** (383-478 n. Chr.) der Trecenser Bischof der Bittsteller und der Stamm der Brigonenses (aus der Gegend von Brienne-le Château) Nutznießer der Güte des Alemannenkönigs.

Da der Editor der Merowinger-Urkunden B. Krusch aus vielerlei Gründen schon früh der Lupus-Legende die Glaubwürdigkeit absprach und das zugehörige Ur-Manuskript des 8. Jahrhunderts zu einer karolingischen Fälschung erklärte,[263] könnte man nun annehmen, die gallische Legende sei falsch und die Severin-Legende habe das einzig mögliche und damit historische Original der Geschichte befördert.

Dem steht allerdings als wichtiger Einwand dagegen, dass nur die Lupus-Legende die ältere, echt-germanische Form des Königsnamen – *„Gebavultus“*, im Sinne von altgerm. *„Gebo-wulþuz“* (*„gabenreich“*) – wiedergibt, wohingegen die Severin-Legende mit *„Gibuldus“* nur eine latinisierte Ableitung des Namens abzubilden weiß. Aus diesem Grund haben sich in der Vergangenheit einige untereinander differierende Erklärungen für die inneren Widersprüche ergeben, aber keine, die abschließend überzeugen kann.

Wir selbst neigen dazu, diesen ominösen Gibuld mit seinem eigenartigen Verhalten eher bei Troyes und Bischof Lupus als in Bayern zu verorten, denn in der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts reichte im Westen das Einflussgebiet der Alemannen weit nach Gallien und bis in die Gegend von Troyes hinein, während es im Osten spätestens ab 470n. Chr. höchstens noch die Flüsse Günz und Brenz erreichte, schon kaum mehr den Lech und keinesfalls die Gegend von Passau.[264] Was also hätte ein alemannischer König Gibuld dort zu holen gehabt?

Andernfalls müsste man annehmen, dass in der Severin-Vita der Name *„Alemannen“* als allgemeiner Sammelbegriff in derselben Unschärfe verwendet wurde, die nicht nur einen Ammianus Marcellinus,[265] sondern auch einige andere spätantike Schriftsteller kennzeichnete.[266]

Wäre es also möglich, dass damals Juthungen, welche Ammianus unterschiedslos mit den Alemannen in einen Topf geworfen hatte, unter einem Stammeskönig als Invasoren Passaus fungierten?

Wir können nur sagen: Dies ist durchaus möglich! Es bliebe dabei lediglich die Frage zu beantworten, ob diese wirklich einen Stammesführer hatten, der den gleichen Namen wie ein Alamannenkönig vor Troyes trug.

Beweise wird es nicht geben, deshalb müssen wir am Ende offen lassen, ob dieser König Gibuld eine reelle oder fiktive Gestalt war. Erheblich für das Verständnis der Entstehung Bayerns ist die Entscheidung dieser Frage allerdings nicht.

Bleibt abschließend zu erwähnen, dass Stilichos und Odoakars Bemühungen um die Nordprovinzen das Gegenteil dessen bewirkten, was sie zu verhindern suchten:

Nicht nur Pannonien, Noricum und Rätien, sondern ganz Italien fiel am Ende in die Hände Theoderichs des Großen und seiner Ostgoten, unter der Förderung und Duldung Ostroms!

---

263 Vgl. B. Krusch: Zur Florians- und Lupus-Legende. Eine Entgegnung, in: Neues Archiv der Gesellschaft für Ältere Deutsche Geschichtskunde, Bd. 24, 1899, S. 559ff.

264 Wenn H. C. Faußner für ein weiterreichendes „regnum Alemannorum“ M. Heuwieser zitiert (VHVOR 76, 1926, S. 76f.), dann ist das nur ein Zirkelschluss aus der „vita Severini“.

265 Vgl. weiter vorn und Ammianus Marcellinus, Römische Geschichte, Buch 17, Kap. 6.

266 Z. B. Agathias Scholasticus bzw. Asinius Quadratus (I, 6), auch Ennodius (MGH AA VII, S. 212) und Jordanes (MGH AA V/I, S. 130), bei letzteren allerdings in einer Sinnverschiebung, auf welche wir noch kommen werden.

Der Erkenntniswert der sogenannten „bayerischen Stammessage“

Wann und unter welchen Umständen entstand schließlich das Herzogtum Bayern zwischen Inn und Lech, in jener Region, die Faußner die *„regio Boioarica“* nennt?

Zu Beantwortung dieser Fragen wenden wir uns einer Quelle zu, welche in der Vergangenheit völlig zu Unrecht ins Reich der Fabel verwiesen wurde.[267]

Er handelt sich um spezifische, sogar mit Jahresdaten versehene Einträge in einer **Gruppe von klösterlichen Annalen**, also primär um geschichtliche Quellen und keineswegs um eine fromme Fiktion. Diese Annalen-Gruppe betrifft primär norische Orte und wird heute unter dem Begriff **AGS-Annalen** zusammengefasst.[268] Nach einhelliger Meinung entstand der Primärtext um 1180 im Kloster Admont. Für die Jahre 508 bis 520 n. Chr. finden sich folgende Einträge, wobei die Bezeichnung *„Norici“* wie in einigen anderen Quellen als Synonym für *„Bajuwarii“* verwendet wird.[269]

> *„508 – Hoc tempore gens Barbarorum* (Baibarorum?) *seu Noricorum primitus a suis sedibus expulsa revertitur cum duce suo Theodone in Bawariam, Latinis ab ea commigrantibus.*
>
> *„Im Jahr 508 kehrt das Volk der Barbaren bzw. Noriker* (alias Bayern)*, das in früheren Zeiten aus seinen Stammsitzen vertrieben worden war, unter der Führung Herzog Theodos nach Bayern zurück, zeitgleich mit dem Abzug der Römer.“*
>
> *„512 – Theodericus ex parte imperatoris Anastasii Theodonem ducem ad se cum dolo vocavit, censum ab eo exigans.“*
>
> *„Im Jahr 512 rief* (der Ostgotenkönig) *Theoderich im Auftrag des* (oströmischen) *Kaisers Anasta-*

Der erste bayerische Herzog Theodo in: CXCIV Abbildungen aus dem Regentenhaus Pfalzbayern mit Text in Prosa und Versen, 16 Jhd., BSB München, Cgm 1604, fol. 4r.

267 Schon 1931 hatte sich ein Rechtshistoriker an dieser Quelle versucht und war dafür sofort heftig gescholten worden. Vgl. E. Bayer: Übersehene Quellen zur bayerischen Geschichte des 6. bis 8. Jahrhunderts, und die Replik von H. Zeiss, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte, Bd. 4, 1931, S. 1ff und 361. Heute gilt es geradezu als ein Sakrileg und Verstoß gegen die Regeln der Wissenschaft, sich mit dieser Quelle zu beschäftigen. H. C. Faußner hat sich allerdings in Anerkennung der Historizität der Quellen ausführlich damit befasst, wenngleich mit einer anderen Auslegung als wir. Vgl. H. C. Faußner, Genesis, S. 50ff, H. C. Faußner, Zwölf Jahrhunderte, S. 73ff, H. C. Faußner, Ansiedlung, S. 31ff. Einen guten Einstieg in die Gesamtthematik bietet J. P. Niederkorns Artikel von 2012 im Historistischen Lexikon Bayern, mit den wichtigsten Referenzen: http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Bayerische Stammessage. Ausführlicher dazu: J. P. Niederkorn: Tum Bavvarica velut nova generatio venit vel rediit … - Überlegungen zur Stammessage und Stammesbildung der Bayern, in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte (ZBLG), Bd. 68, 2005, S. 191ff.

268 Die Abkürzung bezeichnet die Klöster **A**dmont, **G**arsten und **S**alzburg.

269 Paulus Diaconus hat sich in seiner Langobardengeschichte in diesem Sinn geäußert, wenn er schreibt: „Noricorum siquidem provincia quam Baiovariorum populus inhabitat. - Es ist freilich die Provinz der Noriker, die jetzt das Volk der Bayern bewohnt.“ (Historia Langobardorum, Buch 3, 30) Mehr zur Gleichsetzung der nicht-römischen Noriker mit den Bajuwaren bei I. Heitmeier: Die spätantiken Wurzeln der bairischen Noricum-Tradition. Überlegungen zur Genese des Herzogtums, in: Symposionsband „Die Anfänge Bayerns“ a. a. O., S. 463ff, auf S. 485f auch mit einigen Angaben speziell zur AGS-Annalengruppe.

sius Herzog Theodo unter einem Vorwand zu sich, um von ihn Tributzahlung einzufordern."

„520 – Romanorum exercitus a Baswariis apud Otingam prosternitur per Theodonem ducem."

„Im Jahr 520 wird das Heer der Römer von den Bajuwaren unter der Führung Herzog Theodos bei Ötting vernichtend geschlagen."[270]

Letzterer Sieg geschah allerdings schon unter Herzog Theodo II., dem Sohn Theodos I., denn das *„Auctuarium altahense"*, ein Zusatz aus dem Kloster Niederaltaich zur *„Chronica"* Ottos von Freising,[271] meldete dessen Tod für das Jahr 513 oder 514 n. Chr.:

„Anno Domini DXIII (alt. DXIV)*. Theodo dux Bawarie* (alt. *Baioariorum*) *moritur, cui successit filius eius Theodo."*

„Im Jahr des Herrn 513 oder 514 n. Chr. Tod des Bayernherzogs Theodo, dem sein Sohn Theodo ins Amt nachfolgt."

Übrigens wird in einem alten Regensburger Codex dieses Datum mit einer Abweichung von nur 3 Jahren relativ genau bestätigt:

„DXX Romani iterum Bavariam invaserunt, sed a Theodone Duce Bavariae apud Oetting victi prosternuntur pariter fugantur sub Johanne Papa Primo …"

„Im Jahr 520 haben die Römer erneut Bayern überfallen, sie wurden aber von Theodo, dem Herzog Bayerns, bei Ötting besiegt, niedergestreckt und gleichermaßen in die Flucht geschlagen. - unter Papst Johann dem Ersten …"[272]

Der Toskaner Johann I. war unter den Ostgoten Papst und Bischof von Rom, 523 – 526 n. Chr.!

Nach Herzog Theodo II. könnte es auch noch einen Herzog Theodo III. gegeben haben, möglicherweise den Vater jenes Herzogs Garibald, den allein die etablierte Geschichtsschreibung als ersten Herzog Bayerns durchgehen lassen will, ohne dass sie Gründe hierfür angeben könnte. Dieser habe sich nach dem *„Auctuarium"* im Jahr 580 n. Chr. vom heiligen Rupert, Bischof in Worms, taufen lassen:

„Anno Domini DLXXX: sanctus Rudbertus Wormatie claruit episcopus, unde postea depulsus Bavariam petit et ducem Theodonem baptizavit …"

„Im Jahre des Herrn 580 war der heilige Rupert ein berühmter Bischof in Worms. Nach seiner Vertreibung suchte er Bayern auf und taufte Herzog Theodo …"[273]

Hier irrte allerdings der Chronist aus Niederaltaich: Entweder stimmt die Jahreszahl nicht, denn der heilige Rupert lebte zwischen 650 und 718 n. Chr., also ca. 100 Jahre später, oder die genannte Jahreszahl ist falsch, und Herzog Theodo II. (konventioneller Zählung) war gemeint.

Die fehlende Übereinstimmung mit den Lebensdaten Ruperts gab hinterher Anlass, nicht nur den letzten, sondern alle Theodonen ins Reich der Fabel zu verdammen, was nicht nachzuvollziehen ist.[274]

Der aktuellen Forschungslage nach soll die Herzog-Theodo-Passage, die in den AGS-Annalen erstmals mit konkreten Jahreszahlen unterlegt wurde, auf das sogenannte Noriker-Kapitel der *„Passio secunda sancti Quirini"* zurückgehen, welche um 1170 n. Chr. vom Tegernseer Mönch Heinrich niedergeschrieben wurde.

---

270 Vgl. W. Wattenbach (Herausgeber): „Auctuarium Garstense" in: MGH SS IX, 1851, Zeile 295 bis 320.

271 Vgl. MGH SS rer. germ. 45, S. 481. Nahezu wörtlich dasselbe bei Hermann von Niederalteich, der beide Theodos in seine Annalen aufnimmt: Annales ducum Bavariae, MGH SS XVII, 365f.

272 Vgl. A. F. von Oefele: Fontes Boicarum scriptores …, Bd. 2, Innsbruck 1763, S. 499.

273 Vgl. MGH SS rer. germ. 45, S. 481.

274 Vgl. R. Deutinger, in: Schmid, Das alte Bayern, Handbuch der Bay. Gesch., Bd. 1, Neuauflage, München 2017, S. 126.

Hier liest man:

> *„(Norici) circa tempore Gothorum expulsi scribuntur et terra ab invasoribus possessa. Post ab ipsis quoque deserta et in solitudinem redacta est. Tum Bavvarica velut nova generatio venit vel rediit cum duce suo Theone …“*
>
> *„Den Schriftquellen der Gotenzeit gelten die Noriker* (alias Bayern) *als Vertriebene, ihr Land als eines von Angreifern erobertes. Später ist es von ihnen selbst verlassen worden und so wurde ihr Land öde. Da kam gleichsam eine neue Generation Bayern, unter der Führung des Herzogs Theodo; genauer gesagt, diese kehrte* (unter seiner Führung in die alten Stammlande) *zurück …“*

Dieses Noriker-Kapitel stammt wiederum nicht von Heinrich selbst, sondern von einem Einschub aus etwas späterer Hand. Es ist offenkundig, dass beide Passagen, die der AGS-Annalengruppe und die des Noriker-Kapitels in der Quirin-Passion, denselben Vorgang beschreiben. Es handelt sich um keinen Legendentext, und die Annahme, dass die erste von der letzteren Quelle abhänge, ist durch nichts bewiesen. Es könnte genauso umgekehrt gewesen sein.

Da aber das Noriker-Kapitel auf noch viel ältere Vorlagen verweist – *„in veterum lignis legitur“*, d. h. *„in den Büchern der Alten liest man“* – könnten sich beide Quellen auch auf einen gemeinsamen Archetypus beziehen. J. P. Niederkorn nennt hier zuallererst merowinger-zeitliche Quellen, u. a. die Fredegar-Chronik, welche sich wiederum von einer in der Agolfingerzeit in Bayern existierenden *„origo gentis“* nährt, einer nicht erhaltenen Vorlage, die ihren Stoff aus verlorenen Quellen des 5. Jahrhunderts bezog, also sehr zeitnah zu den geschilderten Ereignissen entstand.[275]

Einige Forscher haben als Zwischenstufe auch ein um 1130 in Regensburg entstandenes Geschichtswerk postuliert, das die entsprechenden Angaben enthalten hätte. Wir selbst schreiben dieser Annahme im Gegensatz zu J. P. Niederkorn eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu.[276]

Da schon das Noriker-Kapitel der Tegernseer Quirin-Passion um einige mythologische und damit meist unhistorische Komponenten angereichert wurde,[277] und die Geschichte um Herzog Theodo im Mittelalter

---

275 Vgl. Niederkorn, Tum Bauuaria …, S. 197.

276 J. P. Niederkorn, a. a. O., S. 197, hält dies für eine Spekulation J. Weissensteiners, die Hypothese ist aber letztlich bereits von E. Klebel formuliert worden. Sie hat für uns insofern eine Berechtigung, als hier mögliche Bezüge zu den burggräflichen Pabonen in Regensburg aufscheinen, deren wichtigste Vertreter, Burggraf Heinrich III. von Regensburg (+ 1185) und sein Vater, Burg- und Landgraf Otto I., nicht nur die alten Sitten der ersten Bajuwaren, besonders den Ohrzug gemäß der „lex Bajuwariorum“ aufrechterhielten, sondern auch die im Noriker-Kapitel genannten Vorzüge der Bajuwaren, wie Tapferkeit, Treue, Eleganz, Friedfertigkeit und Freiheitsliebe, aber auch Kunst und Literatur auf das Perfekteste pflegten. Genau deshalb setzte sich Burggraf Heinrich auch in heftigen Gegensatz zu Kaiser Friedrich Barbarossa und seinen Vasallen, Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, den designierten Herzog eines stark reduzierten Herzogtums Bayern. Während Barbarossa diesen 1180 zum ersten Herzog von Bayern von eigenen Gnaden ernannte und damit das alte Stammesherzogtum auslöschte, sollte Burggraf Heinrich seinen Widerstand gegen diese Politik nicht nur mit dem Verlust von Rang und Ansehen, sondern letztlich auch mit dem Weiterleben seiner Familie bezahlen. Da Burggraf Heinrichs Schwester Leukardis wiederum Nonne (vielleicht sogar Magistra oder Priorin) des 1120 neu gegründeten Frauenkonvents von Admont (Hirsauischer Prägung) geworden war, und wenig später, 1140 sowie 1143/46, die Admonter Mönche Berthold und Adalbert Äbte in den mit den klostervogtischen Pabonen eng verbundenen Klöstern von Regensburg, Prüll und St. Emmeram, wurden, kann man eine enge Verbindung zwischen den Pabonen und Admont annehmen. Durch diese Verbindungen mag die von den Pabonen angesichts des eigenen drohenden Untergangs ab ca. 1155 besonders gepflegte Frühgeschichte der Bajuwaren in Form eines Codex von Regensburg nach Admont gelangt sein, sodass dort die Geschichte des Herzogs Theodo rezipiert und in einem eigenen Annalen-Werk festgehalten werden konnte. In diesen Kontext passt auch die Angabe des Noriker-Kapitels, Herzog Theodo habe seinen gleichnamigen Sohn von Heiligen Rupert taufen lassen, der damals noch im 6. Jahrhundert verortet wurde und den Pabonen besonders viel bedeutete. Vgl. zur anderweitig nicht beschriebenen Biografie Heinrich III. von Regensburg unsere Arbeit von 2012: W. Robl: Burggraf Heinrich III. und sein Erbe, die romanischen Schutzkirchen in Altbayern, online unter: http://schutzkirchen.robl.de.

277 Obwohl mittelalterliche Heiligenlegenden immer eine Durchmischung fiktiver Inhalte mit realen darstellen, ist die Trennung der unterschiedlichen Anteile meistens gar nicht so schwer. Im Fall der bereits vorgestellten

mit weiteren Varianten zur sogenannten *„bayerischen Stammessage“* ausgebaut wurde, da man sich obendrein auf die Rückkehr des Bayernvolkes und seine *„nova generatio“* keinen rechten Reim machen konnte, hat die Forschung diese Quellensparte ganz fallengelassen.[278]

Wenn man allerdings die in dieser Arbeit erarbeiteten Ergebnisse berücksichtigt, dann bekommen die Exzerpte der AGS-Annalen und der Kernsatz des Noriker-Kapitels – *„tum Bavvarica velut nova generatio venit vel rediit. – Damals kam das bayerische Volk wie eine neue Generation bzw. es kehrte zurück.“* – eine ungeahnte Bedeutung und Aktualität.

Der Leser wird unschwer erraten, worauf wir hinauswollen. Alle vermeintlichen Ungereimtheiten und Widersprüche der bayerischen Stammessage lösen sich auf, wenn man akzeptiert:

Die *„nova generatio“* der Bajuwaren, die in ihre Stammesgebiete zurückkehrten, war nichts anderes als eine späte Generation der Ost-Juthungen!

Severin-Legende hatten die Historiker kein Problem damit, wichtige Informationen herauszuschälen. Im Fall der Quirin-Passion wurde unverständlicherweise fast ausschließlich gegenteilig vorgegangen, d. h. die meisten und bekannten Autoren beschäftigen sich ausführlich mit den fiktiven Elementen, sehen sich aber außerstande, den Wahrheitskern zu definieren. Die aus der „vita Altmanni“ (um 1115/1120) stammende und im Noriker-Kapitel zu findende Geschichte von „Norix“, dem Sohn des Herkules, der unter dem Herzog „Bawarus“ dient, ist sicherlich mythologischer bzw. metaphorischer Natur; es lohnt sich nicht, sich damit weiter zu beschäftigen. Die damit verbundene, auch im sog. „Annolied“ von ca. 1080 oder in der „Kaiserchronik“ von 1150 nachzulesende Behauptung, die Bayern seien einst aus Armenien eingewandert, gab der Wissenschaft den Anlass, die Stammessage in Bausch und Bogen zu verdammen, hätte aber schon eine differenziertere Betrachtung verdient. Denn die „armenische Herkunft“ ist gar nicht so falsch, wenn man sie auf die Juthungen bezieht: Immerhin sollen die meisten Völker nordgermanischer Provenienz im Rahmen der indogermanischen Wanderung aus einem Gebiet zwischen Kaspischem und Schwarzem Meer gekommen sein.

278 Gut erkennbar an unzähligen präjudizierenden Bemerkungen, wie z. B. von R. Deutinger im „neuen Spindler“, einem Werk, das an sich aufgrund seines Anspruchs zu Zurückhaltung und Objektivität verpflichtet wäre: „Die Geschichte wurde später noch weiter ausgesponnen …“ Vgl. R. Deutinger: Kap. Das Zweitalter der Agilulfinger, Mythen und Theorien, in: A. Schmid (Herausgeber): Das alte Bayern, Bd. 1 des Handbuchs der Bayerischen Geschichte, Neuauflage, München 2017, S. 124ff, hier S. 126. R. Deutinger begründet in diesem Standardwerk die Jahreszahlen der AGS-Gruppe einmal mehr durch falsche Rückschlüsse aus der fehldatierten Vita des heiligen Rupert.

Die Rückkehr der Juthungen – und die „Stammesbildung“ der Bajuwaren

Es gibt nicht den geringsten Grund, an der Historizität der vorgestellten Texte zu zweifeln, wenn man folgendes Modell der Stammeswanderung berücksichtigt, dem wir hohe Wahrscheinlichkeit beimessen:

Zunächst gilt zu beachten, dass die AGS-Annalen davon sprechen, ein Barbarenvolk sei genau zu demjenigen Zeitpunkt in seine alten Stammsitze in die *„Bavaria“* zurückgekehrt, als die Römer daraus abzogen. Genau diesen späten Vorgang haben wir aus den vorherigen Ansiedlungs-Aktivitäten Stilichos und Odoakers extrapoliert. Damit ist klar die Behauptung der Severins-Legende, dass westlich von Künzing die römischen Donau-Kastelle bereits um 470 n. Chr. von den Römern verlassen gewesen seien, konterkariert![279]

Lassen wir im Folgenden nochmals die **gesamte Geschichte der Juthungen** Revue passieren, wie sich uns nach und nach erschlossen hat:

Wie die jüngste Frühdatierung der KFP-Keramik und unsere Erkenntnisse zu deren Genese belegen, haben schon zu Beginn des 3. Jahrhunderts Juthungen in größeren Verbänden das Land nördlich der mittleren Altmühl, die weiten Auen von Sulz und Schwarzach am Nordrand des Bayerischen Jura, besiedelt. Schon einige Jahre später gerieten sie ins Visier der Römer. Zwar parierten sie deren Angriff im Jahr 213 n. Chr. dank kimbrischer Schanztechnik erfolgreich, verloren aber viele Siedlungen durch Brandschatzung, außerdem durch eine Kriegslist Caracallas mindestens die Hälfte der jungen Generation. Erst nach zwei Menschenaltern hatten sich die Juthungen von diesem doppelten Genozid wieder soweit erholt, dass sie zum Ende des 3. Jahrhunderts zu Rachefeldzügen gegen die Römer imstande waren, die ihnen jedoch weitere Verluste einbrachten.

Zu dieser Zeit scheint es unter der anhaltenden Römergefahr zu einer großen Abwanderungsbewegung der Juthungen nach Osten gekommen zu sein, in eine Region, welche eine weitaus größere Distanz zum Limes und damit sehr viel mehr Sicherheit bot. Genauso schildert es das Noriker-Kapitel:

> *„(Norici) circa tempore Gothorum expulsi scribuntur et terra ab invasoribus possessa. Post ab ipsis quoque deserta et in solitudinem redacta est …“*
>
> *„Zur Zeit der Goten* (also in der späten Spätantike) *werden die Noriker* (alias Bajuwaren oder Juthungen) *als ein vertriebenes Volk beschrieben und ihr Land als ein* (zeitweise) *von* (römischen) *Invasoren besetztes. Am Ende ist es aber von ihnen selbst verlassen worden. So wurde es öde …“*

Allerdings nahmen vermutlich nicht alle Juthungen an der Emigration nach Südböhmen teil, sodass sich eine Teilung des Gesamtstammes in West- und Ost-Juthungen ergab. Kleinere Kontingente blieben in den Juratälern oder kehrten schon früh dorthin zurück, was jedoch nicht verhinderte, dass in der Folge nördlich der Albtrauf ganze Landstriche menschenleer wurden.

Das Hauptkontingent der Juthungen fand eine neue Heimat in Südböhmen, ein Großteil von ihnen im Tal der böhmischen Otava, also in altem, keltischem Bojerland, das seit Aussterben der Bojer nicht mehr wiederbesiedelt worden war. Auf Höhe des heutigen Strakonice und beim heutigen Dorf Přešťovice ließen sich die Juthungen auf dem Nordufer der Otava nieder und sorgten erstmals dafür, dass ihr neuer Siedlungsplatz auf einer Anhöhe einen gewissen Schutz gegen Angriffe bot.

Fürderhin lebten diese exilierten Ost-Juthungen in relativer Sicherheit, aber auch in Abschottung von den germanischen Verbänden Nord- und Mittelböhmens, also auch von den Markomannen. Archäologischen Niederschlag findet diese Separation in der klaren Unterscheidung der KFP-Keramik von der Keramik der sogenannten Vinarice-Kultur Nordböhmens.

279 Vgl. Vita Severini, Kap. 22.

Die Juthungen des Otava-Tales betrieben weiterhin den traditionellen Fischfang und erholten sich wirtschaftlich und personell soweit, dass sie zu weiteren Gegenangriffen auf die Römer imstande waren. Wenigstens drei Kriegsereignisse (357, 383/84 und 429/30 n. Chr.) haben sich in der Belegung ihres Brandgräberfeldes niedergeschlagen, eine genauere Zuordnung ist allerdings nicht möglich.

Erbeutete Römerwaffen sandten die überlebenden Juthungen von Přešťovice vermutlich auf langem Weg zurück in ihre kimbrische Heimat, als Opfergaben für den heiligen See im dänischen Illerup Ådal. Dort sind dazu passende Waffenopfer vor wenigen Jahren wieder ausgegraben worden.

Erst die zunehmende Abwehrschwäche der Römer ab der Mitte des 5. Jahrhunderts und ein Bündnis mit den Quaden, welche ursprünglich etwas weiter östlich am Oberlauf von March und Thaya siedelten, setzte die Ost-Juthungen zu effektiveren Präventivschlägen und Rachefeldzügen gegen die Römer imstande. Wegen der vorangegangenen Markomannenkriege verfügten die Quaden bereits über eine im Vergleich zu den Juthungen ausgefeiltere Kriegskunst und stellten vermutlich in einem umfassenden Bündnis mit anderen ostgermanischen Stämmen den gemeinsamen militärischen Anführer.[280]

Der Kampf der Juthungen gegen Rom erfolgte immer auch im Hinblick auf die alten Stammesgebiete ihrer zweiten Heimat, sodass einige Einfälle weniger Pannonien, sondern vielmehr das westliche Noricum und die Provinz Raetia II betrafen. Es ist anzunehmen, dass es auch zu Kriegsbündnissen zwischen West- und Ost-Juthungen kam.

Je mehr die Gefahr durch die Römer nachließ, desto unverhohlener rückten die Juthungen und Quaden an den nassen Limes, d. h. an die Donau, heran, die einen weiter westlich, die anderen weiter östlich. Juthungische Kolonisten besiedelten von einem gewissen Zeitpunkt an die Donauauen bei Friedenhain, vis-à-vis der alten Römerstadt Sorviodurum. Von den Quaden wissen wir, dass sie nomenklatorisch in den Donau-Sueben aufgingen, welche in der Südslowakei östlich des heutigen Wien ihren Siedlungsschwerpunkt fanden.

Wir schließen es nicht ganz aus, halten es aber für relativ unwahrscheinlich, dass sich Juthungen in dieser Spätzeit des römischen Imperiums zu Föderaten der Römer erklärt hätten, wie z. B. die Markomannen oder andere ostgermanische Völker (Skiren? Heruler?). Zu groß war zuvor der Hass gegen alles Römische, zu verbissen und von Rückschlägen geprägt der Kampf gegen die Römer gewesen (zuletzt 429/30 n. Chr. gegen Aetius).[281]

Für die folgenden Jahrzehnte fehlen erschöpfende Informationen aus historischen Quellen. Es ist aber unverkennbar, dass in Europa zwei größere, sich feindlich gegenüberstehende Machtblöcke entstanden:

- In Italien und im Alpenraum etablierten sich die Ostgoten unter Theoderich dem Großen. Dieser arrangierte sich nach anfänglicher Feindschaft mit dem oströmischen Kaiser Anastasios I., der nach wie vor Anspruch auf Westrom erhob. Das Interessen- und Einflussgebiet der Ostgoten und der Oströmer umfasste auch alle von Stilicho und Odoaker neu besiedelten Landstriche nördlich der Alpen und reichte bis an die Donau.
- Von Westen her schob der von Ostrom weitgehend unabhängige Merowinger-König Chlodwig I. sein Herrschaftsgebiet von, nach Südwesten durch Einnahme des Westgotenreichs, nach Osten durch Siege über die Alemannen, in den Jahren 496 und 506 n. Chr..[282]

280 Warum dies so ist, wird in der Folge zu begründen sein.

281 Interessanterweise schlug an diesem Punkt einer der besten Kenner der bayerischen Stammessage, J. P. Niederkorn, bereits den Bogen zu den Juthungen, musste aber, da er die in dieser Arbeit zusammengetragenen Erkenntnisse nicht kannte, den gegen den spätrömischen Heerführer Aetius kämpfenden Juthungen die „Norici rebellantes“ nach Hydatius an die Seite stellen, ohne zu erkennen, dass in den Schilderungen der Völkerwanderungszeit die Begriffe Bajuwaren, Noriker und Juthungen keinen wesentlichen Unterschied mehr darstellen. Vgl. Niederkorn, Stammessage, S. 203f.

282 Im Jahr 496 n. Chr. Schlacht von Zülpich, im Jahr 506 n. Chr. postulierte Schlacht bei Straßburg. Laut Gregor von Tours (Historia Francorum, Buch 2, 37) sollen nach der „Bekehrungsschlacht“ von 496 n. Chr. 3000 merowingische Krieger mit ihren Familien anlässlich von König Chlodwig Taufe in Reims zum athanasianischen Christentum übergetreten sein. Danach geriet das nördliche Siedlungsgebiet der Alemannen bis zur heutigen Dialektgrenze

Spätestens zu Beginn des 6. Jahrhunderts dürfte der fränkische Einfluss nördlich der Donau bis in die einst blühenden, durch die Römer aber nun schwer dezimierten Stammesgebiete der Juthungen an Sulz und Schwarzach gereicht haben, also bis in jene weiten Ebenen, die diese im 3. Jahrhundert besiedelt hatten.

Von dieser Konstellation ging aber für das merowingische Reich unter Chlodwig I. ab der Jahrhundertwende eine zunehmende Gefahr aus. Die spannungsgeladene Situation schilderte gut ein Brief, den der Ostgotenkönig Theoderich um 506/507 n. Chr. an den Frankenkönig Chlodwig I. sandte.[283] Das *„sorgfältig stilisierte Schreiben, in der Tonart besonnen und zurückhaltend, im sachlichen Inhalt jedoch sehr bestimmt und unmissverständlich warnend",* wird von H. C. Faußner ausführlich zitiert, wenn auch in Unterstellung eines indiskutablen Sachverhaltes.[284]

Theoderich beglückwünschte Chlodwig in diesen Schreiben schmeichlerisch zu seinen Siegen über die *„alemannischen Völkerschaften"*, warnt aber seinen Anverwandten davor, nun auch noch deren Reste zu verfolgen, die sich unter die Fittiche Theoderichs geflüchtet hatten. Auch wenn von Besonnenheit die Rede war, so war dies im Grunde genommen eine Kriegsdrohung!

In der Tat muss es unter der Protektion Theoderichs zu einer Sammlung versprengter Alemannen in ihren alten, alpinen Stammesgebieten gekommen sein, die zur Präfektur Italia gehörten und inzwischen von den Ostgoten kontrolliert wurden. Das geschah allerdings nicht, wie Faußner meint, unter dem Aspekt der Gründung eines alemannischen Herzogtums Bayern, sondern eher unter dem Aspekt der Rettung eines den Franken ausgesprochen übel gesonnenen Volkes und der Gewinnung eines künftigen Kriegspartners gegen dieselben. Wenn es den Ostgoten und Oströmern unter Mithilfe dieser Alemannen gelänge, unter Durchquerung der Oberpfälzer Alb über die Donau hinaus nach Norden vorzustoßen, dann hätten sie die neu eroberten Gebiete der Merowinger nördlich des Donau-Oberlaufes sozusagen *a tergo* in die Zange nehmen, zurückerobern und damit dem gesamten Frankenreich einen massiven Schlag beifügen können!

Genau einen solchen Vorstoß galt es in Augen der fränkischen Strategen zu verhindern. Es ist denkbar, wenn auch nicht sicher, dass Theoderich inzwischen begonnen hatte, zu ihm geflüchtete Alemannen unter Restitution des von den Franken zerschlagenen Königreiches in wenig erschlossenen Gebieten Rätiens anzusiedeln, in einer Gegend, die den Alemannen zuvor nicht zugestanden hatte. In diesem Punkt folgen wir H. C. Faußner, der die Anspielung darauf einem Panegyrikus des Ennodius auf König Theoderich entnahm:

> *„Quid quot! a te Alamanniae generalitas intra Italiae terminos sine detrimento Romanae possessionis inclusa est, cui evenit habere regem, postquam meruit perdidisse. facta est Latini custos imperii semper nostrorum populatione grassata, cui feliciter cessit fugisse patriam suam: nam sic adepta est soli nostri opulentiam. Adquisistis quae noverit ligonibus tellus adquiescere, quamvis nos contigerit damna nescire. sub te vidimus eventus optimos de adversitate generari et fieri secundorum matrem occasionem periculi. ulvis liberata gratulatur terram incolens, quae hactenus dehiscentibus domiciliis solidioris caeni emergebat beneficio …"*

---

zwischen Schwaben und Franken (nördlich der Donau) unter fränkische Oberherrschaft.

283 Vgl. Cassiodori Senatoris Variae II, 41, in: MGH AA XII, S. 73.

284 Faußner meint, schon der Vandale Stilicho habe Alemannen als Konföderaten großflächig in einem Königreich der Raetia II angesiedelt, wofür es u. E. keinen Anhalt gibt (siehe oben). Odoaker habe später den alemannischen König Gibuld wegen ständiger Übergriffe auf Noricum daraus vertrieben, wofür es erneut keinen rechten Anhalt gibt. Der Ostgote Theoderich habe am Ende die Alemannen in ihr altes Regnum zurückgeholt, womit Faußner die „nova generatio" der Bajuwaren begründen will. Vgl. Faußner, Genesis, S. 19ff, Ansiedlung, 21ff. Schon zur Zeit von Theoderichs Vater Thuidimer hatten die Alemannen bestimmte Täler in den Zentralalpen beherrscht, denn Jordanes schreibt in seiner Gotengeschichte, 14, 281, „sie hätten die hochaufragenden Alpen beherrscht, aus denen einige Flüsse mit gewaltigem Getöse herabstürzen und der Donau zufließen (Lechfall bei Füssen?) - Alamanni ipsique Alpes erectos omnino regentes, unde nonnulla fluenta Danubium influunt nimio cum sonu vergentia …" Der Schilderung zufolge lag dieses Regnum aber nicht in Bayern, sondern eher im Bereich der westlichen Allgäuer Alpen.

„Nicht genug! Von Dir wurde das Volk Alamanniens innerhalb der Marken Italiens geborgen, ohne den römischen Besitz zu beeinträchtigen, das Volk, dem es glückte, wieder einen König zu haben, obwohl es zuvor mit Recht einen verloren hatte. Du hast es zum Vorposten und Wächter des latinischen Imperium gemacht, nachdem zuvor die Plünderung der unseren grassiert hatte, dem es sich nun glücklich fügte, der Heimat entflohen zu sein, denn so erlangte es den Reichtum unseres Bodens. Es hat die Hacken beschafft, von denen es wusste, dass das Erdreich sich ihnen fügen würde, wobei uns keinerlei Nachteile erwuchsen. Unter Dir sehen wir die schönsten Folgen aus Widrigkeiten hervorgehen, die dräuende Gefahr zur Mutter glücklicher Umstände werden. Vom Sumpfgras befreit, beglückwünscht es sich, das Land zu bewohnen, das mit Hilfe festeren Lehms den auseinanderfallenden Hütten zum Segen gereichte …"[285]

Beschrieben ist hier in der Tat eine von Theoderich geförderte Kolonisationstätigkeit der Alemannen an den Grenzen Italiens, unter Errichtung germanischer Fachwerkbauten! Man geht heute davon aus, dass diese kriegsgeschädigten Alemannen in Graubünden oder im Oberinntal angesiedelt wurden.

Den fränkischen Merowingern unter Chlodwig I. musste umso mehr daran gelegen sein, dem Treiben Theoderichs etwas entgegenzusetzen und vor allem die gefährliche Lücke nördlich der Donau, von der Schwäbischen Rezat bis zum Bayerischen Wald, zu schließen, zumal auf bei Großmehring, etwas östlich von Ingolstadt, der einzige Durchzugskorridor über die Donau für ein größeres Invasionsheer lag und sich der Ostgotenkönig Theoderich soeben daran geschickt hatte, diesen Korridor seinerseits von Norden her in die Zange zu nehmen, durch ein Ehebündnis mit dem Thüringerkönig Herminafried.[286]

Da die merowingischen Kräfte allein nicht ausgereicht hätten, die Lücke zu schließen, bot es sich an, mit vormals germanischen Stämmen einen Vertrag zu stellen, welche die entschiedene Ablehnung ostgotisch-oströmischer Suprematie mit den Merowingern verband.

Wer hätte sich dazu besser angeboten als die Ost-Juthungen und die mit ihnen verbündeten Quaden, zumal sich diese in ihren letzten Stammesgebieten längst einer neuen Gefahr aus dem Osten, nämlich dem Druck der Hunnen und Slawen, ausgesetzt gesehen hatten?

Es ist anzunehmen, dass es noch unter Chlodwig I. zu Verhandlungen zwischen dem merowingischen Königshaus und juthungischen Exil-Verbänden in Südböhmen und wenigstens jenes Teils der Quaden kam, die sich künftig Suaven nannten.

Das Resultat muss ein Vertrag für beide Stämme gewesen sein, der sie nun als freiwillige Föderaten unter den Schutz Chlodwigs und seiner Dynastie stellte und ihnen wesentlich bessere Siedlungsgebiete im Westen bot, unabhängig von Rom, zur freien Verfügung und auf immer und ewig! Den Quaden/Suaven galt dabei das heutige Bayerisch-Schwaben nördlich der Donau (inklusive Ries), den Juthungen ihre verloren geglaubten Stammesgebiete nördlich der Altmühl, zwischen Rezat und Naab![287]

Vereint mit den Merowingern wollte man künftig von dort verstärkt den Kampf gegen Ost- und Westrom (letzteres unter den Goten südlich der Donau) aufnehmen und endgültig die seit Jahrhunderten drohende Hegemonie des Imperium Romanum verhindern.

Interessanterweise entzog sich auch ein Chlodwig I. nicht dem römischen Recht, sondern definierte

285 Vgl. MGH AA VII, S. 212, und Faußner, Genesis, S. 21.

286 Im Jahr 510 n. Chr. gab Theoderich dem Thüringer Herminafrid seine Nichte Amalberga zur Frau, um sein antifränkisches Bündnissystem in den mitteldeutschen Raum auszuweiten.

287 Für die „Suavi" alias Schwaben ist dieser Föderatenvertrag durch die Angaben eines spätantiken Schriftstellers gesichert. Prokopius von Caesarea schildert in Buch 1 seines Gotenkriegs (entstanden um 550 n. Chr.), dass die Schwaben an sich ein freies Volk gewesen seien (Buch 1, 12), dass sich aber ein Teil von ihnen inzwischen den Franken unterworfen habe (Buch 1, 15): „Nach den (illyrischen) Liburnern kommt Istrien, anschließend das Gebiet der Veneter, das sich bis zur Stadt Ravenna erstreckt. Die Veneter sind Bewohner der Küstenebene, oberhalb von ihnen nehmen aber die Siscier und die Schwaben – nicht jene, die nun den Franken gehorchen, sondern andere – das Binnenland in Beschlag …".

seinen Gebrauch nur anders als Theoderich. Zu Weihnachten 508 n. Chr. ließ sich Chlodwig in Tour durch Kaiser Anastasios I. ausdrücklich zum kaiserlichen Purpurpatrizius, d. h. kaiserlichen Reichsverweser, ernennen.[288] Doch im Gegensatz zu Theoderich oder auch einem Odoaker fasste Chlodwig I. diesen Titel nicht als Amt auf, sondern als umfassende Berechtigung, künftig kaiserliche Rechte nach eigenem Gutdünken wahrzunehmen. Chlodwig und seine Nachfolger machten in der Tat anschließend alles andere als eine Politik im Sinne Ostroms.[289]

Das war die entscheidende Voraussetzung dafür, dass sich die freiheitsliebenden Juthungen und die mit ihnen verbündeten Quaden/Suaven überhaupt auf ein Bündnis mit den Merowingern einließen. In diesem Zusammenhang war die germanische Oberschicht sogar bereit, einen Preis zu zahlen, den kurz zuvor die Merowinger selbst gezahlt hatten: Sie schworen formell dem alten Götterglauben ab und akzeptierten das Christentum als künftige Staatsreligion![290]

Ansonsten waren die Vertragsbedingungen äußerst attraktiv: Zwar wurde König Chlodwig I. und seine legitimen Nachfolger formal als *„rex“* anerkannt und dazu eine allgemeine Rechtsordnung merowingischer Prägung erlassen, die auf eine gewisse Homogenisierung mit den Rechten anderer Stämme und Völker im merowingischem Hoheitsgebiet abzielte. Ihren militärischen Führer bzw. Herzog bestimmten die künftigen Bajuwaren aber selbst, wenn auch von einem gewissen Zeitpunkt an mit der Auflage, dass er aus der quadischen oder fränkischen Familie der Agilolfinger kommen musste.[291]

Ansonsten erhielten die Juthungen alias Bajuwaren in allen internen Stammesangelegenheiten eine weitgehende Autonomie, wozu man ihre alten Führer unter Einrichtung eines neuen Amtes, des autonomen *„judex“*, der nach Faußner für eine Centene zuständig war, quasi weiter gewähren ließ.

Im Gegensatz zu den von den Franken unterjochten Völkern der Alemannen und Thüringer[292] mussten die Bajuwaren auch nie einen wie auch immer gearteten Tribut zahlen. Dieses wenig beachtete Privileg beweist den freiwillig abgeschlossenen Föderatenvertrag der Bajuwaren/Juthungen auf seine Weise.

Mit diesem Vertrag ging für beide Stämme auch ein neuer Stammesname einher:

- Die ehemaligen Quaden/Donau-Sueben firmierten künftig im Westen unter dem offiziellen Namen *„Suaven“*,
- die Juthungen der *„nova generatio“* unter dem Namen *„Bajuwaren“.*

288 Vgl. Gregor von Tours, Libri historiarum, Buch 2, 38, in: MGH SS rer. Merov. I/1, S. 88f.

289 Vgl. zu den Details Faußner, Genesis, S. 35ff.

290 Als athanasisches Christentum gegen den Arianismus der Ostgoten gerichtet.

291 Die Herkunft der Agilolfinger ist nach wie vor nicht geklärt. Faußner setzt ihr Eintreten in den bayerischen Dukat erst nach den sog. Theodonen an, mit Herzog Garibald I., was aber nicht unbedingt so gewesen sein muss. Eine Hypothese besagt, dass Stammvater Agilulf bereits quadisch-donausuebischer Herkunft gewesen sei, eventuell der Sohn des Fürsten Hunimund, dessen Taten in der Getica des Jordanes erwähnt werden. Demzufolge hätten die „Suaven“ eine Wanderungsbewegung nach Westen durchgemacht, denn zum einen kämpften sie nach Jordanes in Pannonien und Dalmatien, am Nordstrom („amnis boria“ nach dem Bamberger Manuskript, „amnis Bolia“ nach anderen), zum anderen werden sie in Zusammenhang mit einem Kriegszug der Goten über die zugefrorene Donau als westliche Nachbarn der Bajuwaren geschildert, was sich nicht auf ihre Urheimat, sondern auf das von ihnen neu besiedelte Schwabenland zwischen der Bawaria und der Alemannia bezieht. Vgl. Getica, Buch 55. Für die fränkische Abstammung der Agilolfinger plädierte aus guten Gründen bereits E. A. Qitzmann im Jahr 1873. Vgl. E. A. Quitzmann: Die älteste Geschichte der Baiern bis zum Jahre 911, Braunschweig 1873, S. 146 ff. Diese Hypothese stützt übrigens auch der bayerische Mundartausdruck „Gloifl“ oder „Gloiffe“ für einen ungehobelten, schlecht erzogenen Menschen. Das Schimpfwort soll sich direkt vom Wort „Agilolfinger“ ableiten; es wäre von den Bajuwaren wohl kaum einem Menschen eigener Provenienz oder naher Verwandtschaft verliehen worden. Hier gibt es allerdings auch einen möglichen Bezug zum altnordischen „klaufi“, ein Wort, das dasselbe wie das bayerische Sprichwort bedeutet, womit wir erneut bei den Juthungen und Kimbern angekommen wären.

292 Dies ist in mehreren fränkischen Chroniken dokumentiert. Vgl. MGH AA 2 S. 253, 262, 285.

Das heißt in der Quintessenz:

Die Ethnogenese der Juthungen ging über Jahrtausende, die *„Stammesbildung der Bajuwaren“* war dagegen nichts anderes als ein vertragliches Konstrukt. Mit anderen Worten: Sie hat im strengen Sinn des Wortes gar nicht stattgefunden. Mit den konkurrierenden Alemannen Theoderichs hat sie rein gar nichts zu tun!

Wer sich derartigen Umsiedlungsmodellen nicht anschließen will, betrachte den historisch gesicherten Umstand, dass es zur Mitte des 5. Jahrhunderts die Westgoten sogar fertigbrachten, Donau-Sueben im Kampf gegen die Westgoten bis nach Galizien in die Nordwestecke Spaniens zu transferieren, unter Ausbildung eines galizischen Suebenreichs. Dieses hatte wiederum einen Agilulf alias Agiulf als Herrscher, der später in einer Rebellion die westgotische Herrschaft wieder abzuschütteln versuchte. Deswegen wurde er vom Westgotenkönig Theoderich II. 457 n. Chr. in Portus Cale hingerichtet. J. Jarnut sieht in diesem Agilulf/Agiulf mit gewisser Berechtigung den Urvater der bayerischen Agilulfinger-Herzöge.[293]

Den Staatsvertrag (*„pactus“*) zwischen Juthungen und Franken, der um 507 oder 508 n. Chr. geschlossen wurde, belegt vor allen Dingen seine Ausführungsbestimmung, die sogenannte *„lex Baiuwariorum“.* Diese Gesetzessammlung, die den Historikern bisher so viele Rätsel aufgegeben hat,[294] hatte vor allem die Funktion, die Aufnahme der Juthungen in den merowingischen Völkerverband rechtlich abzusichern.

Wir gehen also davon aus,

- **dass ein solcher *„pactus“* zustande kam,**
- **dass die Jahreszahl der AGS-Annalen stimmt,**
- **dass ein Herzog Theodo I. im Jahr 508 n. Chr. die Bajuwaren *„in ihre Heimat, aus der sie zuvor vertrieben worden waren“,* zurückführte.**

Genau so wollen es die Quellen, genauso ist es plausibel. Und es bleibt ein Rätsel, warum an den so klar sprechenden Quellen in der Neuzeit soviel herumgedeutelt wurde.

„Tum Bavvarica velut nova generatio venit vel rediit.“

„Damals kam das bayerische Volk wie eine neue Generation bzw. es kehrte zurück.“

Interessanterweise geben alte Chroniken aus Kremsmünster und Lorch die Zeit des bajuwarischen Exils mit 250 Jahren an,[295] ein Anonymus aus Regensburg mit 250 Jahren *„oder mehr“.*

> *„Notandum quod anno Domino DVIII gens nostra, scilicet Noricorum et Bavariorum, quae jam fere per CCL vel ultra annos exulaverant, resumptis viribus quia Romani a diversis nationibus impugnabantur, statuentesque sibi Dominum Theodonem ad sedes proprias redierunt …“*
>
> *„Es ist bemerkenswert, dass im Jahr 508 n. Chr. unser Volk, freilich der Noriker und Bajuwaren, das bereits ca. 250 Jahre oder mehr im Exil verbracht hatte, seine Kräfte wiedererlangte, weil die Römer inzwischen von verschiedenen Nationen bekämpft wurden. Sie bestimmten Theodo zu ihrem Herrn und kehrten in ihre ureigenen Sitze zurück …“*[296]

Dies entspricht relativ exakt dem von uns ermittelten Zeitraum:

Wenn die Bajuwaren kurz nach 260 n. Chr. (Niederlage bei Augsburg) nach Böhmen weggezogen waren und im Jahr 508 n. Chr. nach Bayern zurückkehrten, dann dauerte ihr Exil genau 248 Jahre! Selbst die

293 Vgl. J. Jarnut: Agilolfingerstudien: Untersuchung zur Geschichte einer adligen Familie im 6. und 7. Jahrhundert, Stuttgart 1986.

294 Vgl. R. Deutinger (Herausgeber): Lex Baioariorium, das Recht der Bayern, Bd. 3 der Editio Bavarica, Regensburg 2017. Dort ist auch eine aktuelle Zusammenfassung zur Forschungslage und Deutung der „lex Baioariorum“ enthalten.

295 Vgl. Quitzmann, Älteste Geschichte Baierns, S. 113.

296 Vgl. A. F. von Oefele: Fontes Boicarum scriptores …, Bd. 2, Innsbruck 1763, S. 499.

verlorene Aurelian-Schlacht um 270/271 n. Chr. wäre durch diese Zeitangabe noch einigermaßen abgedeckt.

Die bezüglich der Rückkehr von der AGS-Gruppe beeinflussten Chronisten des alten Noricum und ein Regensburger Chronist hatten also durchaus konkrete und vor allem sehr richtige Vorstellungen darüber, wann die Bajuwaren ihre Heimat verlassen hatten. Vermutlich waren sie auch über die Umstände des Abzugs informiert, verzichteten aber darauf, davon zu berichten. Dass im Regensburger Codex die Noriker und Bajuwaren sehr richtig als ein Volksstamm – genauer gesagt als *„unser Volk“* – erscheinen, ist geradezu ein Wink mit dem Zaunpfahl für die heutigen *„Dekonstruktivisten“*.

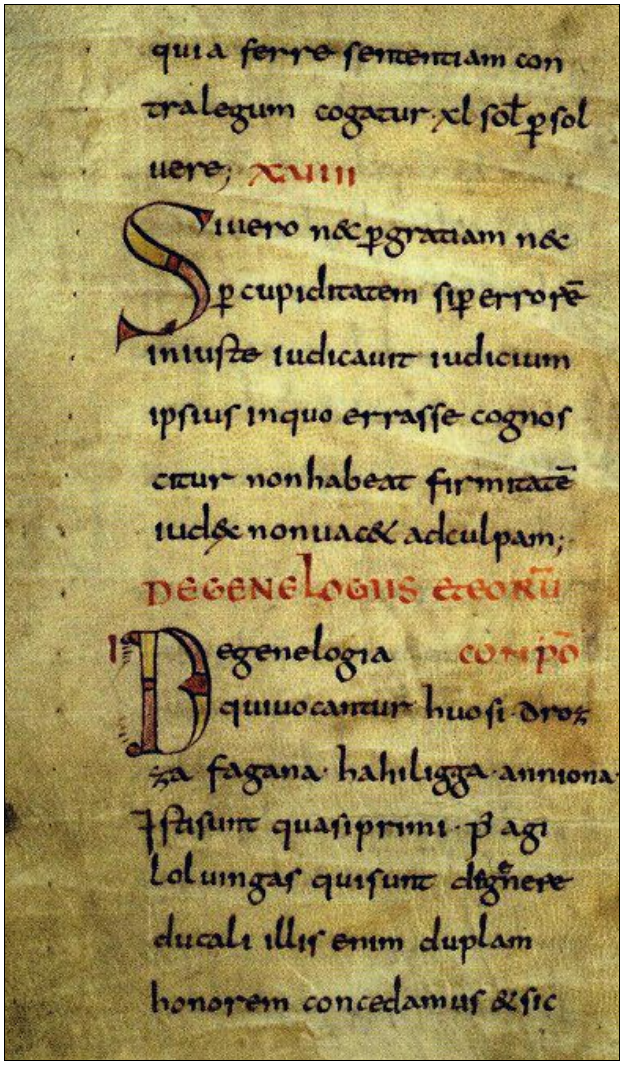
Schon kurz nach König Chlodwigs Tod dürfte dem neuen Herzogtum die *„lex Baioariorum“* in einer Urform als fertiges Rechtsinstrument vorgelegen haben, sie wurde jedoch in den folgenden Generationen von merowingischen Rechtskundigen weiter entwickelt und den jeweiligen Zeitumständen angepasst.

Die heutige Fassung, die sich in ca. einem Dutzend Manuskripten erhalten hat, geht auf das 8. Jahrhundert zurück; sie entstand wohl nach der fränkischen Invasion Bayerns durch Karl Martell (725 und 728 n. Chr.). Dem Wortlaut des Prologs zufolge wurde sie von König Dagobert I. (629 – 639 n. Chr.) mit einem letzten Schliff versehen, greift aber auf viel frühere Vorlagen zurück, aus der Zeit der *expressis verbis* erwähnten Könige Theuderich I. (511 – 533 n. Chr.) und Chlothar II. (684 – 629 n. Chr.).

Auch an diesen Aussagen wurde immer wieder gezweifelt, aus unserer Sicht ohne jeden Grund.[297]

Die älteste bayerische Gesetzessammlung besticht durch ein besonders ausgewogenes Verhältnis zwischen Legislative (*“rex“*), militärischer Exekutive (*„dux“*) und Judikative (*„judex“*).

Eine besondere Stellung und Funktion erhält der *„judex“*, der sich zwar bei seinen Urteilen an das in der *„lex“* definierte Strafmaß für bestimmte Verbrechen[298] halten soll, ansonsten aber ungebunden und frei in seinen Entscheidungen ist, wie weiland die Häuptlinge der Kimbern und Juthungen. In seiner souveränen Position kommt der Richter dem bayerischen Herzog als Vertreter der



Blatt aus einem Manuskript der „lex Bajuwariorum“, Quelle unbekannt.

297 Es ist völlig unnötig, dass R. Deutinger den entsprechenden Passus der „lex“ mit Misstrauen überzieht (vgl. Deutinger, Lex, S. 22), denn das Argument, der Dukat Bayern habe zur Zeit König Theuderichs I. noch gar nicht bestanden, transportiert eine Fehlbeurteilung, die sich durch die gesamte Fachliteratur zieht.

298 Die merowingischen Rechtskundigen versuchten bei dieser „Strafprozess- und Gebührenordnung“ im Einklang mit der „lex salica“, dem eigenen Recht der Salfranken, sowie der „lex Alamannorum“ und der „lex Visigothorum“, den Rechten der soeben unterworfenen Alemannen und Westgoten, eine quasi paneuropäische Homogenisierung der Strafprozesse zu erzielen, ein bahnbrechendes, zukunftsorientiertes Unterfangen.

militärischen Exekutive und den Grafen als Gauverwaltern an Rang und Bedeutung nahezu gleich.[299] Wenn der jeweilige Gaurichter, der mitnichten vom Grafen bestimmt wird, wie R. Deutinger meint, [300] bei den regelmäßigen Gerichtstagen unter freiem Himmel vor versammelter Mannschaft der Freien tagte und die der Schrift nicht mächtigen Zeugen *„more bavarico“* an den Ohren ziehen und damit vereidigen ließ,[301] dann war damit nicht nur eine Art von Basis-Demokratie und freier Judikative repräsentiert, sondern vor allem ein ausgesprochen altgermanisches, vermutlich kimbrisches Element.[302]

An das Richteramt selbst werden in der *„lex“* ziemlich hohe Ansprüche gestellt, der *„judex“* ist in allen seinen Urteilen der Wahrheitsfindung verpflichtet (LB 16). Wie der Richter ins sein Amt berufen wird, lässt die *„lex“* nicht ohne Grund offen, denn hier flossen vermutlich germanische Stammesriten (vielleicht sogar Initiationsrituale) als Gewohnheitsrecht ein, also Vorgänge, die kaum schriftlich kodifiziert werden konnten, da sie den Kompilatoren der *„lex“* vermutlich selbst nicht genau bekannt waren.

Obendrein enthält die *„lex Baioariorum“* zahlreiche mundartliche Einsprengsel, die sich direkt aus den alten Sitten und Gebräuchen der juthungische Germanen ableiten, die wir nun auch als Ur-Bayern bezeichnen können.

Dass sich nach der Rückwanderung der Juthungen das von den Römern verlassene, aber nach wie vor stark befestigte Regensburg als künftige Hauptstadt des Herzogtums anbot, bedarf keiner besonderen Begründung oder Beweisführung: Den Sachverhalt hat schon Arbeo von Freising (723-784 n. Chr.) richtig wiedergeben, der um 770 n. Chr. von der *„metropolis“* des Stammesherzogtums sprach, *„uneinnehmbar, aus Großquadern erbaut, hoch überragt von mächtigen Türmen.“*[303]

In diesem Zusammenhang dürfte es kein Zufall sein, dass die erste Niederschrift der *„lex Bajuwariorum“* ausgerechnet in St. Emmeram in Regensburg entstand, also in der besagten Metropolis und direkt an der Donau, vis-à-vis der ehemaligen germanisch-juthungischen Stammesgebiete.[304]

Was die beiden ersten Herzöge Theodo I. und Theodo II. anbelangt, die Faußner mit dem Begriff *„Theodonen“* belegt, so haben beide an den Orten ihres Wirkens, genauer gesagt an Flussübergängen, die sie mit ihrem jeweiligen Heer vor wichtigen Ereignissen durchwaten mussten, ihren Namen hinterlassen:

- Theodo I. im zweifachen Dietfurt an der Altmühl, von wo aus er die Ur-Bajuwaren in die alten juthungischen Siedlungsgebiete nördlich der Albtrauf erst zurück- und dann wieder von dort herausführte. Mit diesem Theodo kann man auch den Ort Dietkirchen bei Neumarkt assoziieren.
- Theodo II. in Ober- und Unterdietfurt an der Rott, in deren Nähe er alsbald eine strategisch bedeutsame Schlacht gegen die Römer gewann und damit die Kontrolle über den wirtschaftlichen Salzweg von Salzburg bis nach Nordbayern (heutige B299) erlangte.

---

299 So wird das Gesetz, die Gerichtsordnung, die Zuziehung des Volkes, der freien Bayern – mit Ausnahme von Kapitalverbrechen – klar neben die Herzogsgewalt gestellt und dieser nicht untergeordnet (Lex II.1.).

300 Die von R. Deutinger unterstellte Ernennung des „judex“ durch den Grafen (Deutinger, Lex, S. 10) gibt der Text in keiner Weise wieder, der jeweilige Graf sollte den jeweiligen Richter lediglich zur Gerichtsversammlung mitbringen (LB II.14).

301 Vgl. LB XVII, 3. Die Sitte des Ohrenziehens war noch im 12. Jahrhundert (genau bis 1180) in Gebrauch, die offenen Malstätten unter dem Schirm der Gerichtseichen waren in Bayern nördlich der Donau bis dahin, aber auch noch darüber hinaus, weit verbreitet. Vgl. hierzu unsere diversen Arbeiten zu den 1184/1196 ausgestorbenen Pabonen, die die Sitte des Ohrenziehens bei ihren Verhandlungen noch eifrig pflegten.

302 „Eliguntur in iisdem conciliis et principes qui jura per pagos vicosque reddunt, centeni singulis ex plebe comites, consilium simul et auctoritas, assunt. - Auf ihren Versammlungen werden auch die Anführer gewählt, die für die Gaue und Dörfer Gesetze erlassen. Jedem Gewählten stehen hundert Männer aus dem Volke als Rat und zugleich als Behörde zur Seite.“ Vgl. Tacitus, Germania, Kap. 12.

303 „Urbs, ut praediximus Radaspona, inexpugnabilis, quadris aedificata lapidibus, turrium exaltata magnitudine …“ Vgl. Arbeo von Freising, Vita vel passio Haimhrammi episcopi, Kap. 4A.

304 Die Herstellung in Niederaltaich wäre noch denkbar, für Freising schließen wir sie als zu spekulativ aus.

Im Einklang mit Aventinus, der diese Zusammenhänge bereits in seiner *„Bayerischen Chronik“* erkannte (siehe Kapitel am Ende dieser Arbeit), halten wir gerade die Theodo-Furten an den strategischen wichtigsten Stellen für mehr als zufällig und für ein Beweismittel dafür, dass die Herzöge geschichtliche Personen sind. Abweichende etymologische Erklärungen, wie sie z. B. W. A. von Reitzenstein bot, sind in diesem Zusammenhang irreführend.[305]

Das neue Stammes-Konstrukt erwies sich als ein außerordentlich kluges und stabiles. Zwar arbeiten Theoderich der Große und Ostrom mit List und Tücke daran, die neuen Einwanderer zu unterjochen, jedoch vergebens. In Bälde gelang es den Juthungen alias Bajuwaren, die Demarkationslinie der Donau zu überschreiten, und im Jahr 520 n. Chr., schlugen sie ein ostgotisch-römisches Heer bei Altötting vernichtend, womit den Germanen nach unzähligen Niederlagen und Auslöschungsversuchen der Römer in den Jahrhunderten zuvor – zwar spät, aber nicht zu spät – der alles entscheidende Finalschlag gegen das Imperium gelungen war.

Zu den niedergekämpften Gegnern könnten auch die von Theoderich geförderten Alemannen gehört haben, womit einmal mehr der Nachweis geführt ist, dass diese trotz nomenklatorischer Vermischung durch antike Autoren mit den Juthungen nichts gemein hatten.

Mit der Überschreitung der Donau und dem Sieg bei Altötting war der *„Ducatus Bavariae“* fränkischer Prägung, der sich zunächst nur auf die alten Stammesgebiete der Juthungen nördlich der Donau bezog, erstmals auf die ehemals römische Provinz Raetia II, zuletzt auch auf das *„regnum Noricum“* übertragen. Daraus ergab sich in der Folge eine eigenartige Mischverfassung zwischen Königreich und Herzogtum, aus der die späteren, relativ selbständig gewordenen Agilolfinger-Herzöge zum Unwillen der Karolinger Profit schlugen.

Bei zunehmender Schwäche der Ostgoten, die sich in den letzten Jahren Theoderichs zunehmend der Feindschaft Ostroms ausgesetzt sahen und 552 n. Chr. ihre Herrschaft über das Westreich verloren, muss es den Bajuwaren gelungen sein, alsbald die oströmisch-ostgotische Einflusssphäre bis hinter Bozen zurückzudrängen.

Die Gründung des Stammesherzogtums Bayern war also im Grunde genommen ein zweiteiliger Akt:

- Erst Rückerwerb der alten juthungischen Stammesgebiete nördlich der Donau und dortige Gründung eines Dukats unter fränkischer Oberherrschaft. In diesem Gebiet etablierte sich übrigens nie das koordinierte System der Landverteilung (im Sinne eines Stilicho und Odoaker), das H. C. Faußner für Südbayern nach der Aufgabe der spätrömischen Latifundien-Wirtschaft postuliert hat. Genau deshalb konnte dieses Gebiet in die Güterkonskription Kurbayerns von 1752 auch nicht eingeschlossen werden. Die darin entstandenen Höfe waren allemal kleiner und unkoordinierter verteilt als im Land südlich der Donau, in dem die Römer geschulte Agrimensoren zum Einsatz gebracht hatten.
- Erst nach der Rückübernahme des Nordgau erfolgte die Übernahme der vormals römischen Provinzen Noricum und Rätien mit militärischen Mitteln, nachdem diese im 5. Jahrhundert mehr oder weniger in kleineren Föderaten-Regna aufgegangen und anschließend den Ostgoten anheimgefallen waren.

305 Wenn W. A. v. Reitzenstein bei den Furten ein althochdeutsches „thiot“ oder „diet“ als Synonym für „Volk“ zugrundelegt, ist dies zwar korrekt, betrifft aber nicht den Ortsnamen, sondern den Eigennamen „Theodo“ (analog zu „Theoderich“; beide haben nichts mit griechisch „theos“ als Synonym für „Gott“ zu tun). Da eine Furt immer von einer gewissen Volksmenge durchschritten wurde, hätte es – im Fall der *„Volksfurt“* - eines pleonastischen Namenszusatzes gar nicht bedurft, wie die unzähligen anderen Furt-Orte in Bayern belegen. Vgl. W. A. von Reitzenstein: Lexikon bayerischer Ortsname – Herkunft und Bedeutung, Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz, München 2006, S. 58 und 282.

Erst hier, südlich der Donau, vermischten sich die eigentlichen Bajuwaren mit Resten der romanischen, im Südwesten auch der alemannischen Bevölkerung, wurden also jenem allmählichen Transformationsprozess unterzogen, auf dem heute in die Wissenschaft so sehr herumreitet. Möglicherweise kam es sogar zu Überscheidungen mit den zwischenzeitlich erstarkten Langobarden.

Eine KFP-Grabkeramik kam in dieser Zeit nicht mehr zum Tragen, denn mit der zunehmenden Christianisierung gingen die Bajuwaren rasch zur Körperbestattung ihrer Toten über – am Ende beigabenlos. Lediglich die Reihengräber-Ordnung erinnerte noch ein wenig an die alten Begräbnissitten der Juthungen und anderer germanischer Völker.

Als ca. 2 Jahrzehnte nach der Ersterwähnung der Bajuwaren durch Jordanes, um das Jahr 565 n. Chr. herum, Venantius Fortunatus, der italienische Dichter und spätere Bischof von Poitiers (ca. 540–610 n. Chr.), das Land südlich der Donau bereiste, definierte er den Lech mit Recht als Grenzfluss zwischen der *„Suavia“* und der *„Bajuwaria“*, während er die Alemannen mehr nördlich der Donau sah.

> *„Drauum Norico, Oenum Breonis, Liccam Baiuaria, Danuvium Alamannia …“*
>
> *„Die Drau in Noricum, den Inn bei den Breonen, den Lech in Bayern, die Donau in Alamannien …“*[306]
>
> *„Si vacat ire viam neque te Baiovarius obstat, qua vicina sedent Breonum loca, perge per Alpem, ingrediens rapido qua gurgito volvitur Aenus …“*
>
> *„Wenn der Weg frei ist und dich nicht der Bayer daran hindert, durchquere die Alpen, wo in der Nähe die Breonen siedeln* (am Brenner)*, betritt es, wo sich in reißendem Strudel der Inn wälzt …“*[307]

In der allmählichen Ausbreitung der Bajuwaren und Suaven nach Süden, was den ostgotischen Einfluss im Voralpenland und in den Alpen endgültig zurückdrängte und um 536/537 n. Chr. formal in der dortigen Machtübernahme der Merowinger[308] endete, liegt die entscheidende Crux der derzeitigen Forschung:

Bei der Suche nach den Wurzeln der Bajuwaren agieren Historiker und Archäologen in der Regel am falschen Ort, d. h. sie suchen den Dukat Bayerns ausschließlich südlich der Donau, und sie kommen mit der Festlegung seiner Gründung meistens um einige Jahrzehnte zu spät!

Dies hat zu einer unglückseligen Entwicklung geführt, der wir am Ende einen Nachtrag widmen: Man spricht den Bayern inzwischen ohne triftigen Grund und ohne Kenntnis der wahren Verhältnisse ein spezifisches Ethnos ganz ab! Dabei hatten diese eine Stammestradition, die noch vor die Zeitenwende zurückreicht. Mit dem modernen Schlagwort der Identitätsfindung hat dies wenig zu tun. Sicher: Die West-Juthungen im Sulzgau und die Ost-Juthungen im Böhmen mögen nach und nach zueinander etwas unterschiedliche Befindlichkeiten entwickelt haben, so wie anschließend die Bajuwaren nördlich und südlich der Donau auch. Jedoch haben es diese Leute aus ein und demselben Stamm, diese *„reinen, echten Abkömmlinge“* der nordischen Kimbern, durchaus geschafft, wenigstens einen Teil ihrer Stammessitten und ihre spezifische Sprache über schwierigste Zeiten und zahlreiche Frontalangriffe der Römer hinwegzuretten.

Kernland des juthungischen Ducatus Bavariae war damals und bleibt heute das Land nördlich der Altmühl, also genau jene Region, die Wiesinger als Keimzelle der bajuwarischen Sprache ermittelte.

Noch heute sind die Unterschiede der sekundären *„Bavaria“* zu der aus geschichtlicher Sicht authentischeren, primären *„Bavaria“* im Nordgau spürbar, z. B. in der ganz anderen Klangfarbe und Lautbildung des bayerischen Dialektes zu beiden Seiten der Donau.

---

306 Vgl. Venantius Fortunatus, Carmina Praefatio, Edition F. Leo in MGH SS AA 4,1, S. 2.

307 Vgl. Venantius Fortunatus, Vita S. Martini 644–646, a. a. O., S. 368.

308 Nachdem der Ostgoten-König Witichis den Merowingern unter König Theudebert I. endgültig die Herrschaft über die bis dahin unter gotischem Schutz stehenden Alemannen in Raetien und Noricum abgetreten hatte, um ihre Unterstützung gegen die Byzantiner zu erlangen.

Ein paar Gedanken zum Namen „Bajuwarii“

Abschließend noch ein paar Gedanken zum Namen der *„Bajuwarii“* und ihres Landes, der *„Bawaria.“* Unzählige Historiker und Linguistiker haben sich an der Deutung der Namen versucht; es ist bis heute noch keinem gelungen, den Siegeslorbeer zu erringen.[309]

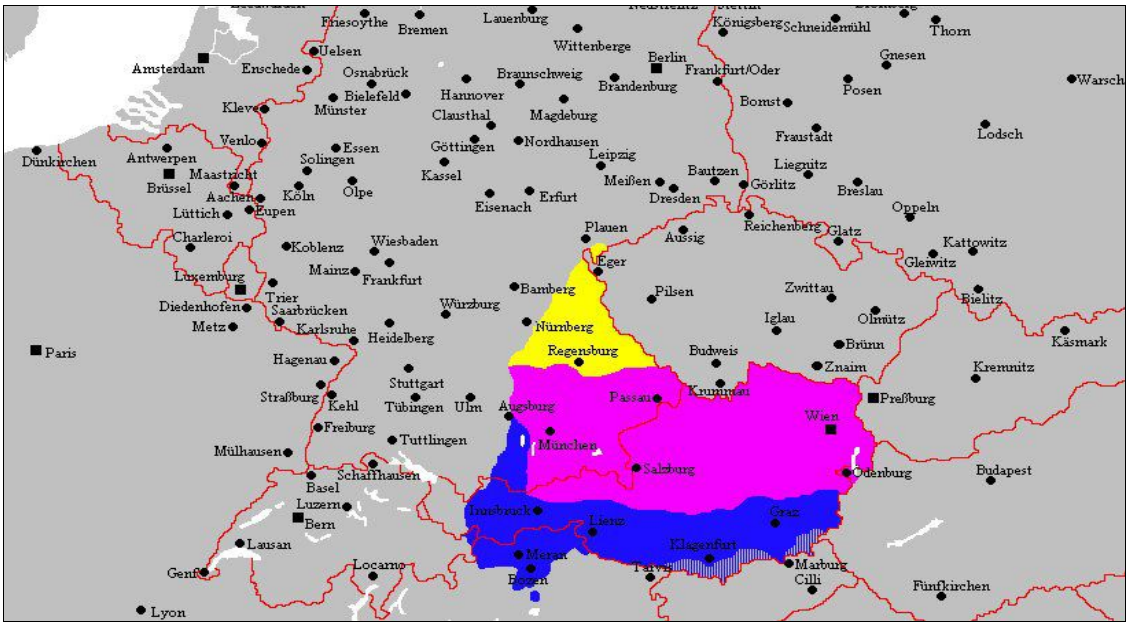
Uns hat zur Entwicklung einer eigenen Vorstellung über die Namensbildung – nunmehr schon die dritte oder gar vierte eines wandernden Volkes![310] - am besten eine Stellungnahme des Althistorikers A. Buchners geholfen. Buchner vermerkte schon 1844 lapidar, dass Strabo, Plinius, Tacitus, Caesar, Mela und Ptolemäus, welche alle im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. schrieben, die Namen von sage und schreibe 160 bis 170 Völkerschaften hinterlassen hätten, wovon allein 103 in der Germania magna wohnten, der Rest in der römischen Germania superior und inferior, in Rätien, Vindelizien, Noricum und Oberpannonien. Am Ende des 6. Jahrhunderts seien es dann nur noch 6 gewesen, nämlich Alemannen (Schwaben), Franken, Bayern, Sachsen, Thüringer und Friesen.[311]

So einfach ist es: **Aus 170 werden am Ende 6!**

Da lohnt es sich nicht, eine spitzfindige Begründung darüber zu formulieren, warum die Juthungen nicht ihren Namen behalten haben.

Der Name „Bajuwarii“ ist ein Sammelname, wie er zum Ende der Spätantike eben üblich war, die Basis gemeinsamer Identität war vermutlich von Anfang die Sprache!

Das Sprachgebiet des Bayerischen ist allerdings immens groß: Es reicht von Westtirol bis an die ungarische Grenze, vom Egerland bis nach Klagenfurt, von Wien bis nach Meran. Zusammen mit den Alemannischen gehört es innerhalb der germanischen Sprachen zum oberdeutschen Sprachgebiet.



Die bayerischen Mundarten (Darstellung aus Wikipedia): Gelb die nordbayerischen Dialekte, violett das Mittel- und Donaubayerische, Blau das Südbayerische.

309 Wir verzichten an dieser Stelle, die unzähligen Namensvarianten der jeweiligen Primärdokumente vorzustellen.

310 Bisher bekannte Bezeichnungen: Cimbri (Kimbern), Eudoses (Eudusier), Juthungi, auch Juten.

311 Vgl. A. Buchner: Die deutschen Völker-Vereine, ihre Bestandtheile und Entstehung vom Anfang des dritten Jahrhunderts bis zum Ende des sechsten..., Bd. 1, gleichzeitig Bd. 4 der Abhandlungen der Historischen Klasse der Königlich-Bayerischen Akademie der Wissenschaften, München 1844, S. 3f.

Linguistische Analysen stehen uns nicht zu, deshalb sind unsere Grundüberlegungen zur bayerischen Sprache eher historisch bedingt und relativ einfach:

- Im Hinblick auf die Entstehung Bayerns mag das Nordbayerische am ehesten vom juthungischen Idiom beeinflusst worden sein, Ost- und West-Juthungen eingeschlossen, in starker Abgrenzung zum Fränkischen.
- Das Mittelbayerische könnte durch ein Vielvölkergemisch hervorgerufen worden sein, das neben romanischen, ostgotischen und juthungischen Elementen auch die Dialekte weiterer ostgermanischer Völkerschaften repräsentiert, die in der Spätphase des Römischen Reichs im Voralpenland zwischen dem Donauknie und dem Lech angesiedelt worden waren, z. B. Markomannen, Skiren, Heruler, Quaden und einige andere.
- Das Südbayerische ist die Region verschiedener Alpenmundarten, die in den Seitentälern wegen ihrer relativen Abgeschiedenheit schon aus der Zeit proto- und prägermanischer Völker einen erheblichen Einschlag behielten, in den Haupttälern wegen der langen römischen Herrschaft aber auch viele Romanismen aufweisen.

Die allermeisten Spielarten des bayerischen Idioms scheint jedoch eine ostgermanische Sprachbasis aus dem böhmischen und mährischen Raum heraus gemeinsam zu sein, die sich dort zwischen dem ersten und sechsten Jahrhundert n. Chr. herausbildete. Diese Region östlich des Oberlaufs der Elbe, bis hin zu den Karpaten, hat im 9. Jahrhundert der berühmte Geograf von Ravenna mit dem Land *„Bajas“* umschrieben. Insofern erscheint die alte Annahme plausibel, die Bajuwaren als germanisch *„Bajo-warjoz“*, d. h. *„Krieger oder Leute aus Bajas“* aufzufassen. Ob sich in dieser Etymologie auch noch das keltische Vorgängervolk der Bojer versteckt, dessen alte Heimat mit *„Boiohaemum“* oder *„Bajohaemum“* alias Böhmen umschrieben wird, erscheint dabei nachrangig, sodass wir uns ersparen, den darüber im 19. Jahrhundert ausgebrochenen Gelehrtenstreit unsererseits aufzunehmen.

Eine wenig beachtete Hypothese E. A. Quitzmanns aus derselben Zeit ist allerdings so originell, dass wir sie nicht unerwähnt lassen wollen.[312] Quitzmann vermutete zunächst intuitiv und ganz richtig den Ursprung der bajuwarischen Einwanderer bei einem Teil der Quaden. Es seien vor allem diejenigen Quaden gewesen, welche 6 und 18 n. Chr. nacheinander unter den verfeindeten Markomannen Marbods und Catualdas gegen die Römer gekämpft hätten. Diese Stammesführer wären beide unter Druck geraten, erst Marbod unter den Druck Catualdas und Arminius', später Catualda unter den Druck der Hermenduren, sodass beide am Ende mit ihren Anhängern ins römische Exil gehen mussten. Diese Leute sollen in der Folge die Nordprovinzen derart in Unruhe gebracht haben, dass sie im Rahmen eines Rücksiedlungsprogramms von den Römern an der Hohen Tatra und im Karpatenbecken eine neue Heimat zugewiesen bekamen, woraus hinterher das Vannianische Reich hervorging. Wegen ihrer doppelten Bündnisverpflichtung in der Vergangenheit seien diese Leute markomannischer Herkunft *„Bai-warii“*, d. h. *„Ambiföderaten“* oder *„Doppelbündner“* genannt worden. Sie wurden unter diesem Namen solange nicht aktenkundig, bis sie schließlich im 6. Jahrhundert unter den Druck der Hunnen und Slawen als *„Bajuwaren“* nach Westen abwanderten und das Herzogtum Bayern gründeten.

E. A. Quizmann wusste zu seiner Zeit mangels archäologischer Unterstützung nichts von den Juthungen Südböhmens und erst recht nichts von deren Bündnis mit den Quaden, auch platzierte er, wenn man die KFP-Keramik zugrundelegt, den betreffenden Quaden-Teilstamm zu weit östlich, was seine Hypothese aus heutiger Sicht entwertet. Seine Definition des Ambiföderatentums als Grundlage des Bajuwaren-Namens fand seinerzeit keine Anerkennung, sie träfe aber speziell für die Juthungen zu: Für diese lagen allerdings die beiden Bündnispartner zum Zeitpunkt der Westwanderung nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart, nämlich Franken und Schwaben!

312 Vgl. E. A. Quitzmann: Abstammung, Ursitz und älteste Geschichte der Baiwaren …, München 1857. Auch E. A. Quitzmann: Die älteste Geschichte der Baiern bis zum Jahre 911, Braunschweig 1873, bes. S. 102ff.

Die Diskussion des Bajuwaren-Namens in jüngerer Zeit und die damit verbundenen linguistischen Gefechte haben uns keine grundlegenden Einsichten mehr erbracht,[313] insofern lassen wir sie beiseite und verbleiben bei der Vorstellung dieser beiden Varianten, ohne eine Entscheidung zu treffen.

Es ist gar nicht so schlecht, wenn sich die Bajuwaren ihr letztes Geheimnis bewahrt haben!

313 Vgl. z. B. Rübekeil, Name Baiovarii, S. 152ff, oder H. Fehr: Am Anfang war das Volk? Die Entstehung der bajuwarischen Identität als archäologisches und interdisziplinäres Problem, in: Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, Wien 2010, S. 221ff, mit vielen Referenzen.

Juthungische Ortsnamen und Sagenstoff in Bayern

Auf zwei Phänomene möchten wir aufmerksam machen, die von allen geschichtlichen und archäologischen Argumenten unabhängig sind und dennoch klar den direkten Bezug der Bajuwaren zur jütländischen Urheimat der Juthungen und zum Land der Kimbern herstellen:

- Die vielen *„-ing“*-Orte in Bayern, die als Komposita das Suffix *„-ing“* mit einem patronymen Wortstamm, meist mit einem Eigennamen verbinden,[314] werden in der Regel als typische Phänomene der bajuwarischen Landnahme des 6. und 7. Jahrhunderts angesehen.[315] Es besteht dabei eine Parallelität zu den schwäbischen und alemannischen *„-ingen“*-Orten, welche im Gegensatz zu Bayern die Endsilbe *„-en“* nie abstießen.[316]

  Schon S. Riezler hat erkannt:

  - Die *„-ing-Orte“* verwiesen ursprünglich als **Sippen-Bezeichnung** auf einen legendären Stammvater, konnten aber später auch eine **allgemeinere Zugehörigkeit** ausdrücken.
  - In Bayern sind damit vor allem Orte mit überwiegendem **Acker- und Feldbau** bezeichnet, wohingegen der an Agrarflächen ärmere Alpenraum davon weitgehend frei bleibt.

  Entstanden sind diese Orte unter germanischer Tradition zur Zeit der Völkerwanderung. Kaum jemand, auch S. Riezler nicht, hat sich nähere Gedanken darüber gemacht, woher speziell die Schwaben und Bayern diesen Brauch übernommen haben.

  Zugrunde liegt eine Gepflogenheit der altnordischen Literatur, die unmittelbaren Nachfahren einer berühmten Persönlichkeit einfach mit deren Namen und dem Nachsatz *„-inge“* zu bezeichnen. Unzählige Beispiele für diese Wortbildung finden sich z. B. in der Edda.

  So bedeutet z. B. der dänische Ortsname *„Mesinge“* auf Seeland nichts anderes als *„Dorf der Mesinge“*, ausführlicher: *„das Dorf der Sippe des Häuptlings Mes“.*

  Schon in der frühen und mittleren römischen Kaiserzeit übertrug sich die Namenspraxis auf ganze Ortschaften und am Ende auch auf andere Bezugsräume. Man achte z. B. auf das spätere Wort *„Wikinger“*, was in seiner nordischen Grundform *„Víkingr“* nichts anderes bedeutet als *„Buchtleute“* bzw. *„Fjordleute“* (von *„vik“* = Bucht).

  Was die Dorfnamen anbelangt, so war von der Wortbildung vor allem der südskandinavische Agrarraum, also jenes flache und fruchtbare Land Jütlands, der dänischen Inseln und Südschwedens betroffen, das mit dem Stamm und der Tradition der Kimbern und Juthungen verbunden ist.

  Ganz Dänemark ist voll mit derart patronymen Ortsnamen, wobei jedoch heute wie in Bayern die Nachsilben *„-er“* oder *„-e“* entfallen: Jelling, Yding (!), Malling, Hatting, Tørring, Bording u. v. a. m. Aber auch im übertragenen Sinn ist dieselbe Wortbildung nachweisbar: So heißen z. B. die Leute aus Mols *„Molsinger“*, die Menschen der Insel Samsø *„Samsinger“*, diejenigen von Als *„Alsinger“.*

  Im vormals juthungischen Schonen bevorzugt man dagegen nach wie vor die Endsilben *„-e“* oder *„-en“*: Genannt wurde bereits der Juthungen-See, der auf Schwedisch *„Yddingen“* heißt. Ansonsten gibt es Ortnamen wie z. B. Kävlinge, Vellinge, Slimminge, Skillinge, Bessinge, Äspinge u. v. a.

  In gleicher Form hat das Suffix als *„-ingen“* auch auf die Ackerbau betreibende Alemannia übergegriffen, in der *„-ing“*-Form selbst auf jene Gebiete Südenglands, die einst von Jüten in Besitz

314 Inklusive der alten Formen „-inga“ und „-ingun“.

315 Wenngleich schon sehr viel zu diesem Thema publiziert wurde, darf die historische Arbeit von S. Riezler noch immer als die wichtigste Referenzliteratur gelten. Vgl. S. Riezler: Die bayerischen und schwäbischen Ortsnamen auf -ing und -ingen als historische Zeugnisse, München 1909.

316 Nach S. Riezler geschah dies in Bayern erst im 16. Jahrhundert.

genommen wurden.[317] Selbst die mit den Bajuwaren verwandten Langobarden haben sich später der Nachsilbe in der latinisierten Variante *„-engo“* bedient.[318]

Die Frage nach der Entstehung der bayerischen *„ing“*-Orte ist damit beantwortet: Es handelt sich dabei um einen astreinen Import der Juthungen!

Und genau deshalb sind sie auch in besonderer Dichte im Ur-Nordgau nachweisbar.[319]

- Nicht minder frappierend sind die Parallelen zwischen altdänischen und altbayerischen Sagen.

  Nur ein Beispiel:

  > *„In der Nacht jagen ein kopfloser Reiter und feuerspeiende Pferde durch das Bachtal von Illerup …“*

  Diese schaurige Geschichte erzählt man sich noch heute in der Gegend von Skanderborg.[320]

  Es handelt sich dabei um nichts anderes als um die dänische Variante der *„wilden Jagd“* des germanischen Gottes Wodan, die als *„wuid gjoid“* noch vor wenigen Generationen auch lebendiges Erzählgut in Bayern war. F. Schönwerth hat dazu die schönsten Beispiele gesammelt:

  > *„Als Geister ziehen nun diese alle durch die Luft, jetzt noch, bey Tag und bey Nacht, in furchtbarem Tosen immer auf derselben Straße, hin und zurück, und wehe dem frevelnden Menschen, der sich dann nicht auf das Angesicht wirft oder sein Haupt nicht verhüllt, damit er die Gottheit nicht schaue …“*[321]

  Dort die Gesichtslosigkeit, hier das Verbot, das Antlitz des wütenden Gottes zu schauen!

  In der Westoberpfalz wandte sich das wilde, schaurige Treiben in der Regel von Nordost nach Südwest, es kam also *„vom Böhmerwald her“*![322] Wenn das mal keine Anspielung auf die Rückkehr der Juthungen aus Böhmen ist, die in Begleitung des Gottes Wodan über das römisch besetzte Bayern hergefahren sind!

  Die Juthungen haben die nordische Sage ins Land gebracht!

317 Gemeint sind die Grafschaft Kent und angrenzende Gebiete Südenglands. Vgl. die Orte Reading, Woking, Hastings, Worthing, Basingstoke u. a.

318 Möglicherweise kam die Übernahme durch dynastische Verbindung mit dem bajuwarischen Herrscherhaus zustande. Ansonsten genügt als Erklärung auch die nahe Verwandtschaft des Bayerischen mit dem Langobardischen, von dem sich allerdings nur wenige Wörter erhalten haben. Vgl. die Orte der Lombardei und Piemonts: Albarengo, Aramengo, Tonengo, Bollengo, Rodengo u. a.

319 Z. B. Berching, Töging, Ottmaring, Oening, Wimpassing, Walting, Gungolding u. v. a.. Vgl. auch M. Bacherler: Die -ing-Orte des Bistums Eichstätt, Festschrift 1930.

320 Vgl. Ilkjær, Zauberspiegel, S. 19.

321 Vgl. F. Schönwerth: Aus der Oberpfalz, Sitten und Sagen, Bd. 2, Augsburg 1858, S. 143ff.

322 Schönwerth, a. a. O., S. 146.

Opferplätze und Kultstätten der Juthungen im Sulzgau

Dieses Kapitel hätte dem chronologischen Ablauf entsprechend schon der Besprechung des dänischen Kriegsbeuteopfers folgen müssen, es setzt allerdings beim Leser ein Wissen voraus, das er erst jetzt, zum Ende der Arbeit, zur Verfügung hat. Insofern verstehen wir dieses Kapitel als eine Art von Nachlese, aber auch als Brückenschlag in die jetzige Zeit, da es den Leser dazu auffordert, zwei herrliche Naturplätze unserer Heimat aufzusuchen, wo man den heidnischen Gebräuchen der Juthungen noch heute nahekommen kann.

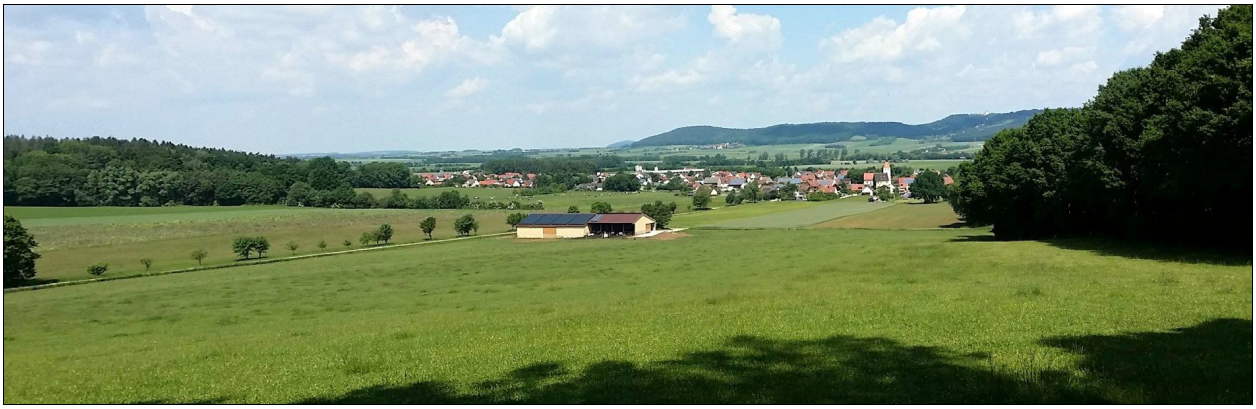
Doch nun zum Thema. Nach Aufklärung der skandinavischen Vorgeschichte der Juthungen stellte sich uns die Frage: Lassen sich in der zweiten Heimat der Juthungen Opferplätze in der Art der jütländischen nachweisen?

Die Frage liegt auf der Hand, es gilt aber zu berücksichtigen, dass die Anfangspopulation der Juthungen nördlich der Albtrauf nicht allzu groß gewesen sein dürfte und bis zum Ende des 3. Jahrhunderts die gestiegene Bevölkerungszahl durch Kriegsereignisse wieder reduziert wurde. Auch ist kein so großer Sieg der Juthungen gegen die Römer im südlichen Barbaricum zu verzeichnen, dass er die Opferung einer ganzen Feindarmee nach sich gezogen hätte. Große Anlagen wie bei Alken Enge und im Illerup Ådal sind also von vornherein nicht zu erwarten. Einschränkend muss allerdings gesagt werden, dass die sumpfige Seenplatte am Kauerlacher Weiher, die mit dem Illerup Ådal gut vergleichbar ist, nie richtig untersucht wurde.

Dennoch wird man auf der Suche nach alt-germanischen Kultstätten im Sulzgau fündig. Wir wollen zwei davon vorstellen:

Der „Erasbach“ und seine kultische Bedeutung

Etwa auf halber Höhe zwischen den Juthungen-Siedlungen von Pollanten und Kauerlach liegt gegenüber den Sulzbergen die Ortschaft **Erasbach**.



Das Dorf Erasbach am Fuße des Gödenacker, Blick nach Norden, zu den Sulzbergen. In den weiten Ebenen links hinten lag einst die juthungische Siedlung von Kauerlach.

Die älteste bekannte Schreibweise des Ortes[323] stellt in den Raum, dass im Mittelalter in den Siedlungsnamen der nordische Eigenname *„Erich“* alias *„Eirik“* hineingeriet – etwa im Sinn von *„aï-rikr“ = „allein-mächtig“*. Dennoch genügt diese Erklärung des Ortsnamens nicht, wiewohl der Eigenname *„Eirik“*

323 Das Dorf Erasbach wurde im Jahr 1080 Erichesbach, 1183 Erinsbach, 1224 Erehesbach und 1304 Erisbach geschrieben.

in den europäischen Norden verweist. Die Sprachforschung hat nämlich mittlerweile klargestellt, dass toponyme Komposita mit dem Suffix *„-bach“* primär keine Siedlung bezeichnen (die hier im Sulzgau vielleicht erst in karolingischer Zeit entstand), sondern immer einen echten Wasserlauf.

Mit anderen Worten: Die Siedlungen mit *„-bach“* entstanden meist deutlich später als der Gewässer-name und folgen in der Regel diesem nach – und nicht umgekehrt. Die Siedlung eines *„Eirik“* kann also hier nicht greifen.

Das Wort *„Bach“* ist klar gemein-germanischen und damit vor-karolingischen Ursprungs,[324] dürfte also im bayerischen Sulzgau mit den Juthungen ins Land gekommen sein. Ein solches Appellativum wurde in der Regel nicht mit Eigennamen lebender Personen verbunden, sondern eher mit Naturbezeichnungen oder Götternamen.

Warum gaben die Juthungen gerade diesem kleinen Bachlauf, der von den südwestlichen Höhen der Waldberge herabfließt, einen zusammengesetzten Eigennamen – und nicht allen anderen Bächen aus den Jura-Bergen auch?

Dass es sich hier um einen einmaligen Bachlauf handelt, wird dem Wanderer klar, wenn er zum Ursprung hinaufwandert. Der Bach entspringt nämlich aus einer Höhenquelle, die man als kleines Naturwunder bezeichnen kann: Oben in den Waldbergen über Erasbach und Weidenwang, in einem Waldkessel von bukolischer Schönheit[325] haben sich die Kalkbänke des Weißen Jura soweit abgenützt, dass knapp unter der Erdoberfläche, auf einer wasserundurchlässigen Lage aus Disziteston, eine Quelle entspringt, welche ihre Wasser von weit her bezieht und deshalb nie versiegt.

Die Höhenquelle des „Walperlbrunnen“, Aufnahme von 2015.

Im Lauf der Jahrtausende hat diese Quelle eine große Terrasse aus Kalktuff vor sich aufgeschichtet, auf der wegen des feuchten und alkalischen Bodens nur Seggen und Kräuter wachsen. Von dieser Terras-

324 Vgl. hierzu die Angaben und Referenzen im Wikipedia-Artikel: https://de.wikipedia.org/wiki/Gewässernamen auf_-bach.

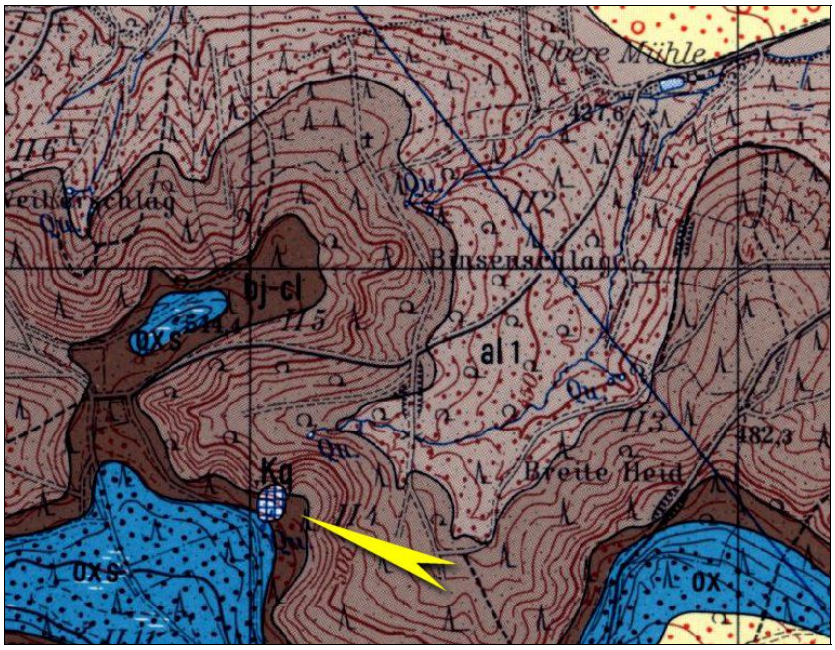
325 Im Jahr 1681 zitierte Vitus Frank, Pfarrer von Erasbach und Weidenwang, im Nachruf des Weidenwanger Jägers Johann Degl, der die Quellwiese des Erasbach besaß, aus Vergils Bucolica (Eloge Daphnes), welche ähnliche Landschaften beschrieb. Vgl. W. Robl: Auf den Spuren der Familie Gluck in den Dörfern Weidenwang und Eras-bach, Fallstricke und Lösungen der regionalen Gluck-Forschung, Berching 2015, S. 82.

se aus hat man einen weiten Blick in die Ferne, zu Füßen liegt das Halbrund eines Waldtals.

Wenige Meter nach dem Ursprung verschwindet der Quellbach von der Oberfläche, um erst viel weiter unten ein zweites Mal zu entspringen und von dort hinab nach Erasbach und in die Rossbachauen zu fließen.

Den Juthungen des 3. Jahrhunderts n. Chr. muss diese Quelle in schöner Natur bereits bekannt gewesen sein: Sie lag nur 5 km von ihrer Kauerlacher Siedlung entfernt und ließ sommers wie winters ihr reines Wasser ins Tal fließen.

Quellhorizonte wie dieser waren, wie R. Simek überzeugend nachgewiesen hat,[326] allen Nordgermanen heilige Opferstätten.



Die Kalktuffterrasse des „Walperlbrunnen“ (gelber Pfeil) - Ausschnitt Geologische Karte Bayern.

Hier auf diesem Berg des Sulzgau, an dieser Quelle, ist demnach die Kultstätte einer juthungischen Gottheit anzunehmen.

Der heidnische Kultplatz ist allein deshalb bewiesen, weil sich die christlichen Missionare der Karolingerzeit bemühten, im Gegensatz zu allen anderen namenlosen Quellen des Bayerischen Jura aus der Höhenquelle ein christliches *„Heiligenbrünnlein“* zu machen – zu Ehren der Diözesanpatronin Walburga.[327] So nannte man diese Quelle zur Löschung der heidnischen Tradition alsbald *„Walburgae Brünnl“* und so heißt sie auch in der heutigen Mundart *„der Walperlbrunnen“*.

Links Eintrag des „Walburgae Brindl“ im k.-b. Urkataster von 1830, mittig Ausschnitt aus einer Seligenportner Forstkarte von 1720 mit dem Namenszug „Walburgae Brünl“, rechts, optisch hervorgehoben, die Kalksinterterrasse des Walperlbrunnen im Bayerischen Urpositionsblatt von 1863.

Welche Gottheit haben die Juthungen hier verehrt?

Wir gehen davon aus, dass es sich um den Kriegsgott *„Ear“* handelt, also um jenen Gott, der auch im Illerup Ådal in Dänemark verehrt worden ist.

Der Name des Kriegsgottes lautet alternativ im Urgermanischen *„Tiwaz“*, im Altnordischen auch *„Týr“*, im Althochdeutschen *„Zio“* oder *„Ziu“*. Erhalten hat sich der Name des Gottes in der Wochentagsbezeichnung *„Dienstag“*, welcher im Römischen Reich *„dies Martis“* (fr. *„mardi“*) hieß, also dem römischen Kriegsgott Mars geweiht war und von den Germanen in gleicher Bedeutung assimiliert wurde: zu altnor-

326 Vgl. Simek, Götter und Kulte der Germanen, S. 27f.
327 Zu dieser Umwidmung ebenfalls Simek, a. a. O., S. 27.

disch *„týsdagr“*, angelsächsisch *„tiwesdæg“,* englisch *„tuesday“*, dänisch und norwegisch *„tysdag“*. In althochdeutscher Sprache heißt dieser Tag allerdings *„Ziestag“*, wobei hier zusätzlich sprachliche Anklänge zum griechischen Göttervater *„Zeus“,* zum griechischen *„díos“* und zum lateinischen *„deus“* als Wort für *„Gott“* aufscheinen.[328]

All diese Bezeichnungen können aber nicht auf den obersten Gott der Juthungen zugetroffen haben, sie sind auch nicht annähernd im Wort *„Erasbach“* wiederzufinden.

Man kommt auf den korrekten Namen, wenn man einen Umstand beachtet, der ausschließlich das bayerische Sprachgebiet betrifft, welches sehr viel mit den Juthungen zu tun hat. Durch das bayerische Sprachgebiet zieht nämlich eine Grenze, was die Benennung der Wochentage *„Dienstag“* und *„Donnerstag“* betrifft. Man beachte dazu die Tabelle von R. Bergmann und S. Stricker[329] und die nachfolgende Grafik von W. König.[330]

deutsch				niederländ.	englisch	dänisch
Südosten,	Südwesten	Nordosten	Nordwesten			
Sonntag				zondag	sunday	søndag
Montag				maaandag	monday	mandag
Ertag	Ziestag	Dienstag		dinsdag	tuesday	tirsdag
Mittwoch			Gudesdag	woensdag	wednesday	onsdag
Pfinztag	Donnerstag			donderdag	thursday	torsdag
Freitag				vrijdag	friday	fredag
Samstag		Sonnabend	Saterdag	zaterdag	saturday	lørdag

Der „Ertag“ und „Pfinztag“ im Südosten Bayerns.

Die altbayerische Wochentagsbezeichnung *„Er(ch)tag“* für *„Dienstag“*, die noch heute mundartlich gepflegt wird, ist zwar erst seit dem 12. Jahrhundert schriftlich erfasst, stammt gleichwohl aus alter Zeit. Sie grenzt sich klar vom ostfränkischen und alemannischen Idiom ab, wo bis heute der *„Dienstag“* und *„Zistag“* als Variante von *„Ziu-Tag“* gepflegt wird. Da beim *„Er(ch)tag“* Bezüge zum Altgriechischen und Gotischen bestehen (griech. *„Áreos Heméra*“ = Tag des Kriegsgottes Ares; got. *„Arjaus-dags“*), hat man auf eine vor-althochdeutsche Wurzel *„Arjo-tag“* rückgeschlossen.[331]

Der *„Er(ch)tag“* reicht weit über die jetzige Grenze Bayerns hinaus, bis ins österreichische Weinviertel, bis hinter Wien und hinab in die Steiermark und nach Tirol, also über das gesamte Immigrationsgebiet der Bajuwaren des 6. Jahrhunderts, wohingegen der *„Zistag“* oder *„Ziestag“* das gesamte hochalemannische Sprachgebiet betrifft, inklusive der Schweiz, der Bodensee-Region und des Elsass.

Eine ähnliche Sprachgrenze wie für den *„Er(ch)tag“* gilt in Bayern auch für den Donnerstag, der sich im Südosten Altbayerns nicht auf den nordischen Donnergott *„Thor*“ alias *„Odin“* bezieht, sondern abweichend dazu im Dialekt *„Pfinztag*“ genannt wird: Der *„Pfinztag“* geht auf die alt-griechische Wurzel *„pémpte heméra“*, d. h. *„fünfter Tag“* zurück, die von den Goten zu *„pintadags“* transformiert wurde (*„pinta“* entlehnt, *„dags“* übersetzt).[332]

328 Vgl. hierzu Simek, Götter und Kulte der Germanen, S. 61. Aus der älteren Literatur z. B. W. Mannhardt: Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker, Berlin 1860, S. 262ff.

329 Aus R. Bergmann, S. Stricker: Die deutschen Wochentagsbezeichnungen im europäischen Kontext, Germanisch-deutsche Sprachgeschichte vom 1. bis zum 10. Jahrhundert, in: Römer-Baiern-Franken …, a. a. O., S.89. Die betreffenden Tage wurden von uns farblich hervorgehoben.

330 Aus W. König: Kleiner Bayerischer Sprachatlas, 2006, Karte 45.

331 Vgl. Bergmann, Stricker, a.a.O, S. 99.

332 A. a. O., S. 100.

Die Dienstag als mundartliches Idiom im Bundesland Bayern.

Wie erklären sich diese eigenartigen Sprachphänomene?

Mit der Pauschalisierung *„gotische Vermittlung griechischer Einflüsse an die Bayern“* können wir uns nicht recht anfreunden. Goten und Juthungen waren mehr oder weniger verfeindet, der gotische Einfluss ging, wie der Leser bereits erfahren hat, nie über das Voralpenland und die Donau hinaus.

Wenn sich in den ehedem römischen Provinzen Raetia II und Noricum der *„Ertag“* zu einem *„Irtag“* weiterentwickelte, dann geschah dies vielleicht unter gotischem Einfluss. Der Import der Urform *„Er(ch)“* hat damit aber nichts zu tun, denn die Sprachausbreitung ging von Nordosten (oberhalb der Donau) in Richtung Südwesten (unterhalb der Donau) – und nicht umgekehrt.

Man darf davon ausgehen, dass die neuen Bajuwaren und vormaligen Juthungen den Kult des Gottes, um den es hier ging, bereits aus dem Osten oder dem Norden mitgebracht haben, in der bei ihnen gewohnten Sprachform *„Ear“* o. ä.

Vielleicht wurde die Übernahme der Sprachform ab dem 4. Jahrhundert durch ostgermanische Stämme angestoßen, mit denen die Juthungen paktiert hatten. Dazu zählten selbst die Ostgoten, welche allerdings ab ca. 450 n. Chr. Föderatenverträge mit den Römern schlossen und ab dieser Zeit der Feindseite zuzurechnen sind. Mitunter wurde behauptet, dass die Übernahme der Wochentagsbezeichnungen

„Er(ch)tag“ und *„Pfinztag“* mit dem Arianismus zu tun habe. Für den *„Er(ch)tag“* lehnen wir dies ab, denn immerhin wurde in ihm eine germanische Gottheit und nicht der Christengott geehrt! Wenn jemand für den *„Pfinztag“* den betreffenden Einfluss ausgeübt hätte, dann nicht die Goten, sondern eher die Langobarden, in diesem Fall sehr spät, im 7. und 8. Jahrhundert.

Den Quaden wäre eine Übernahme ostgotischer Tagesnamen eher als den Juthungen zuzutrauen, da sie nach den Markomannenkriegen weit im Osten, bereits im oströmischen Einflussgebiet, siedelten und nach ihrem Heranrücken an die Donau auch in direkten Kontakt mit dem gotischen Pannonien kamen. Jedoch scheinen diese Donau-Sueben, die zusammen mit den Bajuwaren in Richtung Westen wanderten, um sich ab 510 n. Chr. als *„Suavi“* westlich der Bajuwaren niederzulassen, als Überträger des *„Er(ch)tags“ und „Pfinztags“* klar auszuscheiden. Wenn nach der Christianisierung der Schwaben ein findiger Augsburger Bischof zur Neuschöpfung des *„Aftermontag“* greifen musste,[333] dann nur deshalb, weil er den Schwaben den *„Zi(e)stag“* austreiben wollte, da von ihnen bis dahin der Ziu-Kult besonders hoch gehalten wurde.[334]

Am ehesten hat der abweichende Göttername der Juthungen/Bajuwaren und der daraus resultierende Wochentag *„Er(ch)tag“* seinen Ursprung bereits in der Urheimat Jütland. Der Name der Eudosen, die man aus gutem Grund mit den Juthungen gleichsetzt, zeigt mit dem Diphthong *„eu“* im Namen eine ähnlich *„gotisierte“* Wortbildung. In diesem Teilstamm der Kimbern könnten bei der Entwicklung des spezifischen Idioms dieselben frühen Einflüsse aus dem Osten zur Tragen gekommen sein wie bei den Goten selbst, denen man letztlich auch eine Urheimat in Skandinavien zuschreibt.

Wie dem auch sei:

Der *„Er(ch)tag“* kam mit den Ur-Bajuwaren relativ früh und vor allem von <u>nördlich der Donau</u> nach Süddeutschland und stellt mit seinen mittelhochdeutschen Varianten *„eritag“*, *„eretag“*, *„ergetag“*, *„erichtag“* nicht nur unmittelbaren Bezug zum hier besprochenen Erasbach her, das im 11. Jahrhundert *„Erichesbach“* hieß, sondern verweist auf eine uralte Sprachwurzel aus dem kimbrisch-juthungischen Sprachkreis.

Ear-Ares-Mars auf einem römischen Schwert aus dem Illerup Ådal.

Damit wird stimmen, was der deutsche Sprach- und Literaturwissenschaftler **Jakob Grimm** (1785-1863), der Begründer der deutschen Philologie und Altertumswissenschaft, bereits 1835 in seiner *„Deutschen Mythologie“* gelehrt hat: J. Grimm wies darauf hin, dass in alt-angelsächsischen Runen-Verzeichnissen[335] die sog. *„Ear“*-Rune ᛇ den Kriegsgott mit beidseitig erhobenen Armen zeigt und diesen mit Nebenbezeichnungen wie *„Eor“*, *„Er“*, *„Ir“* und *„Aer“* belegt. J. Grimm fand vereinzelt in Niederdeutschland dieselbe Vorsilbe, sah aber andererseits auch einen Anklang zum Gotischen, nunmehr im Wort *„aírus“* für *„Boten“*. Im Übrigen sei auch *„Ares“*, der Kriegsgott der Griechen, herauszuhören. Was jedoch *„Ziu“* betrifft, so sei er von den alten Germanen besonders auf Bergen verehrt worden, wie viele Komposita mit *„-berg“* belegen.[336] Soweit J. Grimm.

E. Götzinger bot hierzu eine bündigere Erklärung an: Als Kriegsgott führe Ziu-Tyr lediglich den Beinamen „a*rhvus“*, angelsächs. „e*arh“*, *„ear“*, althoch-

333 A. a. O., S. 107.

334 Man beachte z. B. die Gleichung „CyuVari“ = „Suapa“, d. h. Ziuwari = Schwaben, nach einer althochdeutschen Glosse des Wessobrunner Gebets. Das alte Ziu-Burg in vorrömischer Zeit (Augsburg in römischer Zeit) soll schon das Zentrum des Ziu-Kultes gewesen sein. Vgl. hierzu Monumenta Wessofontana, MB Bd. 7, S. 375, auch: W. Mannhardt: Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker, Berlin 1860, S. 262.

335 Gemeint ist vermutlich das angelsächsische Runengedicht, das vor dem 9. Jahrhundert verfasst wurde und in seiner Vorlage auf die Zeit vor der Christianisierung Englands (7. Jhd.) oder die Zeit der Landnahme Englands zurückgeht, an der ja die Jüten als nordische Nachfolge-Generation der Juthungen beteiligt waren.

336 Vgl. J. Grimm: Deutsche Mythologe, Göttingen 1835, S. 133ff.

deutsch *„erch“* = Strahl, Pfeil, analog zu gotisch *„hairu“* = Schwert.[337]

J. Grimm stieß sich bei seiner etymologischen Ableitung von *„Ertag“* und *„Irtag“* seinerseits daran, dass an sich ein genitivisches *„-s-“* zu erwarten wäre. Im Wort *„Erasbach“* alias *„Erichesbach“* hat es sich erhalten!

Frappierender ist, dass der heutige Mundartausdruck für Erasbach all die vokalischen Diphthonge wie *„ea“* oder *„ai“* in der Hiat-Form als *„e-a“ oder „a-i“* aufgreift: Noch heute sagt kein Erasbacher zum eigenen Wohnort *„Erasbach“*, sondern gespreizt *„E-a-resch-boch“ oder „A-i-resch-boch“*.[338] Der Dienstag wird dort übrigens als *„Erch-ta“* bezeichnet.

Man möchte annehmen, dass *„Ear“*, diese seltene Tyr-Ziu-Variante, schon bei den Kimbern/Juthungen/Eudosen der frühen römischen Kaiserzeit in Benutzung war. Doch gilt dies nicht im Allgemeinen: Denn in Jütland, Seeland und Südschweden lassen sich nach J. Grimm auch Orte identifizieren, die als Komposita klar den Gott *„Tyr“* der Edda im Namen tragen, z. B. die Orte Tybjerg, Tisvelde, Tysting auf Seeland, Tystathe, Tislunde in Jütland, Tistad, Tisby, Tisjö und Tyved in Südschweden. Ob es dort Ear-Varianten gibt, auch dialektischer Art, wissen wir leider nicht.

Es ist also schön kompliziert mit der germanischen Kriegsgottheit und ihrem Namen.

In der Quintessenz des Gesagten nehmen wir an, dass es ein juthungischer Sippenverband war, der sich im frühen 3. Jahrhundert im Sulzgau niederließ, den Kriegsgott unter der archaischen Bezeichnung *„Ear“*[339] (indogermanischen Ursprungs) verehrte und dort den Namen weiterpflegte, z. B. bei der Quelle über Erasbach.

Die Juthungen werden von manchen Autoren mit den späteren Jüten gleichgesetzt, welche im 5. Jahrhundert zusammen mit den Angeln und Sachsen die britannische Insel einnahmen. Dort hat sich die auffallenderweise die Kunde vom todbringenden Kriegsgott *„Ear“* am besten erhalten. So liest man im angelsächsischen Runengedicht zur Ear-Rune folgenden Satz:

> *„ᛠ [ear] byþ egle eorla gehwylcun, / ðonn[e] fæstlice flæsc onginneþ, / hraw colian, hrusan ceosan / blac to gebeddan; bleda gedreosaþ,/ wynna gewitaþ, wera geswicaþ.“*
>
> Die Übersetzung lautet:
>
> *"ᛠ Ear ist schrecklich zu jedem Krieger, wenn sein Leib schnell zu erkalten beginnt und in den Schoß der dunklen Erde gelegt wird: Das Wohlergehen schwindet, das Glück vergeht, und alte Vereinbarungen sind gebrochen …“*

Die Rune „Ear“ als modernes Amulett.

Symbolisiert ist dieser unheilbringende Gott, der dem Feind noch im Tod alle Chancen auf ein paradiesisches Weiterleben nimmt, durch eine stilisierte Männerfigur, die abwehrend ihre Arme hebt und dem toten Krieger den Einzug in *„Walhall“* verbietet, um in der Sprache der späteren Skaldengedichte zu sprechen.

Im Verständnis der dunklen Worte des Runengedichts erschließt sich dem Leser vielleicht besser als zuvor das grausame Ritual des Mooropfers von Alken Enge, mit dem einer ganzen Armee von gefallenen Kriegern der Einzug nach Walhall genommen werden sollte. Später erfährt der Leser noch einen weiteren Sinngehalt.

---

337 Vgl. E. Götzinger: Reallexikon der Deutschen Altertümer, Leipzig 1185, S. 1118.

338 Wenn man die von E. A. Quitzmann in den Raum gestellte Variante „Airoch“ für Ear berücksichtigt, dann findet sich hierzu sogar der exakte Mundartausdruck. Vgl. E. A. Quitzmann: Die heidnische Religion der Baiwaren, Leipzig 1860, S. 67ff, und: E. A. Quitzmann: Die älteste Geschichte der Baiern …, Braunschweig 1873, S. 84 und 91.

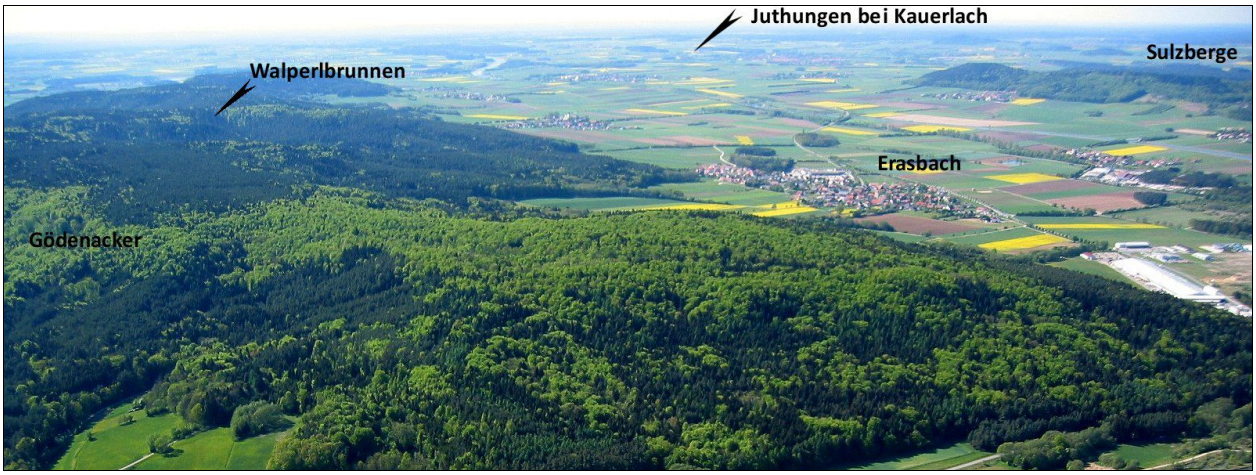
339 Diese Bezeichnung konnte nun auch Bezüge zum Griechischen oder Gotischen aufweisen.

Dass *„Ear“* indes schon dem kimbrischen Volk viel bedeutete, erkennt man an den Darstellungen des berühmten Silberkessels von Gundestrup, der schon weiter vorn vorgestellt wurde. Das keltische bzw. proto-kimbrische Kultgefäß aus dem 1. oder 2. Jahrhundert v. Chr. wurde ganz bewusst von den Kimbern des jütländischen Himmerlands in ein Moor versenkt, um ihn der Nachwelt zu entziehen. Die Kessel-Reliefs zeigen mehrfach bärtige Göttergestalten mit beidseits erhobenen Armen, ähnlich der Darstellung auf der Rune. In einem Fall besteht auch die Verbindung zu einem Rad(opfer?). Allerdings bleibt unklar bleibt, welche der Darstellungen den Gott Ear konkret betrifft. Der Kessel soll übrigens nicht aus der Hand eines jütländischen, sondern eines thrakischen Künstlers stammen; er weist also seinerseits Bezüge zum nordgriechisch-ostgotischen Einzugsgebiet auf.

Die erhobenen Arme auf dem Kessel von Gundestrup.

So hat sich am Ende Einiges geklärt, aber es bleiben noch immer viele Fragen offen.

In Bayern berichtet eine alte Sage davon, dass es bei Regensburg einen dem Kriegsgott Ear geweihten Hain gegeben habe, den sogenannten *„Erklahain“* oder die *„Eresloh“.* Karl der Große soll diesen heidnischen Kultplatz zerstört haben, da dort noch im 8. Jahrhundert nächtlicher Gottesdienst abgehalten wurde.[340] Er befand sich in etwa an der Stelle des heutigen Bahnhofs Regensburg; aus der *„Irminsul“* wurde später die *„Predigtsäule“*, die als gotische Variante heute noch steht.



Die von den Juthungen im 3. Jahrhundert besiedelten Ebenen des Sulzgau.

340 Vgl. E. A. Quitzmann: Älteste Geschichte der Baiern …, S. 91 und 127.

Wir fassen am Ende zusammen:

Die juthungischen Siedler, die zwischen Sulz und Schwarzach wohnten, verehrten einen Gott Ear, der über Wohl und Wehe im Krieg entschied, und bei dem sie möglicherweise auch *„Thing“* hielten[341] - nicht unten im Tal, sondern an heiliger Stelle auf den Waldbergen des Sulzgau, an der nie versiegenden Quelle des *„Ears-Baches“* beim heutigen *„Walperlbrunnen“*!

Dass sie dort diesem Gott in umfriedetem Bezirk auch Menschenopfer brachten, ist eher unwahrscheinlich, denn Tacitus berichtet in seiner Germania, dass nur Merkur alias *„Wodan“* Menschen geopfert worden wären. Mars alias *„Tyr, Ziu, Ear“* habe sich mit Tieropfern zufriedengeben.

> *„Herculem et Martem concessis animalibus placant …- Ihren Mars und Herkules[342] besänftigen sie, indem sie ihnen Tieropfer zugestehen …“*[343]

Doch auch mit Menschenopfern können wir aufwarten, zumal sich Tyr-Ziu-Ear in manchen Wesenszügen mit Jupiter überlagert. Dazu mehr im nächsten Kapitel.

Die sogenannte *„Wodansburg“* bei Beilngries

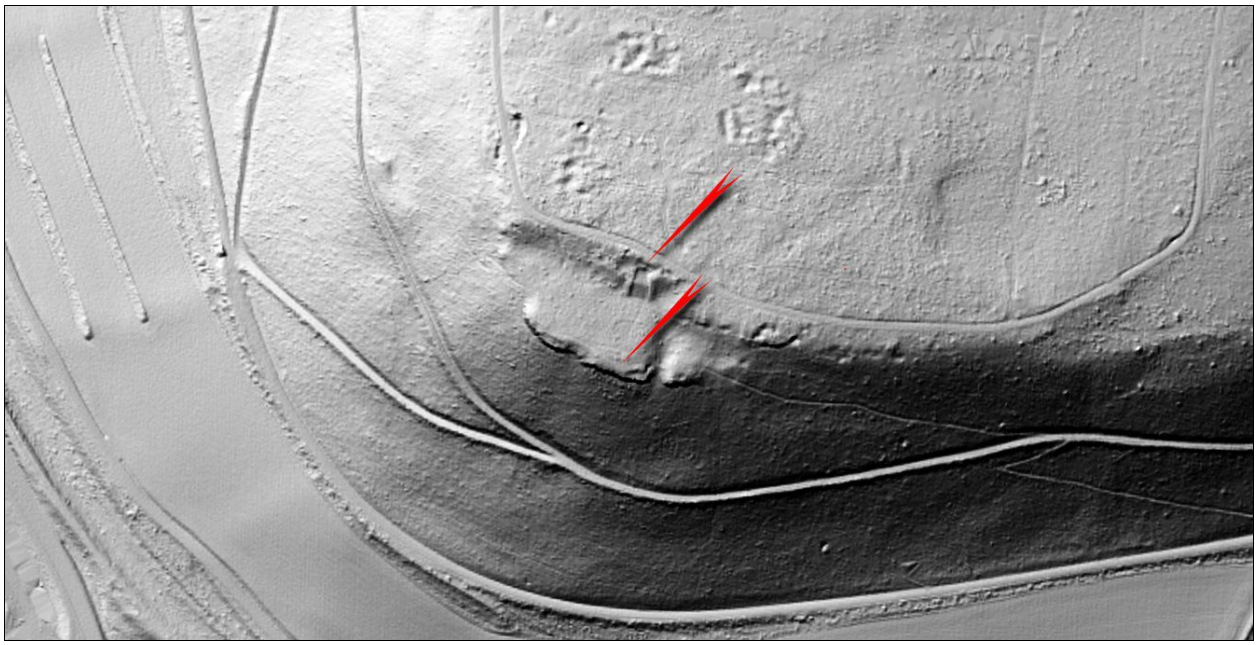
Wenn man sich der Stadt Beilngries im Altmühltal vom Juraplateau im Nordosten der Stadt aus nähert, stößt man kurz vor der Kante des *„Oberndorfer Berges“* auf ein breit abgesenktes Plateau mit schütterem Baumbestand, das im östlichen Bereich von einem breiten Wallgraben durchfurcht wird. Hier liegt, zurückgesetzt, erhaben und leicht exzentrisch auf einer trapezförmigen Geländerampe platziert, ein immens großer Dolomitblock, der auf seinem steinernen Sockel nahezu zu schweben scheint. Knapp westlich davon befindet sich, etwas abgesenkt in einer Mulde, ein kleinerer Block derselben Sorte.

Im Vordergrund das Denkmal der Wodansburg von 1901, im Hintergrund der riesige Monolith, daneben ein kleinerer.

341 Von einem römischen Votivstein aus der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts, der sich am Hadrianswall in England fand, ist ein „Mars Thincsus“ bekannt. „Thincsus“ ist die lateinische Form von altgermanisch „Þingsaz“ und beschreibt das Thing, d. h. die germanische Volks- und Gerichtsversammlung. Diese sollte offensichtlich dieser Tyr-Zio-Ear-Mars beschützen. Aus dem „Mars Thincsus“ soll sich auch das deutsche Wort „Dienstag“ entwickelt haben; Begriff und Funktion müssen also nicht nur in Britannien, sondern auch in der Germania libera bekannt gewesen sein.

342 Dem „Hercules Magusanus“ weihten germanische Legionäre schon im 3. Jahrhundert n. Chr. Votivgaben. Zur Frage des germanischen Herkules und seiner problematischen Gleichsetzung mit Thor mehr bei Simek, Götter und Kulte der Germanen, S. 60f.

343 Vgl. Tacitus, Germania, Kap. 9.



ALS-Profil der „Wodansburg“: Der obere Pfeil markiert die Lage des Dolomitblocks, der untere den Standort des rezenten Denkmals, wobei beide Strukturen als menschliche Artefakte gezielt subtrahiert wurden, also nicht zu sehen sind. Die Geländestruktur unterscheidet sich wesentlich von den an den Hangkanten der Juraberge allgegenwärtigen, historischen Steinbrüchen. Nördlich davon, im Wald, alte Bohnerzschürfstellen und ein Schachtloch.

Ca. 100 m südlich dieser von Menschenhand geformten, abgestuften Terrasse, die das ASL-Bodenprofil sehr gut wiedergibt, steht direkt an der Bergkante, wo der Wald zum Main-Donau-Kanal hinabfällt, ein Obelisk aus Kalksteinquadern, welche z. T. von einer freigelegten Ummauerung des zuvor genannten Felsblockes stammen. Von dort aus bietet sich ein schöner Rundblick ins Tal und auf die Stadt Beilngries. Auf einer Gedenktafel steht:

„Auf diesem Bergvorsprung befand sich eine altgermanische Opfer- und Malstätte, Wodansburg, später Judenburg genannt. Aus den Überresten errichtete dieses Denkmal der Verschönerungsverein Beilngries im Jahre des Heils 1901.“

Der Obelisk der „Wodansburg“ , aus dem Jahr 1901.

In den Jahren 1887 und 1898 hatte an dieser schönen Stelle des Altmühltals Medizinalrat **Dr. Theodor Thenn** (1842-1919), dem wir auch die Entdeckung und Erforschung einer ganzen Reihe von hallstattzeitlichen Hügelgräbern bei Beilngries verdanken, mit den beschränkten Mitteln seiner Zeit eine archäologische Grabung unternommen.

Immerhin: Dr. Thenn untersuchte jenen großen Monolithen aus Dolomit, mit einer Kantenlänge von 3,2 x 1,6 x 1,2 Metern, woraus er ein ungefähres Gewicht von 350 Zentnern errechnete. Auf dem konkav gewölbten Stein fand er feingekörnt ortsfremdes Gestein sowie Brandspuren, weshalb Dr. Thenn den Felsblock als alte Brand- und Opferstätte wertete.

Der Thenn'sche „Opferaltar", ein großer Dolomitblock, den man an dieser Stelle in der Tat nicht als Findling oder Produkt des Zufalls, sondern als menschliches Artefakt ansehen muss.

Im Fortschritt der Grabung kamen unter einer dicken Moos- und Humusschicht die Reste einer gemauerten Umfriedung aus Bruchstein ans Tageslicht, die der Stätte nahezu den Aspekt einer Tempelanlage verlieh, dazu eine Steinrinne, die wohl einst das Blut von Schlachtopfern abzuführen hatte.

Hinzu kamen zahlreiche Scherben dickwandiger und dunkeltoniger, z. T. auch grafitierter Keramik, die der Ausgräber aufgrund der Machart nicht als keltische, sondern als frühgermanische Freihandkeramik klassifizierte, außerdem verrostete Eisenteile sowie zahlreiche Knochen von nahezu allen Arten von Haustieren und Jagdwild, z. T. mit Spuren von Beilhieben, die von einstigen Schlachtritualen herrührten.

In der untersten und ältesten Schicht am Fuß des Steins entdeckte Dr. Thenn zur Überraschung die **Reste menschlicher Skelette**: Es handelte sich um ein männliches Schienbein und um einen Oberschenkelknochen, der oberhalb der Kniescheibe von einem großen Nagel durchbohrt worden war. Hinzu kam ein Kalottenbruchstück eines Kinderschädels, wozu nach W. Torbrügge später noch zwei weitere Kinderschädel hinzugekommen sein müssen.

Wegen der Wichtigkeit dieses Befundes ließ Dr. Thenn die Knochen anthropologisch untersuchen, zum einen durch den Kreismedizinalrat Dr. Roger, Vorstand des Historischen Vereins Augsburg, zum anderen durch einen gewissen Prof. Dr. Schlosser in München. Beide Experten bestätigten die menschliche Herkunft der Knochen.

In Abgleich aller Funde mit den zur Verfügung stehenden antiken Quellen identifizierte Dr. Thenn schließlich diesen geheimnisvollen Ort als altgermanischen Opferplatz und schrieb darüber im Beilngrieser Amts- und Wochenblatt eine Serie von Artikeln, in denen er nicht nur detailliert den Ablauf seiner Untersuchung, sondern auch ausführlich die nordgermanischen Opferriten beschrieb, die ihn zu seiner Schluss-

Ueberblicken wir nun noch einmal kurz die bisher gewonnenen Resultate, so ergeben sich für uns daraus folgende Schlüsse:

1. An dem bezeichneten Orte auf dem Oberndorfer Berge, heute „die Stube" genannt, befand sich in vorchristlicher Zeit eine heidnische Opferstätte.

2. Die Menschen, welche hier der Götterverehrung oblagen, gehörten, wie aus den Ueberresten der geopferten Hausthiere hervorgeht, einem nicht nomadisirenden, seßhaften Volke an.

3. Dieselben waren schon völlig mit der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens vertraut, gehörten somit nicht mehr den früheren, gallisch-keltischen Bewohnern unseres Landes, sondern einem germanischen Volksstamme an.

4. Die mittelalterliche Ortsbezeichnung „Judenburg" ist somit unzweifelhaft als Buten- oder Wodansburg zu deuten.

†††) Die von Herrn Apotheker Stumpf ausgeführte chemische Untersuchung der an verschiedenen Stellen entnommenen Erde hat einen ungemein hohen Gehalt an Eisenoxyden und Eisenoxydulen ergeben, was auf Zerstörung von zahlreichen Eisengegenständen durch Witterungseinflüsse schließen läßt.

Red., Druck und Verlag von M. W. Bauer in Beilngries.

en Reste

Freiwillige Feuerwehr Beilngries.
Mittwoch 8. Juli Abends 8 Uhr
General-Versammlung

Dr. Thenns Resümee im Beilngrieser Amts- und Wochenblatt von 1899.

folgerung bewogen hatten.[344] Insbesondere wies Dr. Thenn darauf hin, dass der Ort in der ältesten verfügbaren Urkunde von 1585 *„Judenburg“* [345] genannt worden war.

Dr. Thenn beschäftigte sich nicht mit der Frage, ob an dieser Stelle im Rahmen der sogenannten *„Rintfleisch-Pogrome“* von 1298, die in der Gegend zu großen Opfern unter der jüdischen Bevölkerung geführt hatten, vielleicht die Ermordung Beilngrieser Juden stattfand (die anderweitig nicht überliefert ist), sondern er war sich aufgrund der Schichtfolge und der ergrabene Beifunde sicher, dass die Menschenopfer aus viel früherer Zeit stammten.

Im Wort *„Judenburg“* sah Dr. Thenn ein verderbtes *„Wudenburg“* oder *„Wodansburg“*, wobei vor Ort sicherlich keine Burg im mittelalterlichen Sinn stand, aber mit dem Kompositum *„-burg“* wenigstens eine Begriffsbildung germanischer Provenienz zugrunde lag. Deshalb unterstellte Dr. Thenn in der Quintessenz seiner Überlegungen und Forschungen einen altgermanischen Wodanskult. Dass der Begriff *„Juthungen“* bei Dr. Thenn nicht vorkam, muss nicht verwundern, denn diese standen zu seiner Zeit noch außerhalb aller Überlegungen.

Die damaligen Erkenntnisse Dr. Thenns, die in keiner archäologischen Fachzeitschrift, sondern nur in einem Regionalblatt Niederschlag fanden, wurden durch Beilngrieser Bürger mit Errichtung der besagten Stele honoriert. Die Funde kamen spätestens mit Dr. Thenns Tod nach München in die Prähistorische Sammlung; sie gelten seitdem als verschollen.

Dr. Thenn hatte sich seinerzeit mit seiner Zuschreibung des Kultes an Wodan von Tacitus leiten lassen, der ja von den Menschenopfern der Semnonen berichtete, also jenes Stammes, dessen Namen die Römer des 3. Jahrhunderts n. Chr. durchaus mit dem der Juthungen verbanden, zumal eine Verwandtschaft bestanden haben mag. Über die Verwandten der Semnonen war zu lesen:

> *„…stato tempore in silvam auguriis patrum et prisca formidine sacram omnes eiusdem sanguinis populi legationibus coeunt, caesoque publice homine celebrant barbari ritus horrenda primordia …“*
>
> *„Zu bestimmter Zeit vereinigen sich sämtliche Völker desselben Bluts in Form von Abgeordneten in einem durch der Ahnen Weihe und die Schauer der Vorzeit geheiligten Wald und feiern mit der öffentlichen Opferung eines Menschen das grauenhafte Vorspiel eines barbarischen Kultes …“*[346]

Dieses Menschenopfer soll Wodan gegolten haben, denn Tacitus vermerkte auch:

> *„Deorum maxime Mercurium colunt, cui certis diebus humanis quoque hostiis …“*
>
> *„An der Spitze der germanischen Götter steht Merkur; ihm fallen an bestimmten Tagen sogar Menschenopfer …“*[347]

Die Gleichsetzung Wodans mit Merkur ist für die Zeit der Juthungen insofern berechtigt, als dieser Merkur nach einer Weiheinschrift aus Nijmegen/Holland schon im 3. Jahrhundert als *„rex“* der Götter, d. h. als Hauptgott, festgelegt war, was ihm als römisch verstandenem Gott nie zugekommen wäre.[348]

---

344 Vgl. T. Thenn: Die Judenburg bei Beilngries, in: Geschichtliche Mittheilungen aus dem Bezirksamte Beilngries, in: Beilngrieser Amts- und Wochenblatt 1899, S. 187, 195, 207, 215f, 227, 39, 247, 259, 275. Die Thenn'schen Grabungen sind von W. Torbrügge etwas voreingenommen herabgewürdigt worden. Vgl. W. Thorbrügge: Die Hallstattzeit in der Oberpfalz, II. Die Funde und Fundplätze in der Gemeinde Beilngries, Kallmünz 1965, S. 35.

345 In Bayern sind viele Flurnamen, vor allem von Waldabteilungen, mit den Kompositum „Juden-“ belegt, weil sie mit dem jahrhundertelangen, überregionalen Viehtrieb der Juden in Zusammenhang stehen. An dieser exponierten Stelle erscheint ein solcher Zusammenhang jedoch nicht gegeben. Vgl. hierzu unsere Arbeit zum Viehtrieb der Juden unter: http://www.robl.de/viehtrieb/viehtrieb.html.

346 Vgl. Tacitus, Germania, Kap. 39.

347 Vgl. Tacitus, Germania, Kap. 9.

348 Vgl. Simek, Götter und Kulte der Germanen, S. 59.

Dass Wodan mitunter auch *„Godan“* ausgesprochen wurde, wusste wiederum Paulus Diaconus:

> *„Wodan sane quem adjecta littera Godan dixerunt, ipse est, qui apud Romanos Mercurius dicitur*[349] *et ab universis Germaniae gentibus ut Deus adoratur …“*
>
> *„Wodan, den sie in beiliegendem Schreiben Godan genannt haben, ist in der Tat derselbe, der bei den Römern Merkur genannt wird und den alle Völker Germaniens als Gott verehren …“*[350]

Da oberhalb der Ear-Quelle bei Erasbach eine große Waldabteilung liegt, welche seit dem Mittelalter mit einigen Schreibvarianten *„Gödenacker“* heißt, was man als *„Godans“* alias *„Wodans“* Acker verstehen kann,[351] ist der Gedanke an einen Wodankult in der zweiten Heimat der Juthungen nicht abwegig.

Dass dänische Germanenkönige selbst ihre Kinder opferten, ist wiederum bei Saxo Grammaticus, dem Propst von Roskilde, nachzulesen, wenngleich dieser seine Gesta Danorum in großem Abstand zu den Ereignissen schrieb und seinerseits auf Sagenstoff zurückgriff.

So neigen wir am Ende dazu, Dr. Thenns Ansichten Glauben zu schenken, und bestehen lediglich darauf, dass es sich um einen Wodanskult <u>der Juthungen</u> gehandelt hat.

Kann nicht der mittelalterliche Begriff *„Judenburg“* mit der Elision einer Silbe auf diesen Stamm verwiesen haben, mehr als auf Wodan selbst? Aus *„Juthungenburg“* könnte *„Judenburg“* geworden sein!

Soweit zu den Spuren juthungischer Götterkulte im Sulzgau, welche auf Wotan und Ear bezogen waren. Nach einem Autor des 19. Jahrhunderts soll übrigens die Volkssage von einem ähnlichen Wotanheiligtum auf dem nahen Hofberg bei Obermässing berichtet haben, was durch entsprechende Funde belegt worden sei.[352] Überprüfbar ist diese Angabe allerdings heute nicht mehr.

---

349 Simek erwähnt auch den Mercurius Cimbrianus, dem Merkur der Kimbern, der in Wirklichkeit Wodan gewesen sein muss. Vgl. Simek, Götter und Kulte der Germanen, S. 49.

350 Vgl. Paulus Diaconus, Lombardengeschichte, Buch 1, Kap. 10.

351 An dessen Eingang stand seit Jahrhunderten eine sogenannte „Scheideiche“ als Grenzbaum, vermutlich einst dem Donnergott Thor geweiht.

352 Vgl. J. Plank: Entwurf einer Geschichte des Ehemaligen Bischof- und Fürstenthums Eichstätt, München 1859, S. 138.

Die Karolinger und der Exodus der freien Bajuwaren

Als im Sommer 101 v. Chr. der Konsul und Feldherr **Gaius Marius** (158 – 86 v. Chr.) das Volk der Kimbern in der Poebene stellte und in der Schlacht von Vercellae (besser Verona) vernichtete, soll es ca. 160000 Männer, Frauen und Kinder umfasst haben. Nach Plutarch wären es anfangs sogar 300000 waffenfähige Männer gewesen, was auf eine Gesamtzahl von 1 Million Menschen hinausliefe.

Die Juthungen des Jahres 270 n. Chr. rühmten sich nach Dexippos einer Zahl von 80000 Fußsoldaten und 40000 Reitern, woraus man auf eine Volksstärke von ca. 400000 Menschen rückschließen kann, und dies, obwohl sie in den Vorjahren große Verluste hatten hinnehmen müssen. Fast zwei Jahrhunderte lang führten sie hinterher Krieg gegen Rom, ohne auszusterben. Und 520 n. Chr. waren sie als Kern des neuen Bajuwarenstammes mit Hilfe der Merowinger imstande, Goten und Römer aus der Bawaria südlich der Donau, ja sogar aus dem mittleren Alpenraum zu vertreiben. Sie können also auch damals nicht gerade ein kleines Häuflein gewesen sein.

Selbst wenn die obigen Zahlen stark übertrieben sind, so gibt es keinen Zweifel:

Als sich zu Beginn des 6. Jahrhunderts die Ost-Juthungen mit den West-Juthungen vereinigten und als *„Bajuwarii“* das Land nördlich der Altmühl neu besiedelten, müssen sie eine stattliche Population dargestellt haben.

Doch genau für diese Population gibt es hinterher, weder aus der geschichtlichen Situation noch aus dem heutigen Zustand des Landes heraus, kein greifbares Substrat:

Speziell der Landstrich nördlich des Albtrauf, zwischen den Flüssen Sulz und Schwarzach, frappiert noch heute mit einer Stille und Weite, mit einer Abgeschiedenheit und relativen Menschenleere, dass selbst beim Durchqueren mit dem Auto auf einer Fläche von geschätzten 150 km^2 keine größere Stadt, keine Industriezone, keine Fahrzeugschlange die freie Fahrt und Sicht verstellen. Dass es gerade in der Mitte Bayerns, im Winkel der beiden Hauptautobahnen (von Nürnberg nach München und von Nürnberg nach Regensburg und Passau) einen so dünn besiedelten, nahezu menschenleeren Landstrich gibt, grenzt an ein Wunder!

Wo sind die Juthungen, dieser *„harte Kern“* unter den Bajuwaren, geblieben?

Kein Zweifel: Sie sind ein weiteres Mal aus Nordbayern fortgezogen – und nie mehr zurückgekehrt!

Doch dazu schweigen die Chroniken. Dass diese Leute kimbrischen Geblüts den wirtschaftlichen Verlockungen der südlichen Bajuwaria und dem höheren Reiz ihrer Landschaft erlagen und allesamt ins bayerische Oberland zogen, wollen wir nicht recht glauben, denn gerade sie waren es, die den dortigen Föderatenmodellen eines Stilicho oder Odoaker bis zuletzt widerstanden hatten. Ihnen ging es all die Zeit ihrer Existenz um Stammesfreiheit und Autonomie, beides hatten sie über Jahrhunderte mit Waffengewalt verteidigt, und erst als beides durch den Pakt mit den Merowingern einigermaßen garantiert war, hatten sie sich auf den Weg nach Westen gemacht.

Was aber hat ihnen den weiteren Verbleib im Nordgau versauert?

Wir nehmen an: die zunehmende Schwäche ihrer alten Bündnisgaranten, der Merowinger-Könige, die zunehmend hegemonial-aggressive Politik der Karolinger und das halbherzige Lavieren ihrer letzten Herzöge zwischen den Fronten.

Schon im 7. Jahrhundert begannen, von der Geschichtsschreibung kaum vermerkt, die erste karolingischen Überfälle auf das Herzogtum Bayern, unter dem **Hausmeier Pippin dem Mittleren (**635–714 n. Chr.). Wenn man die Stoßrichtung der Karolinger bedenkt, dann waren neben den Suaven (Schwaben) die vormaligen Juthungen die allerersten Leidtragenden. Denn die Täler von Sulz und Schwarzach und ihr Durchstich durch das Jura, das waren die einzigen Einfallspforten, die den fränkischen Invasoren den Weg über die gangbaren Donaufurten bei Großmehring nach Südbayern ebneten.

„Anno ab incarnatione domini nostri Christi Iesu DCLXXXVIII Pippinus successoribus prosperis orientalium Francorum, quos illi propria lingua Osterliudos vocant, suscepit principatum. Hinc Suavos er Baiowarios et Saxones crebris irruptionibus frequentibusque preliis contritos sue ditioni subjugavit. Hae enim gentes olim et aliae plurimae multis sudoribus adquisitae Francorum summo obtemperabant imperio. Sed propter desidiam regum et domesticas dissensiones et bella civilia quae in multas partes divisi regni ingruerant, legitimam dominationem deserentes, singuli in proprio solo armis libertatem moliebantur defendere. Quam obstinationem invictus Pippinus princeps crebris expeditionibus utilissimisque consiliis et frequentibus populationibus, Domino cooperante, conpescuit severissimasque nationes, divina comitante virtute, propriae dominationi subegit …"

„Im 688. Jahr nach der Fleischwerdung unseres Herrn Jesus Christus wurde Pippin von den reichen Nachfahren der Ostfranken, die sich „Ostleute" nennen, zum Reichsführer ausgerufen. Von diesem Zeitpunkt an zermürbte er mit häufigen Einfällen und zahlreichen Schlachten die Schwaben, Bajuwaren und Sachsen und unterwarf sie seiner Herrschaft. Denn diese Stämme und auch viele andere waren einst mit viel Schweiß unter den Oberbefehl der Franken gebracht worden. Aber wegen der Untätigkeit der (Merowinger)-Könige waren an vielen Stellen des Königreichs politischer Streit ausgebrochen und kriegerische Auseinandersetzungen entstanden. Einige von diesen Stämmen begannen, in dem sie die gesetzliche Oberherrschaft (der Franken) *aufkündigten, auf ihrem eigenen Boden ihre Freiheit mit Waffengewalt zu verteidigen. Dieses sture Verhalten bezwang der unbesiegte Fürst Pippin mit Gottes Hilfe und häufigen Feldzügen, dazwischen mit äußerst nützlichen Verhandlungen und zahlreichen Verwüstungen des Landes. So brachte er in Begleitung der göttlichen Huld die aufsässigsten Völker wieder in seine Gewalt …"*

So berichten die Metzer Annalen des frühen 9. Jahrhunderts.[353] Wegen des nur kurzen Zeitabstandes zu den Ereignissen werden es die Metzer Chronisten genau gewusst haben.

„Einige von diesen Stämmen begannen, in dem sie die gesetzliche Oberherrschaft der Franken aufkündigten, auf ihrem eigenen Boden ihre Freiheit mit Waffengewalt zu verteidigen …" Dazu zählten nicht ausschließlich, aber sicherlich auch die bajuwarischen Juthungen! Wenn schon zuvor der Name der Bajuwaren genannt war, dann spiegelt sich in diesem Satz exakt ihr bekanntes Handlungsmuster wider: Kampf um die Freiheit!

Was uns die fränkischen Annalen jedoch verschweigen: Der Vertrag, der hier aufgekündigt war, war zuvor schon von den letzten Merowingern gebrochen worden, da sie nicht mehr die Kraft und Weitsicht eines Chlodwig I. besaßen!

Erst in den letzten Jahren wurde das archäologische Substrat der geschilderten Kämpfe, in welchen die Juthungen ohne große Chance ihre Heimat verteidigten, aufgefunden und erforscht. Leider sind die eindrucksvollen Funde – einmal mehr – nur unscharf der Öffentlichkeit präsentiert, d. h. ohne rechte Einordnung in den historischen Kontext:

- Zum einen handelt es sich um das sogenannte **Fürstengrab von Großhöbing**, dessen Rekonstruktion sich ab 2012 im Archäologie-Museum Greding befindet.[354] Im Jahr 1997 war beim Bau der ICE-Strecke Nürnberg-Ingolstadt an der Mündung der Thalach in die Schwarzach ein juthungisch-bajuwarisches Gräberfeld mit ca. 200 Grablegen aus dem 7. Jahrhundert entdeckt worden, darunter das große Hügelgrab eines örtlichen Fürsten mit 4 gleichaltrigen Begleitern, welche in Folge eines Überfalls gleichzeitig ermordet und anschließend von den eigenen Leuten ehrenvoll bestattet worden waren.

  Dass diese Hinrichtung mit der karolingischen Invasion Bayerns in Zusammenhang steht, ist für

353 Vgl. MGH SS rer. Germ. 10, Annales mettenses priores, S. 4.

354 Zusammenfassung und weiterführende Links unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Großhöbinger_Fürstengrab. Auch: https://archaeologie-museum-greding.byseum.de.

uns aus einem wenig beachteten Umstand heraus so gut wie sicher: Im 12. Jahrhundert führte die ortsansässige Ministerialenschicht ein gewisser *„Karl von Höbing“* an.[355] Der Eigenname Karl war im Herzogtum Bayern zu dieser Zeit eine absolute Rarität, ja eine Einmaligkeit, denn alles Karolingische war zu dieser Zeit nicht ohne Grund verpönt.[356] Wenn dieser Ortsadelige trotzdem auf den Namen Karl getauft wurde, dann war damit eindeutig auf seine fränkische Herkunft verwiesen, auf die karolingische Landnahme durch Karl Martell, der seine Familie in den Besitz der strategisch bedeutsamen Siedlung Höbing und ihrer Burg (heute Burgstall Burschel) gebracht hatte.

Das rekonstruierte Fürstengrab von Goßhöbing im Archäologie-Museum Greding, Aufnahme von 2012.

- In den Jahren 2002/03 wurden wenige Kilometer nördlich von Großhöbing und südlich der Juthungensiedlung Kauerlach, am Eintritt der Schwarzach ins Juramassiv, die Reste einer **karolingischen Niederungsburg** entdeckt und anschließend einer geomagnetischen Prospektion und Testgrabung unterzogen.

Niederungsburg Holzi an der Schwarzach, Luftaufnahme von 2012. Gut erkennbar ist anhand von Bewuchsmerkmalen die polygonale Form sowie das westliche Zangentor, das einst einen Torturm trug.

355 Vgl. K. A. Muffat: Schenkungsbuch der ehemaligen gefürsteten Probstei Berchtesgaden, in: Quellen zur Bayerischen und Deutschen Geschichte, Bd. 1, München 1856, Urkunden Nr. X, LXXIV, LXXVII, LXVIII, LXXIX, CIX.

356 Zur Seltenheit des Vornamens „Karl“ vgl. G. Flohrschütz: Der Adel des Ebersberger Raumes im Mittelalter, München 1989, S. 333ff.

Diese polygonale Anlage, deren wichtigstes Element ein gemauertes Zangentor mit Torturm darstellte, wird heute nach einem nahen Weiler ***„Holzi“*** oder nach der örtlichen Flur ***„Greuth“*** genannt.[357] Es handelt sich um ein großes karolingisches Fort aus Stein, mit eigener Waffenschmiede, das zwischen dem 8. bis zum 10. Jahrhundert die Südpassage durch das Schwarzachtal bewachte.

Die Entstehung dieser Burg dürfte mit der doppelten Invasion Bayerns in den Jahren 725 und 728 n. Chr. zu tun haben, die **Karl Martell** (ca. 690 – 741 n. Chr.), der Sohn Pippins des Mittleren, verantwortete. Ihm gelang es, die karolingische Suprematie über Bayern zu festigen, 736/37 n. Chr. einen ebenso opportunistischen wie landesfremden Herzog aus der Alemannia (!) namens Odilo II. einzusetzen und die kulturelle Durchdringung des Herzogtums mit Schaffung des Bistums Eichstätt und weiterer Bistümer voranzutreiben, wobei der heilige Bonifatius aus Fulda als Galionsfigur diente. In diese Zeit fällt vermutlich im Juragebiet die Gründung der Königshöfe Berching und Greding und die Ansiedlung fränkischer Kolonisatoren auf den Hochebenen, wie die zahlreichen Orte mit den Suffixen *„-heim“*, *„-hofen“* und *„-stetten“* belegen.

Für Bajuwaren juthungischen Geblüts, die ihre Stammesehre noch ernst nahmen und ihre Freiheit über alles liebten, war unter Pippin und Karl Martell kein Platz mehr im Bayerischen Jura und im Albvorland. Augenscheinlich wird dies an der Fischersiedlung Kauerlach, die uns durch die ganze Arbeit begleitete. Über ihr thronte nun in Sichtweite eine martialische Burg, erbaut zur Überwachung und Unterdrückung, ein besonderes Gründungsmonument des karolingischen Nordgaus, der einem alten Germanen keine Heimat mehr bot.

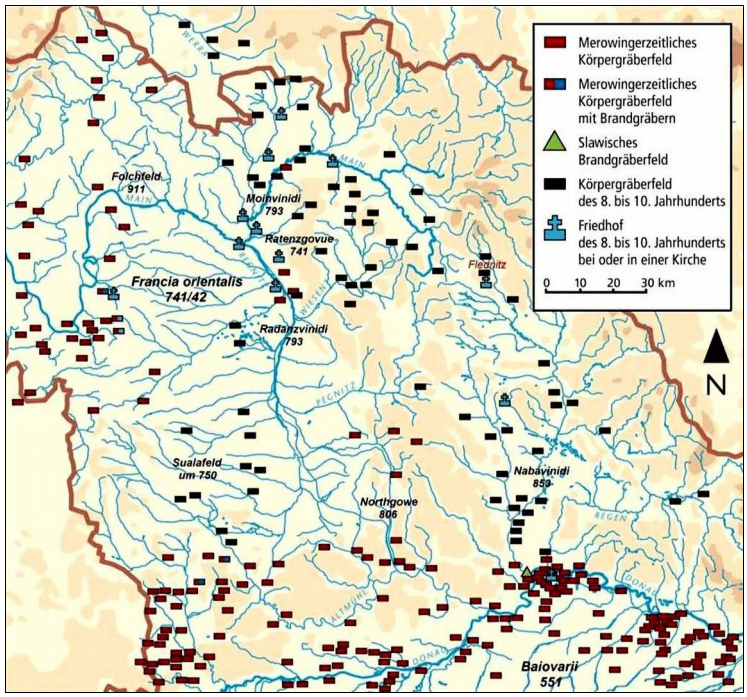
Wir nehmen an, dass die juthungischen Bajuwaren zum Ende des 7. Jahrhunderts in großer Zahl nach Süden abwanderten, allerdings nicht alle auf einmal, sondern in mehreren Fluchtbewegungen.

Auch andernorts in Bayern scheint es zu Absetzbewegungen gekommen zu sein. Wahrscheinlich betraf dies auch den relativ dicht besiedelten Raum um Straubing, dessen jüngste Reihengräberfelder etwa ab 700 n. Chr. nicht mehr belegt und von Einzelbestattungen auf Höfen abgelöst wurden.[358]

Auch fällt auf, dass karolingerzeitliche Friedhöfe und Siedlungsfunde im Nordgau eine absolute Rarität darstellen.

Die karolingische Unterdrückung griff aber auch auf Bayern südlich der Donau über. Als **Pippin der Jüngere** (714 – 768 n. Chr.), Karl Martells Sohn, im Jahr 751 n. Chr. den letzten potenziellen Freiheitsgaranten der Merowinger-Dynastie, Childerich III., mit Gewalt abgesetzt hatte, stand auch die Auslöschung der bayerischen Herzogs-Dynastie zu erwarten.

Und so kam es auch:



Frühmittelalterliche Gräberfelder in Nordbayern, Abb. aus Hans Losert: Mittelalterliche Siedlungsgeschichte in Nordbayern bis zur Gründung des Bistums Bamberg aus Sicht des Archäologen, Lichtbildervortrag 2009, Folie 52.

357 Vgl. R. Linck et al.: Prospektionsarbeiten an der frühmittelalterlichen Niederungsburg Greuth im Schwarzachtal, in: Das archäologische Jahr in Bayern 2010, Stuttgart 2011, S. 104ff.

358 Z. B. in Alburg. Vgl. G. Moosbauer in: Baiuwarische Gräberfelder in Straubing mit Straßkirchen, Straubing 2015, S. 28.

Im Jahr 787 n. Chr. besetzte **Karl der Große** (747 – 814 n. Chr.), der Sohn Pippins und Enkel Karl Martells, das Herzogtum Bayern mit einem großen Heer, worauf ein Teil des bayerischen Adels zu ihm überlief. Im Folgejahr betrieb Karl erfolgreich die Absetzung des letzten bayerischen Herzogs, **Tassilos III.**, und besiegelte damit das Ende der Agilolfinger-Herrschaft. Tassilo soll, so lautete der Vorwurf, zuvor ein Geheimbündnis mit den Langobarden zur Beseitigung der Karolinger-Suprematie und zum Erhalt der Unabhängigkeit Bayerns gesucht haben.

Nach der Verurteilung Tassilos war die Lage in Bayern so instabil und explosiv, dass Karl in den folgenden 4 Jahren, abgesehen von kurzen Winteraufenthalten in seinen westlichen Pfalzen, Bayern nicht mehr verließ. Er schlug in Regensburg sein Dauerquartier auf und hielt das ganze Herzogtum mit seinen Truppen besetzt.

In diesen Jahren kam es zu einer weiteren Säuberungswelle unter den Bajuwaren: Alle Agilolfingertreuen Bayern mussten ins Exil, so verkünden die fränkischen Reichsannalen doppelt, und es werden keineswegs wenige gewesen sein, wie dabei suggeriert wird, sondern eher sehr viele:

> *„…et pauci Baioarii qui in adversitate domni regnis Caroli perdurare voluerant, missi sunt in exilio … Baioarii quoque, qui perfidiae ac fraudis eorum conscii et consentanei fuisse reperti sunt, exilio per diversa loca religantur …“*
>
> *„…und wenige Bayern, die in Feindschaft zum Herrn König Karl hatten verweilen wollen, wurden ins Exil geschickt … diejenigen Bayern, bei denen die Ermittlungen ergaben, dass sie mit der Treulosigkeit und dem Betrug der Agilolfinger einverstanden gewesen waren, wurden zum Exil verurteilt, in diverse Regionen …“*[359]

Doch nicht genug damit. Bayern und das angrenzende Pannonien sah sich in diesen Jahren auch noch Angriffswellen der Awaren und Hunnen ausgesetzt. Diese müssen über das Land zusätzlich viel Leid und Not gebracht haben, eher sie von den fränkischen Truppen wieder zurückgedrängt wurden.

Hierzu drückte Aventinus besser als die fränkischen Annalen eine gewisse Wehmut und Sehnsucht nach dem alten Bayern aus:

> *„Wie und wann künig Karl sein nächstgeborn freund und vettern, die herzogen in Baiern, gefangen, in ain closter verstossen und verspert hat, ist oben im dritten peuch genueg herfür bracht. Es het iederman sorg auf disen krieg, aber er ward ganz liederlich gestilt on alle schwertschleg. Die alten fürsten und herren und all, so es mit in hetten, wurden all aus Baiern verschickt …“*
>
> *„Wie und wann König Karl seinen nächstgeborenen Freunde und Vettern, die Herzöge von Bayern, gefangen, in ein Kloster verstoßen und versperrt hat, habe ich oben im 3. Buch genug geschildert. Jedermann hatte Sorgen vor diesem Krieg, aber er wurde liederlich ohne jeden Schwertschlag beendet. Die alten Fürsten und Herren und alle, die es mit ihnen gehalten hatten, wurden samt und sonders aus Bayern vertrieben …“*[360]

Das Resultat: Bayern war zum Ende des 8. Jahrhunderts auf einem Tiefpunkt angelangt, sowohl politisch als auch wirtschaftlich.

Wir können uns gut vorstellen, dass bei misslichen Lebensumständen nun nicht die Reste der Juthungen und die Mitglieder des agilolfingischen Adels, sondern auch andere Bajuwaren mit ihren Familien die Heimat verließen.

All diese Leute gingen in eine ungewisse Zukunft. Das auffallende aber ist: Kaum einer ging nach Norden, die allermeisten nach Süden. Wo sie schließlich unterkamen, davon mehr im folgenden Kapitel.

---

359 Vgl. Vgl. Annales regni Francorum, MGH SS rer. Germ. 6, S. 82f.
360 Vgl. Aventinus, Bayerische Chrnok, Buch 4, Kap. 10.

Nach ihrer wiederholten Vertreibungsaktion prägte die Karolinger ein gewisser Respekt vor dem verödeten Kernland des bayerischen Nordgau. Dass der vormals juthungische Landstreifen nördlich der Donau, der 508 n. Chr. den Dukat Bayerns begründet hatte, auch weiterhin staatsrechtlich und strategisch sehr wichtig war, erkennt man an der Tatsache, dass noch nach Jahrhunderten einzelne Karolingerherrscher peinlich darauf achteten, dass die Königshöfe Ingolstadt und Lauterhofen, die dieses ehemalige Juthungenland und den dazugehörigen Durchzugskorridor zur Donau umschlossen, aus dem bayerischen Herrschaftsgebiet des jeweiligen Kronprätendenten ausgelöst und einem seiner Brüder zugeschlagen wurde – offenkundig, um einen Missbrauch zu verhindern:

So wies z. B. **Karl der Große** (747-814 n. Chr.) in der **Divisio regnorum** vom 6. Februar 806 n. Chr. seinem Sohn Pippin von Italien (777-810 n. Chr.) testamentarisch Bayern zu, *„wie es Tassilo* (III.) *in Besitz hatte, ausgenommen die beiden Höfe Ingolstadt und Lauterhofen, mit denen wir einst Tassilo belehnt haben und die zum Nordgau gehören …“*

Der andere Sohn, Karl der Jüngere (772-811 n. Chr.), sollte *„den Teil Bayerns erhalten, der Nordgau heißt …“*[361]

Allerdings kam diese Regelung nicht zur Ausführung, da beide Söhne vor ihrem Vater starben. Als der Stammhalter **Ludwig der Fromme** (748 – 840 n. Chr.) die Macht im Karolingerreich übernommen hatte, machte er zunächst in seiner **Ordinatio imperii** des Jahres 817 n. Chr. zugunsten der Söhne Lothar, Ludwig und Pippin diese Trennung seines Vaters wieder rückgängig:

> *„Ebenso wollen wir, dass Ludwig* (der Deutsche) *Bayern erhält, die Karantaner, Böhmen, Awaren und Slawen im Osten Bayerns, ferner zu seinem Unterhalt die zwei Herrenhöfe im Nordgau, Lauterhofen und Ingolstadt …“*[362]

Aber auch dieser Plan, der das Gesamtherzogtum Bayern erneut vereinigt hätte, kam nicht zur Ausführung. Im Mai 839 n. Chr. verteilte Ludwig der Fromme das Reich auf seine drei Söhne etwas anders und ließ dabei ein Umdenken erkennen: Karl der Kahle erhielt das Westreich, Ludwig der Deutsche das Ostreich, Lothar das Mittelreich. Dabei wäre allerdings Bayern erneut auseinandergerissen worden, denn Lothar sollte neben der Kaiserwürde u a. auch *„das Herzogtum Alamannien, das Herzogtum Ostfranken mit dem Sualafeld, den Nordgau, Hessen, das Herzogtum Thüringen mit seinen Marken, die Königreich Sachsen mit seinen Marken …“*[363] erhalten, während Ludwig der Deutsche auf Bayern südlich der Donau beschränkt geblieben wäre. Der alte Gedanke, den das Dukat begründenden Landesteil vom Rest Bayerns abzulösen, kam also vorübergehend nochmals zum Tragen.

Das Vorhaben kam nach dem Tod Ludwigs, im Vertrag von Verdun 843 n. Chr., deutlich anders zur Ausführung. Ingolstadt und Lauterhofen sind hier nicht mehr erwähnt. Dies war allerdings auch nicht mehr nötig, denn von diesem Zeitpunkt an blieb das sogenannte Ostfrankenreich, welches von Schleswig im Norden bis nach Kärnten und Pannonien reichte, obendrein die linksrheinischen Städte Worms, Mainz und Speyer sowie das gesamte Herzogtum Bayern in sich einschloss, von weiteren Teilungen verschont.

So wurde das Ostfrankenreich flächenmäßig zum Vorläufer des heutigen Deutschland.

Doch auch hinterher blieb alte, entsiedelte Juthungenland im Nordgau, das von Anfang an den Dukat Bayerns garantiert hatte, sakrosankt und von großen Zugriffen oder Veränderungen verschont:

Unter Kaiser Otto I. fiel das Gebiet für mehr als 200 Jahre an die burggräfliche Familie der Regensburger Pabonen bzw. an deren Agnaten im fränkischen Übergangsland, die Sulzbürger, Heidecker und Hilpoltsteiner. Diese bemühten sich um schonenden Landausbau, vermieden aber ihrerseits jede dichte Besiedelung. Unter dem drohenden Zugriff der Staufer sollte sogar abschnittsweise der Templerorden angesiedelt werden, was Kaiser, Herzog und Bischöfe gänzlich aus dem Landeszugriff gedrängt hätte.

361 Vgl. MGH Capit., Capitularia I, Karl der Große, S. 126f.
362 Vgl. a. a. O., Ludwig der Fromme, S. 271.
363 Vgl. MGH SS 1, Annales Bertiniani, S. 435.

Diesem Projekt war keine lange Dauer beschieden, doch der Zugriff unterblieb.[364]

Erst mit dem Aussterben der Pabonen und dem Aufkommen der Wittelsbacher als Territorialherren änderte sich die Sachlage. Nunmehr drohte erstmals konkret die Gefahr weitergehender Bebauung und Besiedelung. Doch weder den landhungrigen Staufern noch den umso landhungrigeren Wittelsbachern gelang es in der Folge, hier städtische Strukturen zu etablieren, obwohl das flache Terrain dafür bestens geeignet gewesen wäre.

Es scheint so, als ob das alte Juthungenland unter einem gewissen Zauber stand und deshalb seinen geschützten Status beibehielt.

In der Tat hätten sich die Wittelsbacher aus vielerlei Gründen mit einem weitergehenden Landausbau schwer getan. Da sie sich auf juristisch schwankendem Boden befanden, unterließen sie es nach vielen Anläufen am Ende ganz. Bestes Beispiel für das fehlende Territorialglück der Wittelsbacher ist der Ort Berngau, der einst zum juthungischen Siedlungsgebiet gehörte. Obwohl 1266 König Konradin das Amt Berngau dem bayerischen Herzogshaus übertragen hatte, schafften es die Wittelsbacher in der Folge nicht, hier einen größeren Güterkomplex zu etablieren, sodass noch um 1800 die Hofmark Berngau einen ungebundenen Hoffuß hatte, mit der Folge, dass 100 Prozent der Berngauer Grundstücke *„walzend“* waren, d. h. frei von Grundherrschaft. Das war wohl eine einmalige Situation im Kurfürstentum Bayern.[365]

Mögen die Gründe für die fehlende Verdichtung der Bevölkerung komplexer sein, als hier dargestellt - das Juthungenland nordwestlich der Oberpfälzer Juraberge, dieses Land, das unter den Namen Sulzgau den karolingischen Nordgau begründete, blieb bis zum heutigen Tag in gewisser Weise frei, weit und ungebunden, so wie es die kimbrischen Juthungen um 200 n. Chr. vorgefunden hatten: an sich ein gutes Land zum Bleiben und nebenbei ein ideales Pferdeland.

Den Geist der Juthungen reflektieren die weiten Ebenen, die nur im Osten von sanft ansteigenden Waldbergen umringt sind und sich nach Westen in der Ferne verlieren, in gewisser Weise noch heute.

Allerdings nicht mehr lange, wenn es so weitergeht: Die Bodenvernichtung hat in Bayern unter dem rücksichtslosen Diktat der Wirtschaft ein Ausmaß angenommen, dass Schlimmstes befürchten lässt. Wenn niemand sonst Einhalt gebietet, dann vielleicht Ear!

364 Vgl. W. Robl: Das Kloster Grab und der Kreuzstein am Schlüpfelberg – Über die Allianz zwischen dem Templer-Orden und den Pabonen im Herzogtum Bayern um 1170, Berching 2016: http://www.robl.de/grab/grab.pdf.

365 Vgl. J. N. von Löwenthal: Geschichte des Schultheißenamts und der Stadt Neumarkt, München 1805, S. 40f.

Die Zimbern und das Zimbrische

„Maine Hèeren! De ünzarn éltarn habent hòrtan khöt, daz dar ünzar stamm von Zimbarn ist von taütschen lèntarn af-an nòrt khèmmet in dez bèllasche lant, in zait vomme khriighe, ba dar gròoze stròach ist dén gant üübel. Dez grözarste tòal von khriigarn ist gavàllet tòat, un de andarn habant-sich vorpòrghet in balt at-te pèrghe von Draitzan Komàün òbarn Bèarn und andarn at-te pèrghe von ünzarn Siban Komàün òbarn Vizéntz …“

“Meine Herren! Unsere Eltern haben stets erzählt, dass unser Stamm der Zimbern von deutschen Ländern im Norden in das welsche Land gekommen ist, in der Zeit des Krieges, da der große Kampf ihnen übel ausgegangen ist. Der größte Teil der Krieger ist dem Tod anheimgefallen, doch die anderen haben sich verborgen, zu einem Teil im Bergwald der Dreizehn Gemeinden oberhalb von Bern (Verona)*, zum anderen Teil in den Bergen unserer Sieben Gemeinden oberhalb von Vitschenz* (Vicenza) *…“*[366]

Die **Zimbern** oder **Zimbarn** sind eine deutsche Sprachminderheit, die sich in drei Enklaven am Südrand der italienischen Alpen, also weit außerhalb des deutschen Sprachgebietes, bis heute erhalten hat. Die Sprachinseln liegen in den Provinzen Venetien und Trentino, in abgeschiedenen Tälern und auf relativ menschenarmen Hochebenen.

Man unterscheidet:

- die **Sieben Gemeinden** bei Vicenza (Asiago, Gallio, Roana, Foza, Enego, Rotzo, Lusiana),

- die **Dreizehn Gemeinden** nördlich von Verona (Velo Veronese, Rovere Veronese, Erbezzo, Selva di Progno (mit dem Dorf Giazza/Ljetzan), Bosco Chiesanuova, Badia Calavena, Cerro Veronese, San Mauro di Saline, Azzarino, San Bortolo, Val di Porro, Tavernole, Camposilvano).

- im Trentino **Lusern** mit einigen Nachbargemeinden (Folgaria, Lavarone, Terragnolo, Vallarsa und Trambileno).

Sämtliche Orte tragen auch deutsche Namen.

Das Siedlungsgebiet der Zimbern, Grafik aus B. Wurzer: Die deutschen Sprachinseln Oberitaliens.

Bis zur Gründung des Königreichs Italien im Jahr 1866 konnten die Zimbern ihre völlige Autonomie und auch ihre eigenartige deutsche Sprache, das **Zimbrische**, bewahren, meist unter dem Schutz der *„Serenissima“* Venedig, die von ihrer Holz- und Weidewirtschaft profitierte. Danach kam es zu einem staatlich geförderten Eindringen der italienischen Sprache. Von 1922 bis 1943 war das Zimbrische unter den italienischen Faschisten völlig verboten, sodass viele Gemeinden den aktiven Gebrauch der deutschen Sprache aufgaben. Heute ist der Status der zimbrischen Gemeinden dem Autonomiemodell Südtirols angeglichen, das Zimbrische wieder völlig freigegeben.

366 Anfang eines Gedichts von Benedikt Ghit von Putz, dar Ròonar, Sleeghe-Asiago, Sette communi, September-1912.

Nichtsdestotrotz sind heute nur noch wenige 100 Personen der alten *„Sprache des Nibelungenliedes und Walters von der Vogelweide“* mächtig, wie einst griffig formuliert wurde. Nur in Lusern mit seinen ca. 250 Einwohnern hat sich aufgrund der isolierten Lage des Dorfes das Zimbrische als lebendige Alltagssprache erhalten. In allen anderen Gemeinden ist die frühere Muttersprache durch das Italienische weitgehend abgelöst, aber ebenfalls noch nicht ganz ausgestorben: Das Zimbrische wird von Kultur- und Touristikvereinen gepflegt, in besonderen Veranstaltungen und Schriftwerken vorgestellt, auch archivarisch gesammelt und wissenschaftlich befundet. Mittlerweile gilt das Internet als gute Plattform der gegenseitigen Verständigung und Zusammenarbeit,[367] in Youtube existiert ein Kanal *„Zimbar Earde“*, der zimbrisch-sprachige Fernsehsendungen wiedergibt, außerdem liegen inzwischen viele wissenschaftliche Publikationen, ja ganze Sprachsammlungen und Lexika zu den altertümlichen Dialekten vor.

Heute geht man davon aus, dass das Zimbrische die älteste und am reinsten erhaltene deutsche Sprache überhaupt ist, basierend auf einem altbayerischen Mittelhochdeutsch des Hochmittelalters.

Nur im hoch gelegenen Lusern ist das Zimbrische noch heute Alltagssprache.

Wir haben guten Grund, uns am Ende dieser Arbeit etwas näher mit diesen *„italienischen“* Zimbern zu beschäftigen, tragen sie doch die latinisierte Form eines Völkernamens, der uns in Zusammenhang mit den Juthungen bereits begegnet ist, den Namen der jütländischen Kimbern.

Kimbern, Juthungen und Bajuwaren stehen, wie der Leser erfahren hat, in einer direkten Abstammungs- und Traditionslinie. Da letztere unter dem Druck der Karolinger zum großen Teil aus dem Herzogtum Bayern nach Süden abgewandert sein müssen, stellt sich die wichtige Frage, ob nicht die Zimbern in den Bergen über Verona und Vicenza das letzte Glied dieser Traditionslinie darstellen.

Wegen des Geheimnisses ihrer Abstammung und der Eigentümlichkeit ihrer Sprache sind die Zimbern schon früh in den Fokus der Sprach- und Geschichtswissenschaften gerückt. Die wichtigsten Erkenntnisse verdanken wir dem Sprachwissenschaftler und Bibliothekar **Johann Andreas Schmeller** (1785-1852), dem Herausgeber des umfangreichen *„Bayerischen Wörterbuches“*, das in der erweiterten Fassung von 1872/77 noch heute zur Standardliteratur der bayerischen Sprache zählt. Schmeller hatte schon früh Interesse an den Zimbern gewonnen. Im Jahr 1833 ergriff er erstmals die Gelegenheit zu einer Studienreise zu den Sieben Gemeinden, um wenigstens den ältesten Teil der zimbrischen Sprache zu studieren. Trotz der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit war Schmeller imstande, eine Lautlehre und Grammatik des Zimbrischen zu präsentieren. Nach einer weiteren Reise 1844 und seinem frühen Tod 1852 erschien unter dem Namen *„Schmeller“* auch noch ein umfangreiches Wörterbuch.[368]

367 Für die Erstellung dieser Arbeit haben wir von der Literatur profitiert, welche von folgenden Internet-Plattformen angeboten wird: http://www.cimbri.org und http://www.cimbern-kuratorium-bayern.de.

368 Vgl. J. A. Schmeller: Über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den Venedischen Alpen und ihre Sprache, in: Abhandlungen der Philosophisch-Philologischen Classe der k. b. Akademie der Wissenschaften,

Wichtig ist Schmellers Statement am Ende seiner Arbeit von 1837, das sich grob in 3 Punkte gliedert und noch heute quasi den Goldstandard in der Beurteilung der Zimbern repräsentiert:[369]

- Die Ursprünge des Zimbern-Volkes sind weder mit linguistischen noch – mangels Quellen – mit historischen Mitteln zu klären.
- Im 12. und 13. Jahrhundert muss zur Ausbildung der spezifischen Sprache der Zimbern ein Zufluss von Menschen *„aus dem großen deutschen Sprachkörper“* erfolgt sein. Noch frühere Sprachrelikte lassen sich nicht verifizieren.
- Unmittelbar danach muss der Zufluss an deutscher Sprache komplett abgebrochen sein, sodass sich die Sprache der Zimbern vom Sprachkörper Deutschlands abkoppelte und nicht mehr weiter entwickelte.

Bis dahin wollte es die örtliche Tradition ganz anders:

Über lange Zeit hatten alle Zimbern der Sieben Gemeinden, wie z. B. S. Schindele und J. A. Schmeller mitteilen, nicht ohne Stolz die feste Überzeugung gehegt, dass wenigstens ein Teil von ihnen direkte Nachfahren der 101 v. Chr. in der Schlacht auf dem raudischen Feld geschlagenen Kimbern seien:

„Bir saint Cimbarn – Wir sind Zimbern“ – und stammen aus Dänemark oder Jütland!

Als im Jahr 1709 König Friedrich IV. von Dänemark die Sieben Gemeinden besuchte, sei er mit dem Ruf *„Es lebe unser König!“* empfangen worden. Gerührt meinte der König und seine Apanage hinterher, in der zimbrischen Mundart viele Anklänge der dänischen Sprache zu entdecken. Den Schilderungen Graf Ortensio Zagos zufolge habe damals kein Österreicher dem hohen Besuch als Dolmetscher dienen können, sondern nur die Eingeborenen aus Sleghe-Asiago.[370]

Dabei war dieses Selbstverständnis der damaligen Zimbern nicht Ausdruck eines romantisch verbrämten Nationalismus, sondern ging in mündlicher Tradition über Jahrhunderte zurück, wie der Vicentiner Dichter Ferreto di Ferreti und der Veroneser Gelehrte Antonio Marzagaglia schon im 14. Jahrhundert bestätigen.

Mit J. A. Schmellers Veröffentlichung war es mit der Zimbern-Herrlichkeit vorbei. Den letzten Genickschlag erhielt der Mythos, als der Kustos der königlichen Bibliothek München im Jahr 1849 einen Codex des Klosters Benediktbeuren ausgrub, in dem von der Auswanderung klösterlicher Zensualen-Familien um 1053 n. Chr. die Rede war. In einer 10 Jahre anhaltenden Hungersnot hätten damals ca. 175 Klosterhintersassen,[371] teils namentlich genannte Männer, Frauen und Kinder, aus Südbayern auswandern müssen. Obwohl nur bei einem einzigen jungen Mann davon die Rede war, er hätte sich nach Verona gewandt, legte sich Schmeller, <u>die</u> Autorität unter den Sprachforschern, darauf fest, dass die verarmten Exulanten die Gründer des zimbrischen Volkes gewesen seien. Deshalb sei die Abstammung von den echten Kimbern, die einst beim Kampf gegen Rom in den Untergang gegangen waren, *„eine aus der Gelehrtenstube ins Volk gedrungene Grille“*. In Wirklichkeit seien die *„sogenannten Cimbern, statt auf jene alten Weltstürmer, auf die, soviel bekannt, von jeher viel frömmeren und friedlichen Bayern zurückzuführen“* – wohlgemerkt aus der Mitte des 11. Jahrhunderts und damit zum Widerspruch seiner selbst, denn Schmeller hatte zuvor auf dem 12. und 13. Jahrhundert insistiert.[372] Obwohl Schmeller noch im selben Artikel zurückruderte und am Ende seiner Notiz von *„einem kleinen Theile, nicht der ganzen deutschen Bevölkerung des 13 oder 7 Communen“* sprach, außerdem davon, dass alles ohne weitere Belege nur in die *„historische Luft gehängt sei“*, war damit der Zimbern-Tradition ein Ende bereitet.

München 1837. J. Bergmann (Herausgeber): Johann Andreas Schmellers sogenanntes Cimbrisches Wörterbuch …, Wien 1855.

369 Hier das Schmeller'sche Resümee der Seiten 706 bis 708, aus der Arbeit von 1837, kurz zusammengefasst.

370 Vgl. S. Schindele: Reste des deutschen Volkstumes südlich der Alpen, in: Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland, Köln 1904, S. 77, und Schmeller, Cimbern 1837, S. 573.

371 Nicht 250, wie kolportiert.

372 Vgl. J. A. Schmeller in: Gelehrte Anzeigen, herausgegeben von Mitgliedern der k. b. Akademie der Wissenschaften, Nr. 1, München, 4. Januar 1850.

In der Zwischenzeit haben sich viele neue Erkenntnisse ergeben und eine ganze Reihe weiterer Theorien über die Entstehung der Zimbern geformt, die uns allerdings zum Teil noch verwegener als die Schmeller'schen Rückschlüsse erscheinen. Hier nur ein kursorischer Überblick:

- Vorrangig sind die Arbeiten des Landshuters **Hugo Resch** zu nennen, der in ungeheurer Fleißarbeit den größten Sprachschatz der Zimbern zusammenstellte[373] und durch sei unermüdliches Engagement erreichte, dass in den betreffenden Gemeinden das Bewusstsein der besonderen Kultur und Sprache erhalten blieb. Hugo Resch konnte mithilfe von Schlüsselwörtern wie *„kirtag“* (Kirchweih), *„kranewit“* (Wacholder), *„ertag“* (Dienstag), *„pfinztag“* (Donnerstag), *„pfeit“* (Hemd) auch untermauern, dass es sich beim Zimbrischen in der Tat um einen **altbayerischen Dialekt** handeln muss.
- Vom altbayerischen *„Kuchen“* wollte allerdings auch Österreich ein Stück abschneiden. Im Jahr 1981 erschien posthum die zimbrische Laut- und Flexionslehre des Wiener Professors **Eberhard Kranzmayer** (1897-1975).[374] Das Konvolut von mehr als 500 maschinengeschriebenen Seiten (2 Bände, inklusive Glossar) ist eine große Fleißarbeit, die für Linguistiker nicht ohne Wert ist. Mit den 500 Seiten kontrastieren allerdings 3 magere Zeilen aus Band 1, Seite 10, die die gesamte Ethnogenese der Zimbern klären wollen: Wegen der Lautverschiebung des einzigen Vokals *„ô“* kämen die Zimbern von der oberen Loisach, mithin aus dem Tiroler Grenzgebiet. Quod erat demonstrandum. Dass es so nicht geht, dass Kranzmayer zu einer exakten Lokalisierung der zimbrischen Urheimat schon den gesamten bayerischen Sprachraum und viel mehr Laute und Worte zum Vergleich hätte heranziehen müssen, ist selbst dem Unbedarften klar. Nichtsdestotrotz wird Kranzmayer zu den Pionieren der Zimbern-Forschung gezählt.
- Noch hanebüchener stellen sich die jüngsten Ergebnisse der **genetischen Forschung** dar, z. B. in einer Arbeit aus Aarhus und Trient[375]: Wer 111 Dänen mit 49 Männern aus Giazza, Lusern und Roana vergleicht, unterschreitet wegen der geringen Zahl an Probanden nicht nur jegliches Signifikanz-Niveau, sondern hat auch Birnen mit Äpfeln verglichen. Denn die heutigen Dänen Himmerlands haben rein gar nichts mit den Kimbern zu tun, wie eingangs im Abstract unterstellt (*„Cimbri from Himmerland“*). Die genetischen Spuren der Kimbern dürften sich wegen der zahlreichen Auswanderungswellen bis zum 5. Jahrhundert längst verwischt haben, wohingegen die Dänen erst lange nach den Kimbern, im 6. Jahrhundert, von Schweden nach Jütland einwanderten. Mit derartigen Arbeiten, die wir auch aus der Kaspar-Hauser-Forschung kennen, ist weder etwas nachgewiesen noch etwas ausgeschlossen.
- **Linguistische Arbeitsgruppen** können bei allem Kenntnisreichtum u. E. auch nur bedingt zur Klärung der Zimbern-Geschichte beitragen.[376] Viele dieser oft nur für Fachwissenschaftler verständlichen Arbeiten haben sich auf die Syntax des Zimbrischen konzentriert und weisen in der Regel den Einfluss der italienischen Sprache nach, was seit langem bekannt ist. Damit retten sie immerhin ein Stück des Zimbrischen für die italienische Nation, nachdem ja mit dem Wortschatz der größere Teil nach Bayern abgewandert ist.
- Die vielen **ethnografischen Schriften und Reiseberichte**, die zu den Zimbern erschienen sind, können ihrerseits nur wenig zur Erhellung der Frage beitragen, woher die Zimbern eigentlich

373 Die ca. 25 000 zimbrischen Wörter und Begriffe, die Resch erarbeitet hat, sind heute in den Seiten des Cimbern-Kuratorium-Bayern e. V. online verfügbar: http://www.cimbern-kuratorium-bayern.de/index.php/online-woerterbuch.html.

374 Vgl. M. Hornung (Herausgeber): E. Kranzmayers Laut- und Flexionslehre der deutschen zimbrischen Mundart …, Wien 1981. Idem: Glossar, Wien 1985.

375 Als genetische Marker wurden Mikrosatellitenmarker und der Nukleotid-Polymorphismus in Y-Chromosomen herangezogen. Vgl. A. D. Børglum et al.: No Signature of Y Chromosomal Resemblance Between Possible Descendants of the Cimbri in Denmark and Northern Italy in: American Journal of Physical Anthropology 132, 2007, S. 278ff.

376 Vgl. z. B. die Arbeiten von Ermendegildo Bidese von der Universität Trient, online unter: https://www.researchgate.net/profile/Ermenegildo_Bidese.

kommen. Wir übergehen sie deshalb zum großen Teil und kommen lediglich am Ende unserer Arbeit auf die Entdeckungen des Sprachforschers **Bruno Schweizer** (1897-958) zurück, die für unsere Fragestellungen von erheblichem Wert sind.

Es ist also eine Crux mit der Forschung zu den Zimbern, zumal diejenigen, die diese Sprache kaum geschrieben, sondern meistens nur gesprochen haben, jene stolzen Bergbauern mit ihren Familien, nie gefragt wurden, was sie von davon halten. Inzwischen sind sie fast vollständig ausgestorben, haben aber, um es nochmals zu wiederholen, bis zuletzt eisern an der Abstammung ihres Volkes von den historischen Kimbern aus der Zeit vor Christi Geburt festgehalten!

Um herauszufinden, ob in dieser beeindruckenden Obstination nicht doch ein Funken historischer Wahrheit steckt, haben wir uns mittels der Primärquellen in die Vorgeschichte der Zimbern zurückbegeben. Nach Auswertung der historischen Quellen, die übrigens gar nicht so spärlich sind, wie J. A. Schmeller einst angenommen hat, ist es möglich, ein neues **Modell der Ethnogenese der Zimbern** vorzustellen.

Rekonstruktion der zimbrischen Geschichte

Bei der anschließenden Chronologie bitten wir, folgende nomenklatorische Regelung zu beachten: Wann immer von den Nordgermanen oder von Bezügen zu den Juthungen die Rede ist, verwenden wir den gebräuchlichen Begriff *„**K**imbern“,* mit einem *„-K-“* am Anfang. Bei den deutsch-stämmigen Bewohnern der Südalpen kommt entsprechend der eigenen Gepflogenheit, die sich aus der kirchenlateinischen Aussprache des römischen Wortes *„cimbri“* ergibt, der Begriff *„**Z**imbern“* zur Anwendung, mit *„-Z-“* am Anfang. Dass beide Varianten nur einen unterschiedlichen Blickwinkel reflektieren und im Grunde genommen ein und denselben Volksstamm bezeichnen, ist dem Leser sicherlich klar.

Die Anfänge der Zimbern

Die Kimbern treten erstmals mit ihrem langen Zug quer durch Mitteleuropa auf die geschichtliche Bühne. Endpunkt dieser Wanderung war die Poebene. Hören wir zur legendären **Kimbernschlacht des Jahres 101 v. Chr.** den römischen Historiker **Lucius Annaeus Florus** (ca. 74 – 130 n. Chr.):

> *„Sublatis funditus Theutonis in Cimbros convertitur. Hi jam quis crederet per hyemem quae altius Alpes levat Tridentinis jugis in Italiam provoluti ruina descenderant. Athesim flumen non ponte nec navibus sed quadam stoliditate barbarica primum corporibus aggressi, postquam retinere amnem manibus et clypeis frustra tentaverant, ingesta obrutum sylva transiluere: et, si statim infesto agmine Urbem petiissent grande discrimen esset. Sed in Venetia quo fere tractu Italia mollissima est, ipsa soli coelique clementia robur elanguit. Ad hoc panis usu carnisque coctae et dulcetudine vini mitigatos Marius in tempore agressus est. Jam diem pugnae a nostro imperatore petierunt et sic proximum dedit, in patentissimo quem Raudium vocant campo concurrere. Millia inde ad sexaginta ceciderunt, hic trecentis minus: per omnem diem inciditur barbarus. Istic quoque Imperator addiderat virtuti dolum … primum nebulosum nactus diem, ut hosti inopinatus occurreret, tum ventosum quoque, ut pulvis in oculos et ora ferretur, tum acie conversa in orientem, ut quod ex captivis mox cognitum est, ex splendore galearum ac repercussu quasi ardere coelum videretur…“*

> *„Nachdem er die Teutonen bis auf den letzten Mann vernichtet hatte, wandte sich* (Feldherr Gaius Marius) *gegen die Kimbern. Diese – man glaubt es kaum – hatten den Winter hindurch, obwohl der Schnee in den Alpen ziemlich hoch lag, die Trienter Bergjoche überschritten und wälzten sich wie eine Lawine ins italienische Unterland hinab. Den Fluss Etsch nahmen sie weder mit Pontons noch mit Schiffen, sondern aus gewisser barbarischer Naivität heraus mit ihren blanken Körpern in Angriff. Als sie vergeblich versucht hatten, mit ihren Händen und Schilden die Strömung in Griff zu bekommen, fällten sie Bäume, warfen sie ins Wasser und schafften so die Überquerung. Wenn sie sofort mit feindlicher Heerschar Rom aufs Korn genommen hätten, wäre die Lage äußerst brenzlich geworden. Aber in Venetien, dem lieblichsten aller italienischen Landstriche, verloren sie durch die Milde des Bodens und Klimas allen Schwung. Genau zum richtigen Zeitpunkt, als sie der Genuss von Brot und gekochtem Fleisch sowie die Süße des Weines ermattet hatte, blies Marius zum Angriff. Da beantragten sie tatsächlich bei unserem Feldherrn einen Kampftermin, worauf dieser ihn sofort auf den folgenden Tag und für das weite Brachfeld von Raudium festsetzte. An die 60000 Kimbern sind da gefallen, bei uns dagegen weniger als 300 Soldaten: Den ganzen Tag lang wurden die Barbaren niedergehauen. Dazu hatte sich der Feldherr eine Kriegslist einfallen lassen …: Erstens wählte er einen nebligen Tag, sodass er vor dem Feind unvermutet auftauchen konnte, zweitens einen Tag mit viel Wind, der dem Feind den Staub in Augen und Münder blies, drittens hatte er seine Schlachtreihe mit Blick nach Osten aufgestellt, sodass durch den Glanz und das Funkeln der Schilde der Himmel in Brand geraten erschien* (und die Feinde geblendet wurden)*, wie von den Gefangenen bald zu erfahren war …“* [377]

377 Licius Annaeus Florus, Marius, Buch 3, Kap. 3.

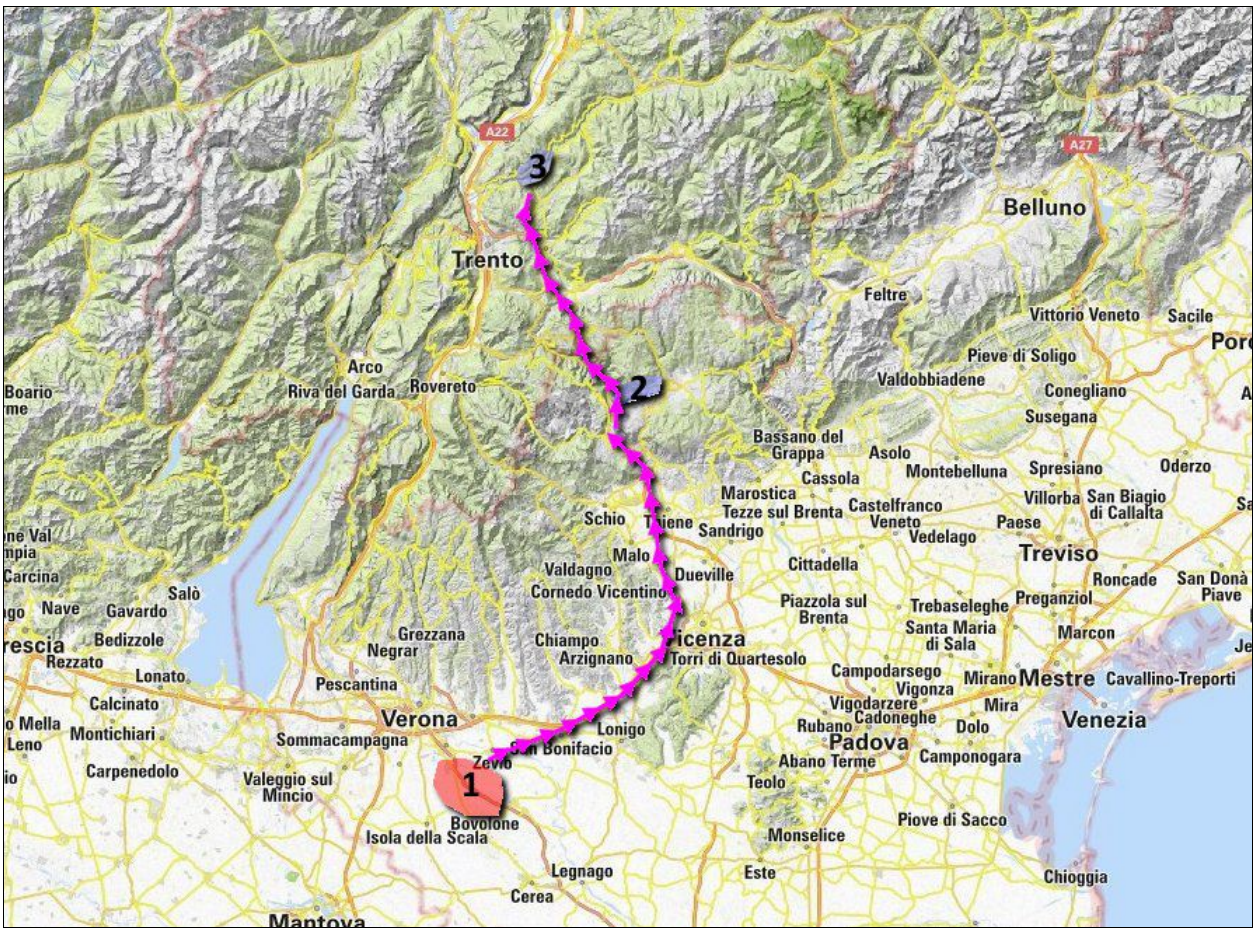
Der Triumph des Marius nach der Schlacht gegen die Kimbern, Öl auf Leinwand, 1863, Museo Civico di Foggia.

Diese Kriegsschilderung des Florus ist wesentlich kürzer als die seines Zeitgenossen Plutarch (ca. 45 – 125 n. Chr.), aber bezüglich des Kampfgeschehens ausreichend präzise. Zunächst kann man mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit ausschließen, dass der Kampf weit im Westen der Poebene, bei Vercellae, stattfand, wie Plutarch es formulierte. Das *„raudische Feld“* befand sich recht eindeutig beim heutigen Ort Raldone, in der Poebene südlich von Verona. Dieser Kampfplatz, ein sandiges Schwemmland der Etsch, korreliert gut mit der Tatsache, dass die Kimbern zuvor aus den Hochlagen Trients links der Etsch gekommen waren. Nur an dieser Stelle und nicht etwa bei Vercellae lag der Ort der Flussüberquerung, aber auch die Aufmarschroute der Kimbern in Richtung Rom und italienische Halbinsel, welche ein Feldherr Marius zu versperren hatte.

Wichtiger als die Schilderung der Schlacht, die am 30. Juli 101 v. Chr. stattfand und für die Kimbern desaströs endete, erscheint uns der Hinweis, dass dieses nordgermanische Volk zuvor einen schneereichen Winter in den Bergen östlich von Trient verbracht haben muss, mithin dort schon im Vorjahr oder sogar noch früher die Gipfelregionen in Beschlag genommen hatte, abseits der von den Römern kontrollierten Tallagen. Auch Plutarch äußert sich in diesem Sinn: Die Kimbern seien aus dem Regnum Noricum gekommen, das sie offensichtlich seit der siegreichen Schlacht von Noreia im Jahr 113 v. Chr. in Beschlag genommen hatten. Sie wären im Übrigen weit später als erwartet an der Etsch eingetroffen und hätten bei ihrem Anmarsch nicht nur die Täler, sondern auch die von den Soldaten des Catulus kontrollierten Pässe und Passstraßen umgangen und leicht bekleidet die tief verschneiten Gipfelregionen passiert, wobei sie beim Abstieg ihre Schilde als Schlitten zu Hilfe nahmen.[378]

Unter Berücksichtigung dieser Informationen ist es sehr wahrscheinlich, dass sich die Kimbern auf den Plateaus und Hochalmen der Südalpen bereits Stützpunkte geschaffen hatten, von wo aus sie die massierte Invasion Italiens planten. Dass sich die Überlebenden der verlorenen Schlacht genau dorthin, von wo sie aufgebrochen waren, zurückflüchteten, ist mehr als plausibel. Dass diese Kimbern in der Folge in der Abgeschiedenheit der Berge blieben und sich im Lauf der nächsten Jahrhunderte, relativ unbehelligt von den Römern, zu einer Gemeinschaft zimbrischer Bergbauern entwickelte, liegt auf der Hand.

378 Vgl. Plutarch, Marius, Kap. 15 und 23.



1 = Das Schlachtfeld von 101 v. Chr., auf dem raudischen Feld, 2 = das Plateau von Castelletto und Rotzo, neben den versteckten Tallagen der Lessinischen Berge wohl vorrangiges Fluchtziel der Kimbern, 3 = mögliches weiteres Fluchtziel im Cembratal, Pfeillinie = vermutete Rückzugslinie.

Es handelt sich unter diesen Aspekten bei den Überlegenden der Kimbern um alles andere als um eine *„Grille“*, wie J. A. Schmeller unterstellte. Mehr noch: Man ist fassungslos, mit welcher Impertinenz man hinterher behauptete, Gelehrte der Renaissance hätten den Zimbern ihre nordische Abstammung eingeredet. Solche Annahmen können ihrerseits nur aus der Gelehrtenstube kommen, unter deutlicher Selbstüberschätzung und grundloser Verachtung der mündlichen Ortstradition, die in der Regel penibel gepflegt wurde, selbst über Jahrhunderte.

Kurz: Dass sich ein hart arbeitendes und seine Freiheiten liebendes Bergbauern-Volk seinen spezifischen Namen und seine Identität von ein paar *„Externen“* einreden ließe, halten wir für eine Unmöglichkeit.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit haben sich nach der Schlacht auf dem *„Raudischen Feld“* versprengte Kimbern-Einheiten mit ihren Familien über Saumpfade auf das **Plateau von Castelletto und Rotzo/Rotz** zurückgezogen, wo sie vermutlich schon im Vorjahr auf der sogenannten *„purstel“*[379] (= Burgstall, heute **Bostel**) ein vorbestehendes rätisches Oppidum mit zahlreichen Grubenhäusern besetzt und als Winterquartier benutzt hatten.[380] Wahrscheinlich war ein gewisses Kontingent an Stammesgenossen (Frauen,

379 Das verballhornte Wort entspricht der germanisch-oberdeutschen Bezeichnung „Burgstall“ und erinnert in seiner Wortbildung an den Burgstall „Burschel“ der juthungischen Bajuwaren-Siedlung von Großhöbing, die wir weiter vorn vorgestellt haben.

380 Die Wehrsiedlung von Bostel, auf ca. 850 m Höhe am westlichen Rand des Sette-Communi-Plateaus über dem Assa-Tal gelegen, bestand vom 5. bis 2. Jahrhundert v. Chr. und umfasste einst 600 gemauerte Grubenhäuser auf drei Terrassen, die inzwischen in mehreren Grabungskampagnen erschlossen sind. Die Brandkatastrophe, der die Anlage zum Ende des 2. Jahrhunderts zum Opfer fiel, könnte durchaus auf einen Überfall der Kimbern zu-

Alte, Kinder?) dort verblieben und erst gar nicht hinunter in die Schlacht gezogen.

Das Oppidum „Bostel“ heute.

Die im 18. Jahrhundert von Agostino dal Pozzo entdeckten Gräber lassen sich allerdings nicht den Kimbern zuordnen, da sie Bronzeklingen aus früherer Zeit enthielten,[381] eher schon die kaiserzeitlichen Anwesen der Stufen C1 und C2 nach Eggers, die inzwischen ebenfalls ergraben sind.

Offensichtlich hatten die Römer den Flüchtenden in die Berge nicht nachgesetzt, womit den Kimbern des Jahres 101 v. Chr. ein Überleben und den Generationen nach ihnen ein allmähliches Vordringen und anschließendes Verbleiben auf der Hochebene von Asiago möglich gewesen sein sollte.

Das rekonstruierte Grubenhaus im Oppidum „Bostel“-

rückgehen. Eines der Kellerhäuser ist inzwischen experimentell rekonstruiert und steht zur Besichtigung offen.

381 Vgl. M. Pezzo: Cimbri Veronesi et Vicentini, Buch 1, Verona 1763, S. 17: „E noi crediamo con tutta ragione che siano sepolcri de Cimbri quelli, che sonosi a alcuni anni scoperti all occidente di Roccio, de VII Comuni, vicino al luogo de Castelletto, in certo monte, al mezzo di, chiamato Purstel, dove erano monumenti formati di lastre, e dentro ossa di uomini, vasi di terra, lame die bronzo, e nero carboni … - Und wir glauben mit vollem Recht, dass es Zimbern-Gräber sind, die vor einigen Jahren im Westen von Roccio (von den 7 Gemeinden) entdeckt wurden, nahe am Ort Castelletto, auf einem gewissen Berg namens Purstel: Grablegen aus Steinplatten, darin Menschenknochen, irdene Gefäße, Bronzeklingen und Holzkohle …“

Der Dichter Benedikt Ghit von Putz aus Roana hatte u. E. ein gutes Gespür für die Wohnverhältnisse der ersten Zimbern, wenn er in dem eingangs zitierten Gedicht schrieb:

> *„De iarn èersten haüsar saint gabeest hütten, halbe vorgraabet, zo sicharn-sich von billen viigarn un vomme vròste in bintar-zait …“*
>
> *„Ihre ersten Häuser sind halb in den Boden gegrabene Hütten gewesen, um sich vor den wilden Tieren und dem Frost zur Winterszeit zu schützen …“*

Es ist gut möglich, dass sich schon zu diesem frühen Zeitpunkt fliehende Kimbern/Zimbern auch in die lessinischen Berge nördlich von Verona, ja sogar in das entferntere Cembra-Tal mit dem heutigen Ort *„Cembra“* begaben, dessen Name als *„Cimbra“* bereits für das 6. Jahrhundert überliefert ist. Hierzu mehr im nächsten Abschnitt.

Selbstverständlich lassen sich für diese frühe Entstehung der alpinen Zimbern keine Dokumente von Beweischarakter beibringen, aber unmöglich ist sie entgegen allen landläufigen Behauptungen nicht.

Außerdem gibt es wenigstens ein von den genannten Argumenten unabhängiges Indiz dafür, dass Zimbern schon zur Zeit der Antike in den Südalpen siedelten:

- Der am Alpenfuß gelegene Ort *„Schio“* heißt in der zimbrischen Sprache *„Slait“*, geht also mit der *„Sl-“*-Silbe am Anfang direkt auf den klassisch-lateinischen Ortsnamen *„scledum“* zurück. Der zimbrische Name hatte mithin an der Entwicklung des Vulgärlatein in der Spätantike, welches das *„l“* elidierte, noch keinen Anteil, muss also aus <u>frühester Zeit</u> stammen!

Zuwanderung juthungischer Bajuwaren und Suaven im 5. und 6. Jahrhundert

Wie wir in einem früheren Kapitel ausführlich geschildert haben, wanderten ca. 508 n. Chr. unter Herzog Theodo I. **ost-juthungische Bajuwaren aus Südböhmen** zurück in ihre alten Gebiete nördlich der Altmühl und vereinigten sich dort mit ihren zurückgebliebenen Stammesbrüdern. Ein großes Kontingent befreundeter Donau-Sueben war ihnen schon etwas vorangegangen und hatte sich unter dem künftigen Stammesnamen **Suaven** (alias *„Schwaben“*) etwas westlicher, an der Grenze zur Alemannia, niedergelassen.

In der Folge gelang den Bajuwaren und Suaven mit fränkischer Unterstützung, die Ostgoten unter Theoderich dem Großen aus Bayern und dem nördlichen Alpenraum herauszudrängen und damit die bayerische Hoheits- und Sprachgrenze bis südlich von Bozen vorzuschieben.

Da zu diesem Zeitpunkt die Schwäche der Ostgoten bereits das italienische Kernland erfasst hatte, Ost- und Westrom nach Ende des Akakianischen Schismas sich wieder annäherten und König Theoderich selbst seinem baldigen Ende entgegenging, ergab sich für juthungisch-bajuwarische und schwäbische Einheiten, die sich nicht auf Dauer der fränkischen Herrschaft unterstellen wollten, die Möglichkeit, über die Salurner Klause hinaus nach Süden zu ziehen, um sich wie weiland ihre Vorfahren ebenfalls auf den Hochplateaus und in Seitentälern der Südalpen niederzulassen.

Wer an der Zugrichtung zweifelt, mache sich bewusst: Über 300 Jahre lang hatten sich die Juthungen in wiederholten Anläufen bemüht, in den Süden und nach Italien zu gelangen – bislang vergebens!

Was die Schwaben anbelangt, so hat Prokopius von Caesarea im ersten Buch seines Gotenkriegs um 550 n. Chr. deren Ankunft in Italien sogar schriftlich fixiert. Der spätantike Historiker schreibt, die Schwaben seien an sich ein freies Volk gewesen, ein Teil von ihnen hätte sich aber inzwischen den Franken unterworfen, der andere Teil sei in die Südalpen nördlich der Veneter gezogen:

> *„Liburnis proxima est Istria, deinde regio Venetorum as Ravennam urbem porrecta. Atque hi sunt maris accolae, supra quo Suscii er Suabi, non illi, qui Francis patent, sed ab iiis diversi, interiories terrae tractus obtinent …“*
>
> *„Nach den* (illyrischen) *Liburnern kommt Istrien, anschließend das Gebiet der Veneter, das sich bis zur Stadt Ravenna erstreckt. Die Veneter sind die Bewohner der Küstenebene. Oberhalb von ihnen nehmen die Siscier*[382] *und Schwaben – nicht jene, die den Franken gehorchen, sondern andere – die innere* (Gebirgs-)*Landschaft in Beschlag …“*[383]

Prokop nahm hier vermutlich Bezug auf die Folgen der *„Schlacht an der Bolia“*[384] um 469 n. Chr., in der die pannonischen Ostgoten die Donau-Sueben und andere ostgermanische Völker vernichtend geschlagen hatten, sodass eine suebische Fluchtbewegung in Richtung Westen ausgelöst wurde, der vielleicht auch die Siscier folgten.

Genauso gut ist es möglich, dass die schwäbische Immigration in den Südalpen erst nach 520 n. Chr. erfolgte, zusammen mit den Juthungen/Bajuwaren.

Von den Schwaben wissen wir relativ genau, wohin sie gegangen sind. Den wichtigen Hinweis hierzu verdanken wir einem Bewohner von Lavarone, der noch vor 1849 gegenüber dem deutschen Reisenden J. S. Kohl klarstellte, die Bewohner seines Heimatortes sowie von Lusern und Folgaria stammten im Gegensatz zu den Zimbern der Sieben Gemeinden ursprünglich *„von den Sueven ab, die auch einmal von den Römern geschlagen wurden und, in diese Berge fliehend, sich, ihren Kindern und uns, ihren Nachkommen, den Besitz dieser Alpen erwarben.“* Deshalb sei auch ihre Sprache *„total von der der Cimbern*

382 Wohl die Bewohner von Sziszek in Kroatien, damals Unterpannonien.

383 Vgl. Prokop, Gotenkrieg, Buch 1, 15.

384 Der Name des pannonischen Flusses ist nicht sicher, es könnte auch die nördliche Donau gewesen sein. Siehe hierzu Fußnote weiter vorn.

verschieden“ und nähere sich dem Tirolerischen an.[385] Schwäbischem Einfluss mag es auch zu verdanken sein, dass sich im Luserner Sprachgebiet bis heute auffallend viele deutsche Diminutive erhalten haben z. B. *„Bisele“, „Ghertele“, „Klökkle“* u. v. a. m.

Vor dem geschilderten historischen Hintergrund handelt es sich bei der Kunde von den *„Schwaben“* um eine glaubhafte Information – mit der Konsequenz, dass gerade die Luserner, die als letzte das *„Zimbrische“* im Alltag sprechen, im Grunde genommen keine Zimbern sind. Und genau dies haben diese auch nie behauptet!

Noch heute ist der Sprachunterschied zwischen Lusern und den Sieben Gemeinden deutlich; er konterkariert auch manche Annahme, dass die Erstbesiedelung Luserns von Asiago aus via Assatal in Gang gekommen sei. Zum Vergleich ein Ausschnitt aus beider Vaterunser:

„Vatar ünsar, bo do pist in hümbl, as da sai haile doi nam, as da khem doi raich …“ (Lusern)

„Ugnar Baatar, ba pist in hümmel, zai gaholighet dar dain namo, as khemme dar dain regno …“ (Sette Communi)

Das unterschiedlich formulierte Possessivpronomen *„dain“* – *„doi“* erinnert uns an die heutige, wohlgemerkt nicht-alemannische Sprache der bayerischen Schwaben, in der der Diphthong *„ei“* oft zu *„oi“* verbildet ist: Vgl. *„Doig“* = Teig, „Schdoig“ = Steig, *„Schdoinr“* = Steig, *„oiner“* = einer usw.

Soviel als Anregung zu einem wissenschaftlichen Sprachvergleich!

Falls Juthungen im Trentino blieben und nicht mehr in ihre dritte Heimat nördlich der Altmühl oder in die Bavaria nördlich der Alpen zurückkehrten, dann nehmen wir wegen einer ähnlichen Stoßrichtung wie bei den Schwaben (Seitental links der Etsch) an, dass sie nach 520 n. Chr. zunächst das Cembra-Tal besiedelten. Möglicherweise ließen sie sich an einem befestigten Ort nieder, den sie *„Cimbra“* nannten, falls dieser nicht schon von einer rätische Vorbevölkerung gegründet worden war.

Ein mit Weinbergen gesäumter Hügel südöstlich des heutigen Cembra, hoch über dem Fluss Avisio, entspricht am ehesten dem Standort der einstigen Burg Cimbra.

385 Vgl. J. S. Kohl: Die cimbrischen und suevischen Bergbewohner an der Gränze des lombardisch-venetianischen Königreichs, in J. S. Kohl: Alpenreisen, Leipzig und Dresden 1849, als Abdruck in: Cimbernland, Bd. 14, 1987, S. 200.

Von der Burg *„Cimbra“*, welche zweifelsohne den spezifischen Namen der Kimbern trägt,[386] berichtet im 9. Jahrhundert Paulus Diaconus. In Buch 3, Kap. 30 seiner Lombardengeschichte ist vermerkt, dass zur Zeit des Frankenkönig Childeberts II. (570 – 596 n. Chr.) und des Langobardenkönigs Authari (ca. 540 – 590 n. Chr.) im Cembra-Tal diese Festung gestanden habe.

Für das Jahr 590 n. Chr., also für eine Zeit, in der sich die Franken von den Bajuwaren längst abgewandt hatten, weil deren Herzog Garibald I. (ca. 500 – 593 n. Chr.) soeben den Brenner überschritten und das Gebiet um Brixen besetzt hatte, außerdem mit den Langobarden paktierte, findet sich folgender Eintrag:

> *„Pervenit etiam exercitus Francorum usque Veronam et deposuerunt castra plurima per pacem post sacramenta data... Nomina autem castrorum quae diruerunt in territorio Tridentino ista sunt: Tesana, Maletum, Sermiana, Appianum, Fagitana, Cimbra, Vitianum, Bremtonicum, Volaenes, Ennemasse et duo in Alsuca et unum in Verona. Haec omnia castra cum diruta essent a Francis, cives universi ab eis ducti sunt captivi …“*
>
> *„Heerhaufen der Franken kamen auch bis Verona und haben nach dem Friedensschluss die meisten Burgen geschliffen. Die Namen dieser Burgen im Trentino sind: Tisens, Malè, Sirmian, Hoch-Eppan, Faedo, Cembra, Vezzano, Brentonico, Volano, Neumarkt, auch zwei in Valsugana und eine in Verona. Nachdem die Franken all diese Burgen zerstört hatten, verschleppten sie auch noch alle Insassen als Gefangene …“*[387]

Wenig später zogen sich die Franken aus den Alpen wieder zurück. König Authari, der durch die Ehe mit Theudelinde (ca. 570 – 627 n. Chr.), der Tochter des bayerischen Herzogs, ein Bündnis mit den Bayern gesucht hatte, wurde noch im selben Jahr ermordet.

Wenig später sandte König Agilulf (+ 615 n. Chr.), der zweite Mann Theudelindes, Bischof Agnellus von Trient (ca. 577 – 595 n. Chr.) zu Brunichild (ca. 550 – 613 n. Chr.), der Mutter Childeberts II., und erreichte so, dass diese mit eigenem Geld die Trientiner Gefangenen auslöste und in ihre Heimat zurückkehren ließ.[388]

Wenigstens bei den ehemaligen Juthungen aus Cembra könnte der Hinweis geholfen haben, dass es sich um frühere Verbündete der Franken handelte.

Diese Juthungen hatten gegenüber den Bajuwaren nördlich der Alpen trotz allem das bessere Los gezogen, denn Paulus Diaconus berichtet, dass im Jahr 595 n. Chr. 2000 bajuwarische Krieger unter Herzog Tassilo I. von den Awaren unter ihrem Führer Kakan erschlagen wurden, als sie in slawisch beherrschtes Gebiet (Osttirol? Kärnten?) eingefallen waren.[389]

Wir nehmen an, dass es sich bei dem Kontingent bajuwarischer Juthungen im Trentino insgesamt um keine sehr große Volksmenge handelte, da der allergrößte Teil von ihnen in der nördlichen Bajuwaria verblieben war.

Der Name der zerstörten Festung von Cembra spricht dafür, dass sich diese reinrassigen Nachfahren der Kimbern nach doppeltem Namenswechsel (Juthungi, Bajuwarii) in der Vergangenheit nunmehr in Nähe des Schlachtortes von 101 v. Chr. auf ihre eigentliche Abstammung zurückbesannen. Vermutlich legten sie bewusst den Namen *„Bajuwaren“* ab und übernahmen ab sofort den Namen ihrer Urväter, wozu sie die nahe Verwandtschaft auf dem Plateau von Rotz zusätzlich motiviert haben mag.

Damit liegt auch ein Indiz dafür vor, dass die Juthungen im Trentino in der Tat auf die Nachkommen der vormaligen Kämpfer gestoßen waren.

---

386 Die Ableitung vom Stamm der Symbrer (Strabo) steht u. E. auf ebenso tönernen Füßen wie die vom Phytonym der Zirbe „pino cembro“. Im ersten Fall liegt vermutlich eine Verwechslung mit dem keltischen Stamm der Insubrer vor, im zweiten Fall die Verwechslung von Ursache und Folge.

387 Vgl. MGH SS rer. Lang. 1, Pauli Diaconi Historia Langobardorum, Buch 3, Kap. 31.

388 Vgl. a. a. O., Buch 4, Kap. 1.

389 Vgl. a. a. O., Buch 4, Kap. 10.

Mit den germanischen Zuwanderern kamen übrigens auch andere Namen: Etwa ab dem 6. Jahrhundert wurde in der betreffenden Alpenregion aus dem keltoromanischen Gewässernamen*„Medoacus major“ plötzlich* der germanische *„Brint“* oder die *„Brintach“* (Brint-aha, die heutige Brenta), der *„Medoacus minor“* mutierte zum Astego.[390]

Soviel nur nebenbei.

Am Ende noch ein Wort zu den Alemannen:

Die bayerischen Schwaben als Nachfahren der *„Suavi“* werden heute des Öfteren mit den Alemannen in einen Topf geworfen – zum eigenen Leidwesen. Den Juthungen ist dies in der Vergangenheit passiert (vgl. Ammianus Marcellinus). Nichts davon ist stichhaltig, wir wir bereits eingangs mit Hilfe antiker Quellen nachgewiesen haben. Die Kluft projiziert sich nun auch auf die zimbrische Sprachminderheit in Italien:

Dass weder die Zimbern der Sieben und Dreizehn Gemeinden noch die Ur-Schwaben von Lusern, Folgaria und Lavarone zu den Alemannen zählten, ist trotz deren Ansiedlung in den Alpen unter den Ostgoten[391] aus einem relativ einfachen Sprachargument heraus so gut wie ausgeschlossen: Die zimbrischen Dialekte verwenden für das deutsche Wort *„gewesen“* ein *„gabeest“* (gewest), das sich z. B. identisch im Nordbayerischen findet. Im Alemannischen wäre unbedingt ein *„g'sî“* oder *„g'sîn“* zu erwarten gewesen!

390 Urkundlich 976 n. Chr. erstmals so erwähnt.

391 Vgl. das entsprechende Zitat des Dichters Ennodius weiter vorn. Heute nimmt man an, dass die Alemannen im Oberinntal und in Graubünden angesiedelt worden waren.

Die juthungisch-bajuwarische Einwanderungswelle zur Zeit der Karolinger

Aufgrund der im Vorkapitel nachgewiesenen, **dreifachen Vertreibung der Bajuwaren** in den Jahren nach 688, 725/28 und 788 n. Chr. erwarten wir für die Südalpen die größte bajuwarische Zuwanderungswelle **zur Zeit der Karolinger**. Dabei dürfte das größte Kontingent schon unter den Angriffen Pippins des Mittleren (nach 688 n. Chr.) aufgebrochen sein.

Da sich dabei vor allem das ehemalige Juthungenland nördlich der Donau entleerte, das einst den bayerischen Dukat merowingischer Prägung bedingt hatte, müssen es größere Kontingente an kimbernstämmigen Bajuwaren gewesen sein, die sich vor der karolingischen Machtübernahme in die Nähe des Langobardenreichs und zu den Verwandten nach Süden flüchteten.

In dieser Zeit setzen wir die **flächendeckende Inbesitznahme der Hochebene von Asiago durch Bajuwaren** und die Herausbildung jener Siedlungskammern an, die später zur autonomen Republik der Sieben Gemeinden führte. Auch das Land der Dreizehn Gemeinden mag in dieser Zeit umfangreicher mit deutschsprachigen Menschen besiedelt worden sein, desgleichen viele andere Orte im Bergland der Städte Trient, Verona und Vicenza.

Dies geschah vermutlich unter der Protektion der Langobarden-Könige, welche von 568 n. Chr. bis zum Ende des 8. Jahrhunderts Oberitalien beherrschten. Die *„Langbärte“* kamen ursprünglich wie die bayerischen Juthungen aus dem hohen Norden. Man kann sie als deren Landsleute ansehen, wenngleich der Ausgangsort und der Verlauf ihrer Südwanderung unter den Experten noch immer umstritten ist.[392] Nicht zuletzt aus diesem Grund suchten die bayerischen Herzöge unter dem Erstarken der neuen fränkischen Herrscherklasse immer wieder Bündnisse mit dem langobardischen Königshaus.

Es ist anzunehmen, dass die Langobarden die juthungischen Bajuwaren auf den Bergen der Südalpen mit umfassenden Freiheitsrechten ausstatteten, wenn sie bereit waren, als sogenannte *„Arimanni“*[393] bedarfsweise Militärdienst gegen die von Norden herauf-dräuende Gefahr durch die Franken zu leisten. Einmal mehr gaben sich also Bedürfnisse und Notwendigkeiten auf beiden Seiten die Hand.

Die angenommene Ansiedlung juthungisch-bajuwarischer Wehrbauern durch die Langobarden ist historisch weitgehend gesichert, denn es existiert eine Urkunde des Doms von Padua, welcher beide Vorgänge *expressis verbis* belegt, sowohl die Ansiedelung freier Germanen auf der Hochebene von Asiago (unmittelbar westlich von Solana), als auch deren Status als Arimannen:

Im Jahr 917 n. Chr., also gerade zum Ende der Karolinger-Dynastie, übertrug Kaiser Berengar I. von Friaul (ca. 850 – 924 n. Chr.) allen Königsbesitz im Brenta-Tal bei Solagna dem Bischof Sibico von Padua,

> *„nec non et omnem judicariam tam Germanorum quam aliorum liberorum hominum qui nunc in predicta valle Solane habitant aut habitaturi sunt …“*
>
> *„dazu gewiss auch die Gerichtsbarkeit über die* (dort wohnenden) *Germanen und anderer*

392 Was Langobarden und Juthungen unterscheidet, sind weniger ihre skandinavischen Ethnien als solche, sondern Zeitpunkt und Ort der Abwanderung, vor allem aber das strategische Vorgehen zu Erreichen der gesetzten Ziele. Die Langobarden wanderten deutlich später als die Juthungen los und kamen aus noch höheren Breitengraden Skandinaviens (n. Paulus Diaconus). Auf der Wanderung waren sie bereit, andere Stämme in den eigenen Verband zu integrieren und vor allem mit Rom, in diesem Fall Ostrom, zu paktieren. Ganz anders die Juthungen: Sie vermieden jegliche ethnische Vermischung (wir erinnern an die „pure Juthungi“ nach Dexippos), vor allem vermieden sie bis zuletzt wegen schlechter Erfahrungen ein Paktieren mit jenem Reich, das zu beseitigen sie sich letztlich vorgenommen hatten.

393 Die mehrfach im langobardischen Schrifttum genannten Arimannen waren weitgehend autonome Föderaten, welche sich nach Erhalt von Siedlungsland zur Sicherung der Nordgrenze des Langobardenreichs verpflichtet hatten.

Menschen, die nun im genannten Tal von Solagna wohnen oder wohnen werden …"[394]

Da im vorangehenden Text dieser Urkunde eine gleichlautende Zeile anstelle des Wortes *„Germanen"* das Wort *„Arimannen"* setzt, darf man beides gleichsetzen. Der Begriff *„Germanen"* beschreibt wiederum recht klar, dass es sich um Deutsche aus Gegenden nördlich der Donau handelte.

Es drehte sich also um germanische Frei- und Wehrbauern, die sich den Langobarden gegenüber zum Militärdienst verpflichtet hatten. Bezüglich der Grundherrschaft und Hochgerichtsbarkeit wurden sie allerdings ab 917 n. Chr. dem Bischof von Padua unterstellt. Dies bedeutete eine formale Entrechtung, die aber ihrem *a priori* gegebenen Autonomiestatus keinen wesentlichen Abbruch getan haben muss.

Als ehemals arimannische Wehrbauern hatten die Zimbern übrigens bis zum 19. Jahrhundert hinein das Recht, Waffen zu tragen.

Am 12. November 924 n. Chr. bestätigte König Rudolf II. von Burgund (ca. 880 -937 n. Chr.) diesen Besitz in der Grafschaft Vicenza,[395] zu dem nach S. Schindele speziell Liegenschaften in den zimbrischen Orten Gallio, Asiago, Rotzo und Roana und im nicht-zimbrischen Albaredo gehörten.[396]

Die damalige Zuwanderungswelle muss z. T. auch die Tallagen und Städte betroffen haben; man kann geradezu von einer Verdeutschung sprechen:

Dem Freisinger Traditionsbuch zufolge schenkten in den Jahr 818 und 823 n. Chr. die Bischöfe Andreas und Francho von Vicenza ihren elterlichen Besitz in Suuindaha (Schwindach b. Erding oder die Schwindau b. Schwindegg) dem Hochstift Freising, sie waren also gebürtige Bayern.[397] Es ist anzunehmen, das sich in Vicenza spätestens nach der völligen Zerstörung durch die Ungarn im Jahr 899 n. Chr. eine größere Verwaltungseinheit oder Militäreinrichtung der zimbrischen Arimannen etablierte, sodass im Hochmittelalter die Stadt zu Füßen der *„terra Cimbria"* den Namen *„Cimbria"*, daneben auch den zimbrischen Namen *„Wiesentain"* trug.[398]

Analoge Verhältnisse gelten für Verona: Nach Abt Agostino dal Pozzo (1732 – 1798) soll eine Urkunde des 8. Jahrhunderts existiert haben, die dieselben Deutschen auch in den Lessinischen Bergen auswies: *„Teodisci delle montagne Veronese"*, d. h. diese *„Deutschen der Berner Berge"*. Es ist sicherlich auch kein Zufall, wenn 774 n. Chr. in Verona ein deutscher Bischof namens Sigibert investiert wurde. Ab 840 n. Chr. residierte dort sogar ein deutscher Bischof mit dem nordischen Namen Noting. Das bischöfliche Deutschtum hielt bis ca. 1200 n. Chr. an; zwischen 1072 und ca. 1118 n. Chr. waren 7 Bischöfe in ununterbrochener Reihe *„Todesci"* oder *„Ultramontani"*.

Ähnliches gilt übrigens auch für Padua.

Wir bitten zu beachten:

Selbst der größte Skeptiker, der allen Indizien zum Trotz die italienischen Ur-Zimbern (aus der Zeit des Konsuls Marius) negiert, kommt an diesem umfangreichen, möglicherweise mehrzeitig erfolgten Zuzug juthungischer Bajuwaren in den Südalpen zur Zeit der Karolinger nicht vorbei. Da sich diese – im Gegensatz zu den Langobarden – nie zuvor mit anderen Stämmen genetisch vermischt und den Verlust der Freiheit durch wiederholte Wanderungsbewegungen vermieden hatten, handelte es sich bei ihnen um reinrassige, freiheitsliebende Kimbern, die ursprünglich aus der jütländischen Urheimat stammten! Kein Wunder, wenn sich nun das Land und die zugehörige Stadt nach den Zimbern benannten!

---

394 Vgl. A. Gloria: Codice Diplomatico Padovano dal secolo sesto a tutto l'undecimo, Venezia 1877, S. 48.

395 Vgl. a. a. O., S. 53f.

396 Vgl. S. Schindele: Reste des deutschen Volkstumes südlich der Alpen, in: Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland, Köln 1904, S. 62.

397 Vgl. Cozroh-Codex, fol. 237, 289v-290v., auch T. Bitterauf: Die Traditionen des Hochstifts Freising, Bd. 1, München 1905, S. 341ff und 420ff.

398 Im 12. Jahrhundert sei das Gebirge zwischen Valsugana im Norden und Verona, Vicenza im Süden "terra Cimbria", die Stadt Vinzenca selbst "Cymbria" genannt worden. So der Historiker Battista Paglarino (1407-1472). Vgl. B. Paglarino: Cronche di Vinzenca, Ausgabe 1663, S. 2.

Hier trifft sich also in Bezug auf die Ethnogenese der Zimbern die sog. Bajuwaren-Hypothese stimmig mit der Hypothese der Ur-Kimbern, wohingegen die Langobarden-Hypothese entfallen kann. An der fehlenden Koinzidenz der beiden ersten waren bisher alle Erklärungsmodelle zur Abstammung der Zimbern gescheitert!

Intensiver Austausch mit dem Herzogtum Bayern unter Ottonen, Saliern, Staufern und Welfen

Mit dem Tod Berengars I. von Italien war das westliche Kaisertum 924 n. Chr. erloschen. Unter dem nachfolgenden Sacrum Imperium der römisch-deutschen Kaiser des Hochmittelalters weitete sich der Kultur- und Menschenaustausch zwischen der Südalpen-Region, dem Herzogtum Bayern und dem Rest des Reichs stark aus. Allerdings wurden in dieser Zeit auch Strukturen geschaffen, die später, zur Zeit der großen Territorialherren ab ca. 1200, diesen Austausch wieder behinderten.

Zu einer Intensivierung und quasi amtlichen Festschreibung der Beziehung zwischen dem Herzogtum Bayern und den deutsch besiedelten Südalpen kam es, als Kaiser Otto I., nachdem er im Vorjahr die Königswürde von Italien erlangt hatte, auf einem Augsburger Hoftag im Jahr 952 n. Chr. das vormals langobardische Herzogtum Friaul (mit der Hauptstadt Cividale) und die Markgrafschaften Verona (mit der Grafschaft Trient), auch Istrien und Aquileia mit dem Herzogtum Bayern vereinigte.

Allein dieser Akt ist ein untrügliches Indiz dafür, dass in beiden Provinzen der bajuwarische Bevölkerungsanteil stark zugenommen hatte und nunmehr sogar Gebiete der nördlichen Poebene betraf. In dieser Zeit bestand jener fast durchgängig deutsche Sprachraum von Bayern bis Norditalien, der schon im Vorkapitel aufgezeigt wurde.

Allerdings währte diese Periode nur kurz, denn Kaiser Otto II. machte die Regelung im Jahr 976 n. Chr. wegen des anhaltenden Konflikts mit Herzog Heinrich dem Zänker wieder rückgängig. Durch Schaffung eines eigenständigen Herzogtums Kärnten und den Entzug der Markgrafschaften Verona und Friaul wurde die Fläche des Herzogtums Bayern um ein Drittel gemindert.

Im 10. Jahrhundert kam es zu **weiteren Vertreibungen im Herzogtum Bayern** und es ist anzunehmen, dass wie schon in den Jahrhunderten zuvor der Südalpenraum den Fluchtpunkt der jeweiligen Exulanten darstellte:

- Als z. B. Herzog Arnulf aus der Dynastie der Luitpoldinger 937 n. Chr. gestorben und sein Sohn Eberhard als *„dux in regno Bawarie“* nachgefolgt war, kam es zum Kräftemessen mit König Otto. Diesem gelang es erst im zweiten Anlauf und mithilfe seiner Vettern, den Babenbergern, den auf Autonomie beharrenden Herzog niederzuringen und ihn mitsamt seiner Anhängerschaft ins Exil zu schicken.[399]
- Hinterher wurde dem jungen Babenberger Berthold unter dem Titel des *„marchio“* die Stadt Regensburg und der Nordgau übertragen, seinem gleichnamigen Halbbruder alsbald das Herzogtum, ehe es 947 n. Chr. an des Königs ungeliebten Bruder Heinrich, den Sachsen, überging. Gegen diesen rebellierten 953/955 n. Chr. die luitpoldinger-treuen Bayern erneut, zusammen mit Liudolf, des Königs Sohn, und jagten zunächst Heinrich aus Amt und Würden. Die Wende kam erst nach der Schlacht auf dem Lechfeld gegen die Ungarn, welche von den Luidolf-Anhängern ins Land gerufen worden waren und nun von den Königstreuen vernichtend geschlagen wurden. Wieder hatten die Babenberger eingegriffen – und wieder muss es zu Fluchtbewegungen gekommen sein …[400]

Jeder Exulantentrupp aus Bayern, der bei den bajuwarischen Zimbern am Alpenrand eintraf, dürfte dort für neues Blut und für jene Sprachauffrischung gesorgt haben, unter der sich das Zimbrische langsam zum Mittelhochdeutschen transformierte.

399 „Iterumque rex in Bawariam revertens omnes sibi subdidit, er Eberhardum Arnolfi filium plus aliis rebellem in exilium misit.“ Vgl. Adalberti Continuatio Reginonis, in: MGH SS rer. Germ. 50, S. 160.

400 Vgl. hierzu H. C. Faußner: Zur Frühzeit der Babenberger in Bayern …, Sigmaringen 1990, S. 13f.

Eine größere territoriale Veränderung ergab sich, als 1004 n. Chr. durch Kaiser Heinrich II. unter Einzug der Grafschaften Trient, Bozen und Vintschgau das Hochstift Trient als geistliche Grundherrschaft gegründet wurde. In ihm hatten ab sofort die Grafen von Tirol die Vogtei inne. Alle nördlich davon gelegenen Grafschaften bis zum Inn gingen in einem neuen Hochstift Brixen auf. Im Jahr 1027 n. Chr. bestätigte Kaiser Konrad II., der seit dem Vorjahr die Langobarden-Krone trug, diese geistlichen Territorien.

Die von Schmeller entdeckte Hungersnot in Bayern um 1050 n. Chr. fiel in die Regierungszeit des Saliers Heinrich II.. In dieser Zeit brach einmal mehr der Konflikt zwischen Kaiser und bayerischem Herzog aus. Als 1053 n. Chr. Herzog Konrad auf einem Merseburger Hoftag abgesetzt wurde, kam es in Bayern zu politischen Unruhen, an denen auch die Welfen ihren Anteil hatten.

Kein Wunder, wenn in dieser Zeit nach einer Absprache zwischen Bischof Walter von Verona und Abt Gotthelm von Benediktbeuren Hintersassen des Klosters Benediktbeuren ins Veronesische auswanderten. Dieser Auszug hatte also nicht nur ernährungstechnische, sondern auch politische Gründe. Der Ortssage von Giazza/Ljetzan zufolge sollen die Exilanten im Progno-Tal in den Lessinischen Bergen gelandet sein. Eine identitätsstiftende Wirkung für die Zimbern hatte jedoch diese Aktion nicht, selbst wenn diese Neuankömmlinge dort unterkamen. Gänzlich absurd ist es anzunehmen, die Zimbern hätten erst von diesen Zimmerleuten (?), mittelhochdeutsch *„cimbarn“*, ihren Namen erhalten.

Freibauern vom Schlage der Juthungen hatten mit verarmten und unfreien Hintersassen von Klöstern nichts gemein!

Ein sprachlicher Austausch mit diesen Leuten und vielen anderen Bayern mag jedoch stattgefunden haben. Dies gilt umso mehr, als im 11. und 12. Jahrhundert für fast alle deutsche Könige und Kaiser bis Friedrich Barbarossa der militärische Konflikt mit dem römischen Papsttum und mit den lombardischen Städten zum Dauerproblem wurde. In dieser Zeit wurde die Verdrängung des italienischen Einflusses in der Poebene und in den Südalpen quasi zur Staatsdoktrin. Fast alle Grafschaften wurden nun mit Deutschen besetzt. Und mit dem Tross der jeweiligen Heere drängten deutsche Händler und anderes fahrendes Volk aus dem Norden ins Land.

Den eher friedlichen Part in dieser bewegten Zeit übernahmen die Welfen, die 1152 n. Chr. von Friedrich Barbarossa mit dem Herzogtum Spoleto, der Markgrafschaft Tuszien und anderen mathildischen Gütern in Mittelitalien belehnt wurden. Zur Hälfte italienischen Geblüts, schafften es Herzog Welf VI. und sein Sohn für ca. eineinhalb Jahrzehnte, unter Anerkennung der italienischen Bevölkerung einen friedvollen Landesausbau in den ihnen verliehenen Domänen auszulösen, mit der Folge eines intensiven Austausches mit ihren teils bayerischen, teils schwäbischen Stammlanden. Da sich die Welfen alsbald in Gegensatz zu den Staufern setzten, formierten sich in den italienischen Stadtrepubliken Parteien, die im 13. Jahrhundert mit den Begriffen *„Ghibellinen“* (für Waiblinger = Staufer) und *„Guelfen“* (für Welfen) belegt wurden und mit diesem Gegensatz den deutschen Einfluss in Italien bis hinein in das späte 14. Jahrhundert belegen.

Kaiser Friedrich I. Barbarossa beschnitt am Ende nicht nur den welfischen Einfluss, sondern gezielt ein weiteres Mal auch die Macht der papsttreuen Bayern, indem er 1156 n. Chr. dem Herzogtum Bayern die Ostmark und 1180 n. Chr. auch noch die Steiermark entzog.

Dem Austausch von Menschen beiderseits der Alpen tat dies jedoch keinen wesentlichen Abbruch, zumal mit der immer höheren militärischen Präsenz der Deutschen in Oberitalien auch sehr viele deutschsprachige Zivilisten ins Land kamen, von denen durchaus nicht alle nach Hause zurückkehrten.

In dieser unruhigen Zeit werden die Zimbern immer öfter aktenkundig:

Um 1150 n. Chr. soll das ursprünglich suavische Folgaria/Vielgereuth durch Bischof Heinrich von Bozen mit Zimbern besiedelt worden sei, u. U. auch der Monte Baldo über dem Ostufer des Gardasees, die beide deutsche Namen mit zimbrischer Klangfarbe tragen (Gardasee = Garten-See, Monte Baldo = Waldberg). Nicht ohne Grund lag auf den Monte Baldo später eine Wallfahrt der Dreizehn Gemeinden. Die Lessinischen Gemeinden sollen sich nach den Recherchen Erzherzog Johanns von Österreich erstmalig unter Friedrich Barbarossa als politische Einheit formiert haben, was durchaus vernünftig klingt, wenn

man voraussetzt, dass die zimbrische Kolonisation schon deutlich zuvor stattgefunden hatte.[401]

Auch die kirchliche Struktur der zimbrischen Gemeinden nahm in dieser Zeit erstmals Formen an. Am 1. Dezember 1172 wurde in Verona ein *„archipresbyter Cimbriorum“* investiert.[402] Die allermeisten Kirchen blieben aber Filialkirchen italienischer Gemeinden in den Tälern.

Bis 1204 n. Chr. soll es den meisten Bauern auf der Hochebene von Asiago gelungen sein, die klösterliche und bischöfliche Grundherrschaft durch Kauf wieder abzuschütteln. Der Feld- und Wiesenbesitz wurde künftig ganz nach alter Germanenart gemeinsam verwaltet und genutzt, als sogenannte Allmende.

Anderen Bergregionen ging es nicht so gut. So genehmigte im Jahr 1216 der Trienter Erzbischof und staufische Reichsvikar Friedrich von Wangen zwei Bozener Adeligen die Neuansiedlung von 20 zinspflichtigen Familien aus den Sieben Gemeinden auf den Hochebenen von Folgaria und Lavarone, was zum Ausbau der dortigen zimbrischen Kolonie führte. Lusern wurde wenig später von denselben Leuten in Besitz genommen.

Vermutlich konnten sich im 12. und angehenden 13. Jahrhundert die zimbrischen Bergbauern dem regen Treiben in den Tälern und damit neueren Spracheinflüssen aus ihrer alten bayerischen Heimat heraus nicht entziehen. Der von Schmeller definierte deutsche Sprachkeil, der heute bei Salurn abbricht, aber früher vom bayerischen Alpennordrand bis hinab nach Verona und in die Poebene reichte,[403] erfuhr also im Hochmittelalter noch Transformationen und Adaptationen, die zimbrische Sprache blieb lebendig und wandelbar.

Politische Konsolidierung und sprachliche Isolierung ab dem 13. Jahrhundert

Im 13. Jahrhundert konstituierten sich erstmalig formell die Bünde der Sieben und Dreizehn Gemeinden, unter schriftlicher Garantie ihres Autonomiestatus durch die jeweiligen Landesherrn. Man muss sich die Struktur der Gemeinden wie eine Art von Eidgenossenschaft nach Schweizer Vorbild vorstellen.

Die Kommune der Sieben Gemeinden entstand im Jahr 1260 n. Chr., diejenige der Dreizehn Gemeinden am 5. Februar 1287 (durch Verfügung des Veroneser Bischofs Bartolomeo della Scala). Damit ging die Neugründung von ca. 25 Höfen bei Roveré di Velo einher, deren Privilegien 1367 auf das ganze Gemeindegebiet von Roveré ausgedehnt wurden.

Im Jahr 1295 begannen in den Sieben Gemeinden die alljährlich im Mai abgehaltenen Versammlungen der Freibauern. Dies war ein Modell mit basisdemokratischen Elementen, ganz im Stil der germanischen Vorfahren, der Kimbern, Juthungen und Bajuwaren.

Am 29. Juni 1310 wurde die Republik der 7 Gemeinden offiziell ausgerufen. Ihre Verfassung beginnt mit dem Satz *„Dise saint Siben Alte Komeun, Prudere Liben“*.

Allerdings lag die hohe Gerichtsbarkeit künftig beim Hochadel, von 1311 bis 1387 n. Chr. bei den Skaligern von Verona, von 1387 bis 1404 n. Chr. bei den Visconti aus Mailand, zuletzt, ab 1404, über 393 Jahre bei der Republik Venedig. Sie alle ließen den Autonomiestatus der Zimbern weitgehend unangetastet, d. h. in dieser Zeit genossen die zimbrischen Freibauern völlige Entlastung von Steuern, Abgaben und Zöllen. Zwar mussten die Zimbern unter der Serenissima keinen externen Wehrdienst leisten, hatten aber wie zur Langobardenzeit die Verpflichtung, *„stets jene Pässe ihrer Gebirge zu bewachen und zu verteidigen, über die man aus Deutschland nach Italien gelangen könnte.“*

401 Vgl. Schindele, Volkstum, S. 104.

402 Vgl. G. Bragadino: Notizie storiche delle Chiese di verona, Buch 3, Verona 1750, S. 321.

403 „Und dieser Schluss führt auf den weitern, dass in solcher Zeit der jetzt bei Salurn abbrechende deutsche Keil durch die Täler der Etsch, der Brenta usw. bis an die dichtere italienische Bevölkerungsmasse der Ebene hinabgereicht habe.“ Vgl. Schmeller, Cimbern 1837, S. 705.

Die faktische Unabhängigkeit endete erst, als die zimbrischen Gemeinden 1797 unter die Herrschaft Österreichs gerieten, ab 1805 dem (napoleonischen) Königreich Italien zugeschlagen wurden, zwischen 1814 und 1866 ein weiteres Mal an Österreich fielen und ab 1866 im geeinten Italien aufgingen.

Für uns ist es faszinierend zu sehen, dass die Kimbern/Zimbern, die ab der Zeitenwende für ihre inneren Freiheiten und sinnvollen ökonomischen Strukturen gegen die Hegemonie der Römer gekämpft und dabei viel Blutzoll gezahlt hatten, diese Freiheit trotz aller weiteren Widerstände durch die Zeit der Ostgoten, Franken, Karolinger etc. bis an die Schwelle des 18. Jahrhundert tragen konnten!

Mit der inneren Konsolidierung der Zimbern-Gemeinden ab dem 13. Jahrhundert ging allerdings eine weitgehende Isolierung einher. Mit der italienisch sprechenden Bevölkerung der Täler und der Poebene wollten sie sich die *„deutschen“* Zimbern nicht vermischen, also vermieden sie intensivere Kontakte und genetische Vermischung.

In dieser Zeit brach der vorher so lebhafte Austausch mit dem Herzogtum Bayern vollständig ab.

Dies hat mit dem desaströsen Ende der staufischen Politik, mit dem Aussterben der süddeutschen Welfen und dem Aufkommen der großen Territorialherrschaften zu tun. Reichte noch im 10. Jahrhundert Bayern bis hinab nach Verona, so lagen nun eigenständige, im Folgenden immer mächtiger werdende Herrschaftsgebilde dazwischen, vor allem die große Grafschaft Tirol und das Hochstift Brixen. Die Zeit der großen Italienfeldzüge, die noch im 12. Jahrhundert wegen der starken Menschenverschiebungen zur Verdeutschung Ober- und Mittelitaliens geführt hatten, war mit dem Erstarken der lombardischen Städte vorbei. Kaiser Friedrich II. wiederum, selbst mehr Italiener als Deutscher, zog als entschiedener Gegner der geistlichen Fürstentümer im Jahr 1237 n. Chr. das Hochstift Trient ein, unterstellte es einem kaiserlichen Podestá, trennte es damit vom Deutschen Reich und schlug es der italienischen Mark Treviso zu.

Damit war das italienische Idiom im Trentino und in den alpinen Nachbarregionen wieder stark auf dem Vormarsch. Dieser Zustand änderte sich auch nicht unter den Habsburger-Herrschern: Sie unterstellten das Hochstift Trient Graf Meinhard II. von Görz und verlagerten ihre eigenen Aktivitäten auf Alemannien und die weiter westlich gelegenen Alpen. Erst 1305 fiel wieder ein Großteil der Grafschaft Trient an den Bischof zurück.

Damit beenden wir unseren summarischen Überblick über die Region der Südalpen, die auch in den folgenden Jahrhunderten Schauplatz zahlreicher politischer Querelen blieben.

Wichtiger als alle weiteren Details ist für diese Arbeit die Erkenntnis:

Ein weiterer Zuzug in den zimbrischen Gemeinden aus Bayern heraus scheint von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zum 18. Jahrhundert weitgehend unterblieben zu sein. Kein Wunder, wenn in dieser Zeit die zimbrische Sprachentwicklung zum Erliegen kam.

Auch die aus Deutschland herbeigeholte Geistlichkeit änderte daran nichts, zumal viele Pfarrer nur kurz in ihren zimbrischen Gemeinden blieben. Die Kunde von der eigentlichen Abstammung der Zimbern geriet allerdings auch in diesen Zeiten der sprachlichen Isolierung nicht in Vergessenheit. So schrieb z. B. Onuphrius Panvinus (1529 – 1568 n. Chr.), ein Veroneser Historiker und Archäologe, nach einer Vorlage von Antonio Loschi aus Padua (um 1400):

> *„Veronae septentrionem versus adjacent majores montes, Germaniae finitimi, super quos Cimbrorum reliquiae adhuc supersunt …“*
>
> *„Im Norden von Verona liegen größere Berge, Germanien benachbarte, auf welchen die Überreste der Zimbern bis heute überlebt haben …“* [404]

Soweit in aller Kürze die Entwicklung der südalpinen Zimbern und ihrer Sprache, wie sie sich uns nach

404 O. Panvinus: Antiquitates Veroneses, Buch 2, Kap. 17.

Aufklärung der Zusammenhänge zwischen Kimbern, Juthungen, Bajuwaren und Zimbern darstellt.

Warum haben sich diese Zusammenhänge bislang nicht anderweitig erschlossen?

Entscheidend sind folgende Punkte:

- **Die Abstammung der Juthungen von den jütländischen Kimbern und ihr Aufgehen in den Bajuwaren ist bislang gar nicht bekannt gewesen.**
- Im Übrigen hatte J. A. Schmeller aus den Erkenntnissen seiner Sprachreise von 1833 folgendes Resümee gezogen:

> *„So viel aber schließen wir aus der großen und einzigen noch fortlebenden Urkunde, der Sprache (der Zimbern), dass im XII bis XIII. Jahrhundert, wie noch heutzutage die Deutschen von Salurn, auch die der südlicheren italienischen Täler und Berge in ununterbrochenem Zusammenhange und Verkehr mit dem großen deutschen Gesamtkörper müssen gestanden und wohl mitunter von daher frischen Zuwachs erhalten haben. Denn was die Sprache der VII und XII Communen usw. Altertümliches zeigt, reicht keinesfalls höher als in den Zustand der deutschen Gesamtsprache in diesem Zeitraume hinauf … Alles ist, wenn es auch je ein anderes gewesen sein sollte, der nachmaligen Sprache Hochdeutschlands assimiliert“*[405]

Schmeller argumentierte hier im Großen und Ganzen korrekt.

Das Dilemma vieler nachfolgender Zimbern-Freunde und Zimbern-Forscher lag jedoch darin, dass sie nach dieser Stellungnahme das 12. und 13. Jahrhundert als <u>Startpunkt</u> des Zimbern-Volkes ansahen,[406] obwohl damit nur der <u>Endpunkt</u> seiner sprachlichen Entwicklung beschrieben war!

Schmeller selbst hatte eine noch frühere Geschichte der Zimbern gar nicht ausgeschlossen.

405 Vgl. J. A. Schmeller, Cimbern 1837, S. 706f.

406 Wobei man vereinzelt relativ willkürlich das geschichtliche Alter der Siedlungen 1 bis 2 Jahrhunderte früher ansetzte.

Bezüge der zimbrischen Sprache zu den Juthungen

J. A. Schmeller hatte mit seiner Annahme, es gäbe aus dem Sprachschatz der Zimbern heraus keinerlei Mittel und Wege, auf frühere Zeiten zu schließen, nicht ganz Recht.

Zum einen haben sich in den Sieben Gemeinden einige Sprachelemente des Zimbrischen erhalten, die auf die **bajuwarische Einwanderung <u>zur Zeit der Karolinger</u>** zurückreichen, z. B. der Erhalt der althochdeutschen Endvokale *„a“*, *„o“* und *„e“* in Wörtern wie *„sunna“* = Sonne, *„earda“* = Erde, *„garto“* = Garten, *„mano“* = Mond, *„haso“* = Hase, *„naamo“* = Name und *„faffe“* = Pfaffe/Priester. In den Dreizehn Gemeinden sind die a-o-Vokale bereits zu *„e“* abgeschliffen, im tridentinischen Zimbrisch ganz elidiert.

Wichtiger sind jedoch Phänomene, welche sich mehr oder weniger direkt mit dem Stamm der kimbrischen Juthungen verbinden lassen.

Da gibt es z. B. gemeinsames Sagengut:

- Die Mär vom *„wilden Mann“* und der *„wilden Jagd“* findet sich gleich oder ähnlich bei den Bajuwaren und in Jütland, wie wir weiter vorn demonstriert haben. Genau dieselben Geschichten füllten im 19. Jahrhundert die zimbrischen Kinderstuben.[407] Dazu folgender Kinderreim: *„Wode, Wode, hol dinem Rosse un Foder, nu Distel un Dorn, tom jahre beter Korn“*.[408] *„Wode“* ist nichts anderes als der germanische Gott Wodan! H. Fink hat die zimbrische Sagengestalt des *„bilje ourke“*, d. h. des *„wilden Ork oder Norgg“* ebenfalls mit Wodan assoziiert.[409]

Von sprachlichen Phänomenen, die uns aufgefallen sind, nennen wir folgende:

- Das zimbrische Wort für Hoffnung ist andernorts komplett ausgestorben: *„Gedinge“* zeigt eine dänische *„ing-“*-Form und war in der Germania weit verbreitet, sicherlich auch bei den Juthungen.
- Die kräftigen *„ea“*-Diphthonge in den zimbrischen Wörtern *„earde“* (Erde, VII, Lusern), *„Bèarn“* (Verona, VII, XIII) oder auch einfach *„ear“* (er, VII oder Ehre, XIII) erinnern an die Lautbildung im Namen des juthungischen Kriegsgottes *„Ear“* (dessen genaue Aussprache wir allerdings nicht kennen). Dazu ein Zitat: *„De bart ist kent auf, un <u>ear</u> at zlight wun jar de worte – Die Wahrheit ist aufgekommen und er hat bei ihrem Licht die richtigen Worte gefunden.“*[410] Mit der umfassenden *„neuhochdeutschen Diphthongierung“* des bayerischen Dialektes (Ober-/Niederbayern) haben diese archaischen Diphthonge nichts zu tun; diese entstand erst nach 1200 n. Chr., als die Zimbern bereits sprachlich isoliert waren.
- Im ältesten Zimbrisch, im Westen der Sieben Gemeinden, ist auch die althochdeutsche Diphthongierung nicht durchgeführt, hier steht z. B. *„liibar pruudar“* statt *„lìabar prùadar“.* Derselbe Beibehalt der älteren Monophthonge betrifft auch das Nordbayerische des ehemaligen Juthungenlandes, im Gegensatz zu den ober- und niederbayerischen Dialekten. Hier ist analog die Rede von *„lībar brūdar“.*
- Ein weiterer zimbrischer Atavismus, der andernorts längst ausgestorben ist, ist das Wort *„lüsnen“* für „hören“. Im nordbayerischen Juthungenland gibt es das Korrelat. Das hier gebräuchliche *„lusen“* meint *„genau hinhören“. „Dalust und daspecht“* lautet der Buchtitel einer Oberpfäl-

407 Vgl. Schindele, Volkstum, S. 103.
408 Vgl. Cimbernland Nr. 15, 1988, S. 7.
409 Vgl. H. Fink: „zimbrisch-tautscha“ Volksgutreste, in: Cimbernland, Nr. 15, 1988, S. 5.
410 Zitat aus einer alt-zimbrischen Übersetzung einer französischen Ode, abgedruckt in F. K. Fulda, Von Veronesischen und Vicentinischen Teutschen, in: Der teutsche Sprachforscher, Bd. 2, 1778, S. 230.

zer Mundartdichterin.

- Es finden sich auch andere, aus dem Norden Europas stammende Germanismen, die sich im ehemaligen juthungischen Siedlungsland nördlich der Donau nahe der Ursprungsform und bei den Zimbern nahezu gleichlautend erhalten haben. Genannt sei z. B. ein Adjektiv für *„glatt“* oder *„schlüpfrig“*, das die deutsche Schriftsprache verloren hat, das aber im nordbayerisch-oberpfälzischen Dialekt noch heute *„haal“*[411] und im Zimbrischen *„héel“* (VII) *oder „hel“* (XIII)[412] heißt, wohingegen es im Niederbayerischen zu *„hai“* sekundär abgeschliffen ist. Schriftlich rückverfolgbar ist das Wort in gleicher Bedeutung bis zum althochdeutschen *„hâle“.* Dass der Begriff ursprünglich aus einer altnordisch-germanischen Sprache kommen muss, belegt die Tatsache, dass er synonym auch im isländischen *„hálur“* oder im schwedischen *„hal“* fortlebt. Nicht minder interessant ist, dass im *„Glossarium Bavaricum“* des Regensburger Sprachforschers Johann L. Prach von 1689 das bayerische Wort *„hal“* in der helleren Aussprache und damit näher am Zimbrischen liegenden *„ha^{e}l“* (mit darübergestelltem -e-) registriert ist,[413] worin sich der Übergang ins Schwäbische, in dem sich das Wort als *„häl“* ebenfalls erhalten hat, manifestiert. Zur Erinnerung: Juthungen und Suaven = Schwaben waren im 6. Jhd. politisch assoziiert, ethnisch und sprachlich nahe verwandt – und nach unserer Ansicht gemeinsam auch im Südalpenraum vertreten!

- Ein ähnlicher, mit einer südbayerischen oder tirolerischen Sprachherkunft unvereinbarer Atavismus stellt das zimbrische Verbum *„schròotan“* (VII) für *„schneiden“* dar, das auch im Substantiv *„Schròotar“* (VII) für *„Schneider“* erhalten ist.[414] In dieser Bedeutung trifft es exakt das proto-germanische Verbum *„skraudana“* für *„schneiden“* (substantivisch *„skraudǭ“*), das sich wiederum von einem proto-indogermanischen *„skrówd^{h}-e-ti“* ableitet.[415] In dieser Bedeutung hat es Einzug in die viele nordische und niederdeutsche Sprachen genommen,[416] während es im Oberdeutschen, also im südbayerisch-tirolerischen Sprachgebiet in keiner Weise nachweisbar ist.[417] Spätestens mit Übergang zum Mittelhochdeutschen kam es zu einer Sinnverschiebung; das Wort meinte nun *„zerhacken, zerkleinern‘*, analog zum hochdeutschen Wort *„schroten“.*

  Mit ihrem *„schròotan“* für *„schneiden“* oder *„Schròotar“ für* „Schneider“ *haben sich die Sieben Gemeinden* ein ur-nordgermanisches Idiom behalten, das sich nicht durch eine bayerische Einwanderung im Allgemeinen, sehr wohl aber durch eine kimbrische Einwanderung vor der Zeitenwende oder eine sukzessive juthungische Einwanderung ab dem 6. Jahrhundert mit Import einer alten nordischen Sprachwurzel erklären könnte. Lusern hat übrigens das Sprachrelikt offensichtlich erst spät, mit der Entwicklung des Mittelhochdeutschen, adaptiert, denn *„schrôtn“* meint dort schon nicht mehr *„schneiden“* im eigentlichen Sinn, sondern *„zerhacken, zerkleinern“.*

411 Vgl. z. B. den Kommentar des bayerischen Sprachwissenschaftlers L. Zehetner in: Die Mittelbayerische Zeitung, Ausgabe von 21. April 2018.

412 Vgl. Stichwort „héel“ in .http://www.cimbern-kuratorium-bayern.de/index.php/online-woerterbuch.html.

413 Vgl. Jo. Ludovici Praschii Dissertatio altera de origine Germanica Latinae linguae: qua dissertatio prior, una cum onamastico Germanico-Latino, aliquatenus suppletur & explicatur, adeoque via aperitur novo etymologico; accedit Glossarium Bavaricum, Regensburg 1689, S. 19.

414 Vgl. Stichwort „schròotan“ in http://www.cimbern-kuratorium-bayern.de/index.php/online-woerterbuch.html.

415 Vgl. Guus Kroonen: Etymologisches Wörterbuch der Proto-germanischen, Leiden Boston 2013, S. 447.

416 Altnordisch substantivisch „skrjóðr“, altfriesisch verbial „skrēda“, substantivisch „skrûd“, altsächsisch, altholländisch verbial „skrōdan“, althochdeutsch verbial „scrōtan“, substantivisch „scrōt“, mittelhochdeutsch verbial „schrâden, schrôtaere“, niederdeutsch verbial „schraden“.

417 Giovanni Rapelli hat erstmalig auf dieses Phänomen, das die herkömmliche Bayern-Theorie konterkariert, aufmerksam gemacht. Vgl. G. Rapelli: Testi cimbri. Gli scritti die Cimbri dei Tredici Comuni Veronesi, Verona 1983, S. 33.

Nicht minder wertvoll als diese Analogien sind für uns die Argumente, die der deutsche Sprachforscher **Bruno Schweizer** (1897 – 1958) zugunsten seiner **Langobarden-Theorie**[418] entwickelt und 1948 veröffentlicht hat. Die langobardische Abstammung der Zimbern wurde 1974 auch vom italienischen Germanisten Alfonso Bellotto unterstellt und 2004 vom zimbrischen Linguisten Ermenegildo Bidese erneut aufgegriffen.[419]

Wenn man die Abstammung von den Langobarden auf die Juthungen überträgt, erlangen die Befunde B. Schweizers ein großes Gewicht:

Ein alter Cimber.

- Schweizer schildert zunächst, dass *„solch germanisch aussehende blonde, blauäugige, hellhäutige Leute* (wie die Zimbern) *in Tirol und Bayern die Ausnahme, aber nicht die Regel“* seien. Nach den Erfahrungen des Dritten Reiches[420] werden heute derartige Äußerungen über eine somatische Sonderheit in die rassistische Ecke gestellt und als unwissenschaftlich abgetan, dennoch steckt in ihnen eine gehörige Portion Wahrheit. So trug bis zum 1. Weltkrieg die Fahne der Sieben Gemeinden sieben blonde Köpfe im Mittelschild, womit den Bewohner die nordische Rasse attestiert wurde.

  Die Schlussfolgerung, die Schweizer aus seinen Erkenntnissen über die Rasse der Zimbern zog, ist geradezu visionär, da er von der rassischen Reinheit der juthungischen Bajuwaren des 6. und 7. Jahrhunderts noch nichts wissen konnte:

  „Ich glaube, die Zimbern müssten schon sehr früh, mindestens um 600 bis 700, etwa als Vorausabteilung der Tirol besetzenden Urbaiwaren, bis Vicenza und Verona vorgestoßen sein und dann, da ja das gute Land schon von den Langobarden besetzt war, sich mit den unwirtlichen Gebirgstälern begnügt haben und ferner von ihrem 'Wirtsvolke' die bekannten Rassegesetze übernommen haben, die ihnen dann den Bestand ihrer rassischen Eigenart bis zur Gegenwart gesichert hätten. Eine spätere Einwanderung, insbesondere eine solche im XII. oder XIII. Jahrhundert, würde aus Bayern oder Tirol wohl nur verarmte Hintersassen schlecht verwalteter Herrschaften von ganz unberechenbaren körperlichen Merkmalen gebracht haben; die Zeit der großen Ostkolonisation war fast vorbei und die des inneren Ausbaues war gekommen, wie uns die vielen Rodungsnamen aus jener Zeit um die Altsiedlungen herum deutlich lehren. Die Siedler dieser späteren Epoche hätten niemals das Selbstbewusstsein und den Freiheitswillen, den kriegerischen Geist und republikanischen Sinn aufgebracht, der aus allen Nachrichten über die Zimbern und nicht zuletzt aus den Gesetzen und Statuten spricht, unter denen sie viele hundert Jahre lebten, und die sie natürlich immer wieder ihren Oberherren abtrotzen mussten. Selbst für Siedler der bairischen Ostkolonisationszeit (955—1000) erscheint mir solche Gesinnung nicht mehr wahrscheinlich. Sie kann sich auch nicht von selber bilden, wenn nicht Keime geistiger Art vorhanden sind, die den Leuten das Bewusstsein geben, irgendein großes, ruhmvolles, wenn auch tragisches Schicksal der Ahnen fortzusetzen. Es hätte sich m. E. auch irgendwo die Spur einer

418 Zu den folgenden Zitaten vgl. Bruno Schweizer: Die Herkunft der Zimbern, in: Jahrbuch für vergleichende Volkskunde „Die Nachbarn“, Bd. 1, Göttingen 1948, auf diversen Seiten.

419 E. Bidese gibt in diesem Artikel auch eine schöne Übersicht über den Sachstand der Zimbernforschung. Vgl. E. Bidese: Die Zimbern und ihre Sprache: Geographische, historische und sprachwissenschaftliche relevante Aspekte, in T. Stolz: „Alte“ Sprachen, Kolloquiumsband, Bochum 2004. S. 3ff.

420 Über welche natürlich B. Schweizer reichlich verfügte: Er wurde 1934 wegen seiner Weigerung, in die NSDAP einzutreten, aus seiner Stelle an der Universität München entfernt, ließ sich aber 1937 – wohl notgedrungen – eines Besseren belehren und trat in Heinrich Himmlers Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe e. V. ein.

Einwanderungssage erhalten müssen, aus der Beziehungen zu Bayern oder Tirol zu entnehmen wären — aber trotz des erstaunlichen Sagenreichtums findet sich nichts davon. Im Gegenteil, die Leute kennen Tirol nur wie ein feindliches Hinterland und Deutschland oder Österreich erst, seitdem sie dort als 'Italiener' Sommerarbeit suchten, was wohl erst seit 1803 möglich war …"

Schweizer hatte mit dieser intuitiven Einschätzung völlig recht. Das einzige, was bei ihm fehlt, ist das Wort Juthungen!

- Wenn die Zimbern keine deutschen Worte für die Städte Innsbruck, Wien und München kennen, die alle im 12. und 13. Jahrhundert entstanden, dann muss ihre Einwanderung schon deutlich vor deren Gründung erfolgt sein. Die fehlende Verbindung zu Tirol ist obendrein dadurch belegt, dass sie hierfür nur das italienische Wort Tirolo kennen. Auch sonstige Eigenbezeichnungen des südbayerischen Raumes fehlen. Dies muss aber nicht verwundern, wenn man die Juthungen in Betracht zieht. Sie kamen aus dem nordbayerischen Raum, hatten zuvor über 300 Jahre nur nördlich des Limes Romanus gelebt.
- Wie Schweizer richtig bemerkte, fehlen im Zimbrischen viele typische Gebirgswörter. Es ist z. B. auffallend, dass die Gebirgstiere Rothirsch, Hirschkuh, Gemse, Auerhahn bei den Zimbern keine alten Namen besitzen, sondern mit Ersatzbegriffen wie *„billar òkso"* = wilder *Ochse*,[421] *„billar khùa"* = wilde Kuh, *„billar gòaz"* = wilde Geiß und *„billar hano"* = wilder Hahn belegt werden. Die Felsen werden einfach *„stela"*, d. h. Brett genannt, die Almen einfach *„Berge"*. Schweizer schloss daraus, dass die Zimbern ursprünglich Flachlandbewohner gewesen sein müssen.

  Für die bajuwarischen Juthungen wie für die alten Kimbern trifft dies umfänglich zu. In der jütländischen Urheimat gab es keine hochalpine Szenerie mit entsprechender Tierwelt, genauso wenig in den Ebenen zwischen Sulz und Schwarzach, nördlich der Altmühl. Die Abhänge des Bayerischen Jura werden noch heute *„Berge*" genannt, obwohl es keine Berge im eigentlichen Sinn sind.
- B. Schweizer bemerkte, dass die Zimbern alles Nutzvieh (Rinder, Schafe und Ziegen) als *„Sache"* zusammenfassten. Da der Begriff in allen zimbrischen Gemeinden gleich sei, müsse er schon in der Zeit vor der Einwanderung entstanden sein und weise im Übrigen auf eine umfangreiche Viehwirtschaft mit großen Herden hin, nicht auf den liebevollen Kleinbetrieb der alpinen Almen.

  Auch bei diesen feinen Beobachtungen gibt es ein kimbrisch-juthungisches Erklärungsmodell: Da die Kimbern des Jahres 101 v. Chr. einen kultischen Stier mit sich führten, kann man auf eine umfangreiche Rinderzucht in ihrer dänischen Urheimat schließen. Die Juthungen des Nordgaus waren, wie z. T. sogar dokumentarisch bewiesen ist, in den sandigen Ebenen des Juravorlandes und an den Jurahängen imstande, Pferde und Schafe in ganz anderen Größenordnungen als in den Alpen zu züchten, sodass für sie diese Herdentiere durchaus zur *„Sache"* werden konnten. *„Das Land ist reich an Vieh, dieses aber meist von kleinem Schlag … Eine zahlreiche Herde – das ist die Freude des Germanen, das Vieh sein einziger und geliebtester Reichtum"* schrieb Tacitus in seiner Germania.[422] Es soll allerdings nicht verschwiegen werden, dass auch die Römer Vieh mit Sachbegriffen belegten. So stehen z. B. bei ihnen die Wörter *„iumentum"* (für Zug- und Lasttier) und *„pecus"* (für Kleinvieh/Schafe) im unpersönlichen Neutrum.
- Der Getreideanbau scheint ursprünglich bei den Zimbern keine große Rolle gespielt zu haben, meinte B. Schweizer: Das Wort *„paugan"* heiße nicht mehr *„pflügen"*, sondern *„durch den*

421 Nicht zu verwechseln mit den „bisontes ferae" des Langobardenkönigs Albuin auf dem nahen „mons regis", die mitunter auch als „wilde Ochsen" übersetzt werden (Paulus Diaconus, Langobardengeschichte, Buch 2, Kap. 8). Hierbei handelte es sich um Bergwisente, die zuletzt nur noch im Kaukasus nachweisbar waren und 1926 ausgestorben sind.

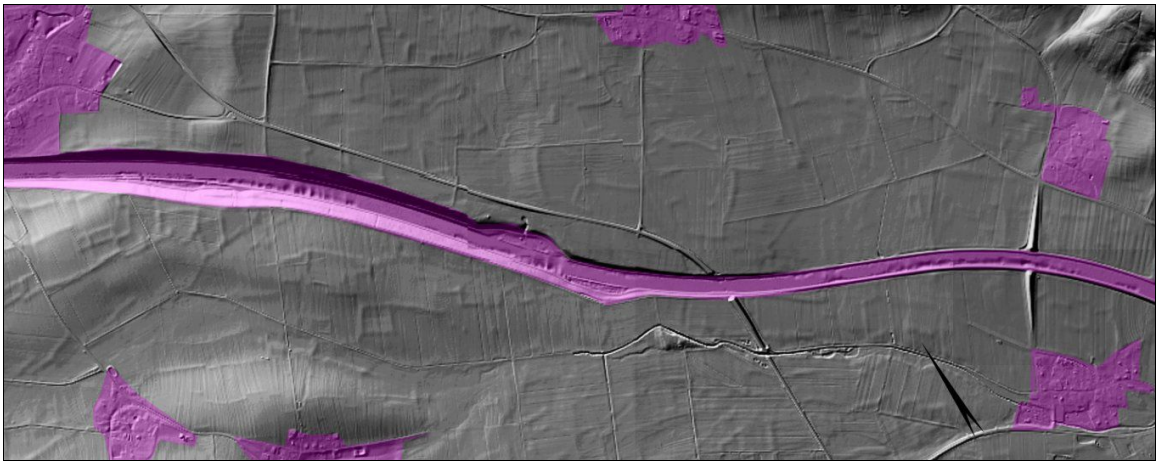
422 Vgl. Tacitus, Germania, Kap. 5.

Schnee waten", *„dreschen"* werde für *„Bäume schütteln"* verwendet, das Pflugsech *„spadia"* habe die Bedeutung *„Degen"* angenommen.

Pflügen und Getreideanbau spielte bei allen Germanen, also auch bei den Juthungen, keine große Rolle: *„Die Sorge für Haus, Herd und Feld ist den Weibern und Alten und jedem Schwächling der Familie überlassen, die Männer sehen müßig zu",* schreibt Tacitus in seiner Germania.[423] Im Lusern des frühen 20. Jahrhunderts scheinen die germanischen Sitten zum Getreideanbau noch voll erhalten geblieben zu sein: *„Die Bestellung der Äckerlein und Wiesen obliegt beinahe ausschließlich den Frauen und Mädchen. Diese müssen im Acker mit der Haue das Erdreich lockern, denn der Pflug kann wegen Mangel an Zugtieren und häufig auch wegen der Lage der Äckerlein nicht verwendet werden …"*[424]

- B. Schweizer schrieb weiterhin: *„Interessant ist schließlich, dass das Wort 'Wand' im Zimbrischen den 'Stein' bezeichnet. Da das Wort doch zu 'winden' gehört, bedeutete es ursprünglich die aus Zweigen und Ruten geflochtene und dann mit Lehm verkleidete Hauswand. Um zur Bedeutung 'Stein' zu gelangen, müssen wir einen langen Umwandlungsweg in einer nur mit Steingebäuden besetzten Gegend voraussetzen, deren Wände eben grundsätzlich aus Bruchsteinen bestanden. Dies konnte nicht das holzreiche Bergland, sondern nur die Ebene sein, die aus dem an Steinbrüchen reichen Gebirgsrand ideales Baumaterial bezieht. Hierher darf man vielleicht auch die Tatsache der Plattenzäune in den holzreichen zimbrischen Gebieten stellen."*

Kaum ein Phänomen wie dieses verweist auf das Bayerische Jura und Jura-Vorland, der ursprünglichen Heimat der in den Südalpen eingewanderten Juthungen. Dort wurden von grauer Vorzeit an bis hinein in das 20. Jahrhundert Gebäude ausschließlich mit Kalk- und Dolomitsteinen gebaut, da dieses Steinmaterial in den natürlichen Steinbrüchen der Jurakanten leicht abbaubar und auch für die Mörtelherstellung geeignet war. Man denke nur an den steinernen Limes, der nur hier und nicht anderswo aufgeführt werden konnte. Noch heute erkennt man im doppelt kontrastverstärkten ALS-Bodenprofil, dass im Sulzgau einst alle Pferche und Weiden mit Platten- und Bruchsteinmauern gesäumt wurden.



Doppelt kontrastverstärkter Laserscan der Rossbach-Auen zwischen Sulz und Schwarzach, nordwestlich von Berching. Violett die Strukturen der Moderne: Rhein-Main-Donau-Kanal und die umliegenden Dörfer. Trotz der zwischenzeitlich durchgeführten Flurbereinigung und des ständigen Tiefpflügens der großen Felder erkennt man im Acker- und Wiesenland noch immer viele sehr kleinräumig angelegte Steinraine, vermutlich aus sehr früher Zeit. Die mittelalterlichen Feldgrenzen, die sich aus dem k. b. Urkataster erschließen, halten sich noch weitgehend daran.

423 Vgl. Tacitus, Germania, Kap. 15.

424 Vgl. J. Bacher: Die deutsche Sprachinsel Lusern …, Innsbruck 1905, S. 53.

- Zuletzt kommen wir zur Beobachtung B. Schweizers, dass sich die Zimbern vor den Geistern Verstorbener fürchteten, sodass sie diese mit einem eigenen Wort (in vielen lokalen Varianten) belegten: **Börpoß**, Börbos, Bölbos, Borpot, Borbot, Borfot, Vorpot. Schweizer leitete die Wortschöpfung von einem Begriff aus dem Edictus Rothari 31 ab,[425] nämlich Walu-pauz oder **Walopaus**, der dort die Gewaltanwendung an einem Freien oder die Vermummung bei der Räuberei beschrieb, ursprünglich aber etwas anderes bedeutete: Das althochdeutsche Wort *„wal"* weise auf die Germanenzeit zurück und bedeute *„Schlachttoter, Gefallener"* und *„pauzan, posan"* soviel wie *„schlagen"*.

  Wir waren von dieser Deutung elektrisiert, hatten doch wir weiter vorn für die Kimbern im Jütland des Jahres 4 n. Chr. und dann wieder für die Juthungen in der Raetia II des Jahres 250 n. Chr. den seltsamen Brauch nachgewiesen, den im Kampf gefallenen Feinden postmortal die Schädel und Gliedmaßen einzuschlagen und die Leichname danach im Wasser zu versenken (siehe weiter vorn).

  Das also war die Grundbedeutung des *„Wala-paus"* im Edictus Rothari oder des *„Börpos"* bei den Zimbern: das kimbrisch-juthungische Zerschlagen gefallener Feinde!

  Bei dieser grausam anmutenden Ritualhandlung ging es wohl darum, ein Wiedergängertum, ein Geister- oder Gespenster-Nachleben des getöteten Feindes zu verhindern! Zum Wiedergängertum und den sogenannten Untoten der nordischen Mythologe lesen wir:

  > *„In den (nordischen) Sagas sind Wiedergänger in der Form des Draugrs ein häufiges Motiv. So zum Beispiel in der Hrómundar saga Gripssonar oder in der Laxdœla saga. Wer einem Wiedergänger begegnete, dem drohte oft ein baldiger Tod. Auffallend ist hier die Betonung der Körperlichkeit des Wiedergängers, die sich zum einen in seiner übermenschlichen Kraft zeigt, zum anderen aber auch in seiner Verwundbarkeit: Draugar können getötet werden, indem ihnen der Kopf abgeschlagen wird …"*[426]

  Kein Zweifel: Juthungen wie Zimbern fürchteten die Begegnung mit Untoten, weil ihnen diese den eigenen, baldigen Tod ankündigten. In christlicher Zeit ging das Wissen darum, wie man Untote verhinderte, verloren, der Begriff des Rituals, *„börpos",* ging auf das Objekt, das Gespenst, über.

Aus all diesen Phänomenen schloss B. Schweizer seinerzeit auf eine direkte Abstammung der Zimbern von den germanischen Langobarden, die schwerpunktmäßig die Poebene besiedelt hatten, scheiterte aber mit der Anerkennung seiner Theorie vor allem deshalb, weil das spezifische Wort *„Zimbern"* eine langobardische Abstammung konterkariert.

Nein, die Zimbern waren nicht langobardischen Geblüts!

Sehr wohl aber hatte B. Schweizer mit der Annahme Recht, dass die Langobarden einst den *„germanischen"* Anteil der Zimbern als **Arimannen** ins Land geholt hatten. Mit diesem Namen wurde im Langobardenreich jene freie, grundbesitzende Schicht von Kriegsleuten und Wehrbauern verstanden, die allein dem König gegenüber waffen- und gerichtspflichtig waren. Gemeinhin wird dieser langobarden-spezifische Begriff vom germanischen Kompositum *„hari-man"* = Heermann abgeleitet; wir fragen uns aber, ob nicht im Präfix *„ari"* vielleicht ein Kriegsgott *„Ear", „Air"* oder *„Ares"* steckt.

Die **Arimannen der Vicentiner und Veroneser Berge** rekrutierte die langobardische Oberschicht aus den **bajuwarischen Juthungen**, die mit den Langobarden aufgrund der gemeinsamen nordischen Urheimat wesensverwandt, im Übrigen aber reinrassige Kimbern/Zimbern waren. Dies allein konnte Schweizer seinerzeit noch nicht wissen, als er schrieb:

425 Vgl. Edictus Rothari in: MGH LL 4, Leges Langobardorum I, S. 18.
426 Auszug aus dem Wikipedia-Artikel „Wiedergänger".

„Die (langobardische) *Regierung schuf so wirtschaftlich selbständige, aber zum Kriegs- und Grenzwachtdienst verpflichtete Staatsbürger und wich der anderen für das Volkstum weniger günstigen Möglichkeit aus, sie als Libellarier dem Großgrundbesitz zu unterstellen, wo sie in kurzer Zeit zu Schollenpflichtigen* (Anmerkung: und damit zu Unfreien) *geworden wären …"*

Freiheit von jeder Hegemonie, Kampf <u>um</u> diese Freiheit, das waren die tragenden Motive der Kimbern alias Juthungen alias Bajuwaren alias Zimbern in all den Jahrhunderten ihrer Geschichte!

Damit haben sich in den Schweizer'schen Entdeckungen all die spontanen Eindrücke bestätigt, die sich für uns bereits ergaben, als wir das erste Mal von den Zimbern-Gemeinden der Südalpen hörten:

- Die frühmittelalterliche Ansiedlung von deutschsprachigen Bauern in entlegenen Bergtälern und Hochebenen der Südalpen muss etwas mit ihrem ausdrücklichen Willen zu tun gehabt haben, die Freiheit zu bewahren und ein Hörigkeitsverhältnis zu vermeiden, also <u>Freibauern</u> zu bleiben.
- Wenn es ein altbayerische Bauernvolk war, das zu einem bestimmten Zeitpunkt das Herzogtum Bayern verließ und nach Süden auswanderte, dann ist die Benennung als *„Zimbern"* dann nicht ungewöhnlich, wenn bei ihm noch das Wissen darüber vorhanden war, dass es in einer direkten Abstammungslinie mit den historischen Kimbern stand, die ihre eigene Freiheit ebenfalls nicht geopfert hatten, sondern lieber in den Tod gegangen waren. Die trifft vornehmlich auf die Bajuwaren juthungischen Geblütes zu, des weiteren auf ihr Brudervolk, die Suaven.
- Die Volksbezeichnung *„Zimbern"* muss zum Zeitpunkt der Einwanderung so etwas wie ein Gütesiegel dargestellt haben, dass von den juthungisch-bajuwarischen Emigranten bewusst gewählt und mit Stolz in der neuen Heimat getragen wurde, weil es mit der Vorstellung von Freiheitswillen und Durchsetzungskraft verbunden war. Dass sie vor Ort auf Reste der echten Zimbern stießen, mag sie in ihrer Einschätzung nur gestärkt haben.

Wir schließen mit dem Hinweis, dass die in dieser Arbeit zusammengetragenen Phänomene über die geschichtliche Entwicklung der Zimbern in keiner Weise mit den Erkenntnissen der Linguistiker und Sprachforscher zur zimbrischen Sprache kollidieren.

Nur die alleinig <u>süd</u>bayerische Herkunft der Zimbern-Sprache gehört nochmals auf den Prüfstand – sie steht auf allzu schwankendem Boden!

Resümee

Wir beschließen diese umfangreiche Arbeit und meinen, die Ethnogenese der Juthungen, Bajuwaren und Zimbern hinreichend aufgedeckt zu haben.

Bei unserer Analyse haben sich historische Quellen und archäologische Funde, z. T. neuester Art, die Hand gereicht, d. h. das eine fand in der Regel durch das andere seine augenscheinliche Entsprechung. So kommt der alten Wanderungshypothese der Bajuwaren, die zwischenzeitlich in Misskredit geraten war, durch unsere Neuformulierung eine neue Berechtigung zu, was aber nicht ausschließt, dass weitere Funde die eine oder andere Modifikation des Modells noch nach sich ziehen könnten.

In den Grundtatbeständen sind wir uns aber relativ sicher:

- Der glückliche Umstand einer verwertbaren Radiokarbonanalyse aus Leichenbrand hat erlaubt, die germanische Besiedlung nördlich des Bayrischen Jura, in den weiten Ebenen um Salzach und Sulz, nicht nur nachzuweisen, sondern gezielt dem Stamm der Juthungen zuzuordnen.
- Deren erste Einwanderung in den Süden Deutschlands kann relativ genau auf den Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. festgelegt werden. Damit ist die apodiktische Spätdatierung der Grabkeramik von Typ Kauerlach-Friedenhain-Přešťovice, die sich durch Dutzende von Fachpublikationen zieht, hinfällig.
- Den wahrscheinlichen Herkunftsort des Stammes und seiner Keramik, die wir entsprechend dem Begräbnisritus der nordgermanischen Seelenreise erstmals als Boot-Urnen beschrieben haben, konnten wir mit sprachlichen Mitteln auf Jütland und die Ostseeküsten eingrenzen und diese Lokalisierung anschließend mit archäologischen Funden untermauern.
- Neueste Funde einer zerstörten Armee der Römer bei Skanderborg und die dazu passenden Quellen assoziieren die Juthungen mit dem traditionsreichen Großstamm der Kimbern – also nicht primär mit den Semnonen – und lassen ihren Weggang aus Jütland ziemlich genau auf das Jahr 206 n. Chr. festlegen.
- Die Juthungen sind also gebürtige Ostseegermanen oder allgemeiner Nordgermanen gewesen. Die weit verbreitete Zuordnung zu den Elbgermanen ist falsch, wenngleich zwischen Juthungen und einzelnen elbgermanischen Stämmen (Semnonen, Quaden) eine nahe Verwandtschaft bestanden haben dürfte.
- Die süddeutschen Juthungen, die sich der Etymologie ihres Namens zufolge als die *„authentischen Abkömmlinge“* der Kimbern sahen, haben im Gegensatz zu alemannischen oder anderen germanischen Stämmen trotz ihrer Grenznähe nie längere Zeit mit den Römern gemeinsame Sache gemacht, sondern sich wie ihre kimbrischen Vorfahren gegen deren Übergriffe nach Kräften gewehrt und für angetanes Unrecht entsprechend Rache genommen.
- Dabei erlitten sie im Lauf des 3. Jahrhunderts wiederholt Bevölkerungsverluste, sodass ein Großteil von ihnen in das menschenleere Südböhmen abwanderte, wo sie aufgrund ihrer typischen Boot-Keramik bei Strakonice an der Otava archäologisch nachweisbar sind. Diese Juthungen nennen wir kurz und bündig Ost-Juthungen.
- Den historischen Quellen zufolge scheinen die Ost-Juthungen, z. T. mit ihren westlichen Verwandten, z. T. in Kriegsbündnissen mit den Quaden/Donau-Sueben und anderen ostgermanischen Stämmen, vom 4. Jahrhundert an bis ins 1. Drittel des 5. Jahrhunderts hinein mehrere Kriegszüge gegen die Römer unternommen zu haben, welche ihnen erneut Verluste an Menschen einbrachte. Dies belegt anschaulich die Ordnung der Gräber auf dem Brandgräberfeld von Přešťovice. Einmal mehr entsprechen sich Historie und Archäologie.

- Nördlich der Altmühl und Donau verblieb eine juthungische Restbevölkerung, die wir der Einfachheit halber West-Juthungen nennen. Anfangs war dieser Teil des Juthungenstammes vermutlich von geringer Zahl, er profitierte aber von der Entspannungspolitik unter Kaiser Probus und war ab ca. 280 n. Chr. trotz späteren Gegenwindes imstande, das vormals römische Dekumatland zwischen Altmühl und Donau auf Dauer in Besitz zu nehmen und zu halten.
- Wegen dieser Südwanderung der West-Juthungen blieben weite Teile des an sich sehr fruchtbaren Landstrichs nördlich der Albtrauf, zwischen Schwarzach und Sulz, im 4. und 5. Jahrhundert weiterhin öde und menschenleer.
- Eine grundlegende Wende kam mit dem Zusammenbruch des Römischen Reichs zum Ende des 5. Jahrhunderts, wozu die böhmischen Juthungen und die Quaden mit ihren Angriffen viel beitrugen. Als sich die Römer aus den Provinzen Noricum und Raetia II zurückzogen bzw. dort für die Markomannen und andere Völkerschaften Klientel-Königreiche im Sinne einer neuen Pufferzone errichteten, erlagen die Ost-Juthungen und vermutlich auch die mit ihnen verbündeten Quaden nicht der neuen Verlockung, sondern blieben zunächst weiter in ihren Siedlungsgebieten nördlich der Donau.
- Erst angesichts des zunehmenden politischen Erfolgs der Merowinger unter König Chlodwig I. kam es unter Abschluss eines Föderatenvertrags zu einer Rückwanderung dieser Stämme aus dem Osten.
- Das Hauptkontingent der Ost-Juthungen kehrte zu Beginn des 6. Jahrhunderts in die alten Sitze nördlich der Altmühl zurück, unter Gründung eines Dukats unter merowingischer Oberherrschaft.
- Die Führung der wiedervereinten Juthungen hatte ein Herzog Theodo aus quadischem oder fränkischem Geschlecht übernommen, der wie nach ihm sein Sohn seinen Namen in einigen Orten in der neuen Heimat hinterließ und möglicherweise bereits aus der Familie der Agilolfinger stammte. Diesen frühen Theodonen die Historizität abzusprechen, wie mitunter geschehen, zeugt von Willkür.
- Rechtsgrundlage der neuen Stammes-Entität wurde die merowingische Rechtsordnung *„lex Bajuwariorum“*, welche neben Regelungen zu neuen, christlichen Staatsreligion, zur Stellung von König und Herzog und zum Strafvollzug vor allem das freie Amt des *„judex“* vorsah, der von den Germanen basisdemokratisch bestimmt wurde, gegenüber König und Exekutivorganen ungebunden und gänzlich frei in seinen Entscheidungen war. Mit dieser Einführung retteten die ehemaligen Juthungen den Kern ihrer alt-kimbrischen Stammesorganisation in eine neue Zeit hinüber.
- Erstmalig waren die ehemaligen Juthungen mit ihrem Herzog und merowingischer Deckung imstande, in nachhaltigen Militäraktionen der von Süden herauf-dräuenden Gefahr der Ostgoten ein wirksames Mittel entgegenzusetzen und diese in der Folge nach und nach bis südlich des Alpenhauptkamms zu vertreiben.
- Es entstand so die *„regio Baioarica“*, das alte Erbherzogtum Bayern und damit der älteste Staat Europas, der noch heute existiert. Das Herrschaftsgebiet der *„Bajuwaren“* umfasste mit dem Vordringen nach Süden erstmals auch Reste von Romanen und anderen, ähnlich wie die Juthungen sprechenden Völkerschaften, daher der neue Sammelname.
- Die Ansiedlung dieser meist ostgermanischen Völker nördlich der Alpen und südlich der Donau, zwischen dem Lech und dem Burgenland, war schon zuvor mehrstufig und koordiniert erfolgt, wobei die spätrömischen Heermeister und Reichsverweser germanischen Geblüts, Stilicho und Odoaker, eine gehörige Rolle gespielt haben dürften.
- Tonangebend und traditionswahrend wirkte jedoch die bajuwarische Oberschicht mit Zentrum Regensburg, die sich zumindest am Anfang überwiegend aus dem Stamm der Juthungen rekrutiert haben dürfte.

- Den Juthungen, die sich nun Bajuwaren nannten, blieb in ihrer neuen alten Heimat nördlich der Altmühl und des Albtrauf das Glück keine zwei Jahrhunderte hold. Unter den Invasionen der Karolinger, erst unter Pippin dem Mittleren, dann unter Karl Martell und schließlich unter Karl dem Großen, fand der Autonomiestatus, der unter den Merowingern gegolten hatte, ein gewaltsames Ende. Viele Bajuwaren mussten das Land verlassen, die Juthungen werden zu den ersten gezählt haben.
- So kam es vom Ende des 7. bis zum 9. Jahrhundert zu einem mehrzeitigen Exodus nach Süden, quer durch die Alpen, bis hinein in die Höhenlagen der Trientiner, Veroneser und Vicentiner Berge. Dort, in entlegener Position, war den ehemaligen Juthungen ein dauerhaftes Verweilen in weitgehender Autonomie möglich - erst unter dem Schutz der Langobarden, später unter dem Schutz Venedigs.
- Mit von der Partie waren Gruppen vormals donau-suebischer Suaven, alte Waffenbrüder der Juthungen, die sich unter Chlodwig I. westlich der Bajuwaren angesiedelt hatten.
- Bis in jüngste Tage haben sich Reste dieser germanischen Bergpopulation, die sich unter Rückbesinnung auf ihre eigentliche Abstammung *„Zimbern“* (romanisierte Form von Kimbern) und ihre altbayerische Sprache die *„Zimbrische“* nannte, erhalten.

Nachlese

Spuren der Juthungen im Zimbernland

Wir haben die Juthungen über 600 Jahre ihrer Geschichte, von ca. 200 n. Chr. bis in die Zeit der Karolinger verfolgt und dabei festgestellt, in welcher Konsequenz sie sich gegen Fremdherrschaft gewehrt und ihre Selbstbestimmung verteidigt haben – ganz im Gegensatz zu anderen germanischen Stämmen der Völkerwanderungszeit, z. B. zu den Markomannen oder Langobarden. Nur die Schwaben als Teil der ehemaligen Donau-Sueben/Quaden sind mit ihnen ein Stück dieses steinigen, von Rückschlägen und Niederlagen geprägten Wegs gegangen. Am Ende zogen sie sich in die unwirtlichsten Gegenden ihrer Zeit zurück, in die Hochlagen der Südalpen, nur um ihrer Linie als Nachfahren der Kimbern treu zu bleiben. So blieb ihnen als re-inkarnierte *„Zimbern“* im Freibauerntum die über alles geschätzte Selbstbestimmung, politische Freiheit und ethnische Sonderstellung bis ins 20. Jahrhundert erhalten; das *„pure Iuthungi – reinrassig Juthungen“* klingt bis in unsere Zeit hinüber. Erst jetzt, im 21. Jahrhundert ist es damit vorbei …

Das 1200-jährige Verweilen der Zimbern im südalpinen Bergland macht es trotz aller Konstanz nicht einfach, heute Spuren des originär Juthungischen in der zimbrischen Lebensart aufzuspüren. Wenigstens in einigen Punkten tun sich erstaunliche dialektische, onomastische und topografische Parallelen zwischen der alten und neuen Heimat der juthungischen Zimbern auf:

Lebensraum Ebene

Beginnen wir mit dem Grundsätzlichen, mit der Wahl des Lebensraumes. Die Kimbern des Marius und ihre Nachfahren, die Juthungen, stammten ursprünglich aus dem relativ flachen Hügelland und den weiten Ebenen Mittel- und Nordjütlands. Als die Juthungen bei ihrem Zug nach Süden auf eine gleichartige Gegend trafen, auf die flachwelligen Hoch- und Tiefebenen des Bayerischen Jura, ließen sie sich dort bevorzugt nieder, zumal auch Flora und Fauna den jütländischen Verhältnissen ähnelten. Das einzige, was ihre neue Heimat von der alten grundlegend unterschied, war eine Differenz von ca. 500 Höhenmetern. Es ist geradezu bezeichnend, dass sie in der letzten, alpinen Heimat tief eingekerbte Täler und steile Gipfelregionen mieden, dafür aber nochmals ca. 500 Höhenmeter zulegten, um auf die weiten Hochebenen der Südalpen zu gelangen.

Oben die Almregion der Lessinischen Berge (XIII Gemeinden), unten die Hochebene von Asiago (VII Gemeinden).

Egal, ob es die Altopiani von Folgaria, Lusern, Asiago oder die nach Süden abfallenden Hügelketten der Monti Lessini sind, der ersehnte Lebensraum der Zimbern waren die Hochebene, das wellige weite Hügelland, die sanft abfallenden Almen mit ihren Fernblicken. Und entsprechend ihrer altgermanischen Lebensweise bevorzugten sie Wiesen- und weniger Ackerland.

Es folgen zum Vergleich Luftaufnahmen des Jahres 2014 vom juthungischen Siedlungsland nördlich der Altmühl. Sicherlich, im Bayerischen Jura fehlt der grandiose Weitblick, die Szenerie der Alpengipfel, auch sind hier die Hochebenen geradezu plan und die heutige landwirtschaftliche Nutzung viel intensiver. Zur Zeit der Juthungen aber dürften sich beide Naturräume nur wenig unterschieden haben.

Das alte Juthungenland nördlich der Altmühl: Oben Blick vom Albknie bei Pollanten nach Westen, im Hintergrund die germanische Siedlungskammer von Kauerlach. Unten links das Tal der Wissinger Laber nördlich von Dietfurt, unten rechts das Sulztal in Richtung Neumarkt.

Die Leiten

Das Bayerische Jura besteht, wie auf obiger Abbildung gut zu sehen ist, aus Hochplateaus, welche stellenweise von Flusstälern durchzogen werden. Die abschüssigen, meist bewaldeten Talflanken tragen bis in jüngste Zeit hinein sehr oft den Namen *„Leite“* oder *„Leiten“*, meist als Kompositum mit einem Nomen zur näheren Beschreibung, z. B. *„Winterleite“*, *„Sommerleite“*, *„Geisleite“* u. v. a.m.. Im k. b. Urkataster von ca. 1830, der noch die mittelalterlichen Flurnamen widerspiegelt, wimmelt es im ehemaligen Juthungenland geradezu von derartigen *„Leiten“*, während sie im Rest von Bayern doch eher selten anzutreffen sind. J. A. Schmellers Bayerisches Wörterbuch und J. und W. Grimms Wörterbuch beschreiben das

Diese Auswahl wurde aus engstem geographischem Rahmen von nur wenigen Quadratkilometern extrahiert.

altbayrisch-fränkische Wort *„Leite“* als *„Seite eines Hügels oder Berges, Berghang, Abhang“*, abgeleitet von ahd. *„hlîta“*, mhd. *„lîte“*, altnord. *„hlîð“*, ags. *„hlîdhe“*, isl. „hlîd“, womit ziemlich genau das juthungische Idiom getroffen sein dürfte.[427]

Interessanterweise kehrt genau derselbe Flurname im Zimbrischen wieder, in genau derselben Bedeutung und nahezu derselben Häufung. Nach der Online-Edition des Cimbrischen Gesamtwörterbuches[428] heißt der (meist sonnige) Abhang wie im Bayerischen Jura *„laite“, „laitn“* (Lusern, XIII), auch altertümlicher *„laita“* (VII), auch im Diminutiv *„laitelle“.* Der Begriff Leite hat nicht nur in den zimbrischen Bergen als Flur- und Ortsname Einzug genommen (z. B. *„Grâselait“* bei Lusern, *„Laita“* und *„Laitle“* bei Trambileno oder die Orte *„Berlaiti“* und *„Le Laite“*), sondern war bis zuletzt auch Teil des lebendigen Sprachgebrauchs: *„Schöne diarn von me graben un af den Laiten, nun ködet miar … - schöne Mädchen vom Graben und von den Leiten, nun sagt mir …“* oder: *„Rite rite raita, der pero ist in de laita … - Schwing, schwing Schaukel, der Bär ist in der Leiten …“* (aus zwei zimbrischen Kindergedichten).[429]

Die Hüllen und Hulben

In den Almwiesen der zimbrischen Berge finden sich an unzähligen Stellen kreisrunde Tümpel, die als Viehtränken dienten. Dass sich Oberflächenwasser auf den karstigen Hochebenen dergestalt sammeln kann, ist nicht selbstverständlich, sondern setzt voraus, dass die Vertiefungen zuvor mit wasserundurchlässigem Ton abgedichtet wurden, entweder auf natürliche Weise oder unter Nachhilfe des Menschen. Die Zimbern haben diese natürlichen oder künstlichen Viehtränken nach dem ahd. Wort für Wasserloch, Pfütze, Lache, *„hul(i)wa“*, mit den Bezeichnungen *„hulbe“* (XIII), *„hülba“* (VIII) oder *„hülbe“* (Lusern) belegt.[430]

Wahllos herausgegriffene Hulben aus den Hochweiden des Zimbernlandes, garniert mit historischen Aufnahmen.

Exakt derselbe Begriff für dasselbe Phänomen findet sich auch im Bayerischen Jura, daneben in der Schwäbischen Alb. Die Jura-Hochebenen sind vor allem in den Sommermonaten extrem trockene Gebiete. Da kam es früher darauf an, für Mensch und Vieh das Regenwasser in Bodensenken zu sammeln, die entweder aus verfüllten Dolinen entstanden oder manuell gegraben und mit wasserdichtem Alblehm ausgekleidet wurden. Sie alle wurden mit dem ahd. Wort *„hul(i)wa“* versehen, woraus im Lauf der Zeit *„hüle“* oder *„hüll(e)“* wurde, im Schwäbischen *„hülbe“.* Unzählige Hüllen hat es im Juthungenland einst gegeben, heute sind sie durch intensive landwirtschaftliche Nutzung fast ausnahmslos verschwunden. Ausnahmen gibt es in wiederaufgeforsteten Gebieten oder im Zentrum von Dörfern, denen die Hüllen z. T. sogar den Namen gaben, wie Kevenhüll, Schafshill, Breitenhüll, Irlahüll.[431]

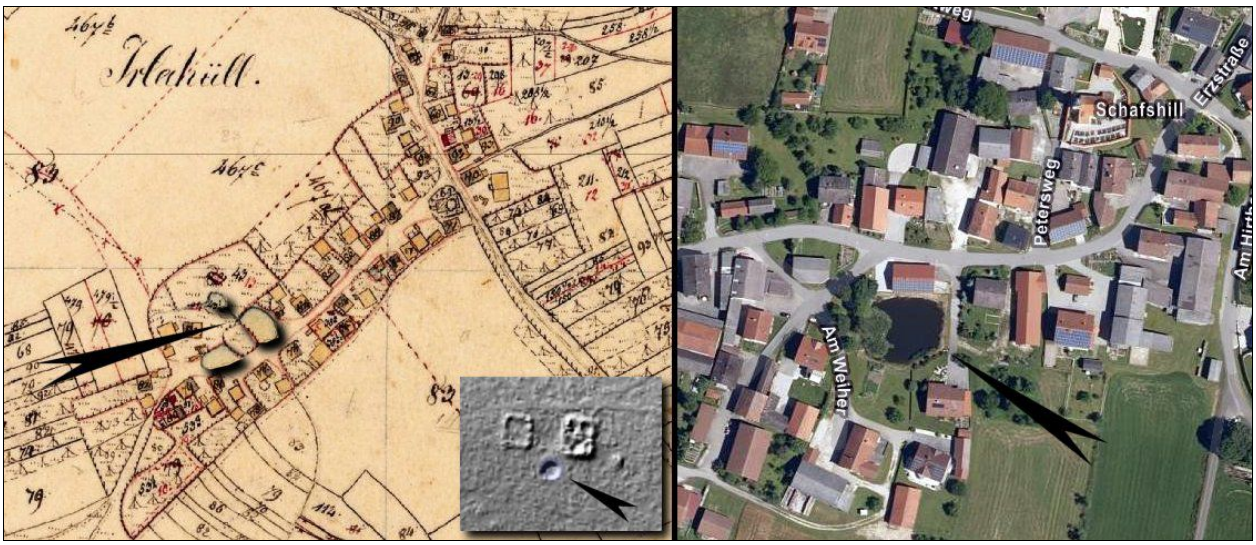
427 Vgl. J. A. Schmeller: Bayerisches Wörterbuch, Teil 2, Stuttgart Tübingen 1828, S. 519f. Auch J. und W. Grimm: Deutsches Wörterbuch, 1852-1961, Bd. 12, Sp. 728.

428 Vgl. Stichwort „laite“ in http://www.cimbern-kuratorium-bayern.de/index.php/online-woerterbuch.html.

429 Vgl. E. Paul: Im Zimbernlande, München 1911, abgedruckt in: Cimbernland 2/1983, S. 117 und 119.

430 Vgl. Stichwort „hulbe“ in: http://www.cimbern-kuratorium-bayern.de/index.php/online-woerterbuch.html. Auch: J. A. Schmellers Bayerisches Wörterbuch, a. a. O., S. 174.

431 Vgl. hierzu auch: http://www.boari.de/ortsnamen/huell-orte.htm.

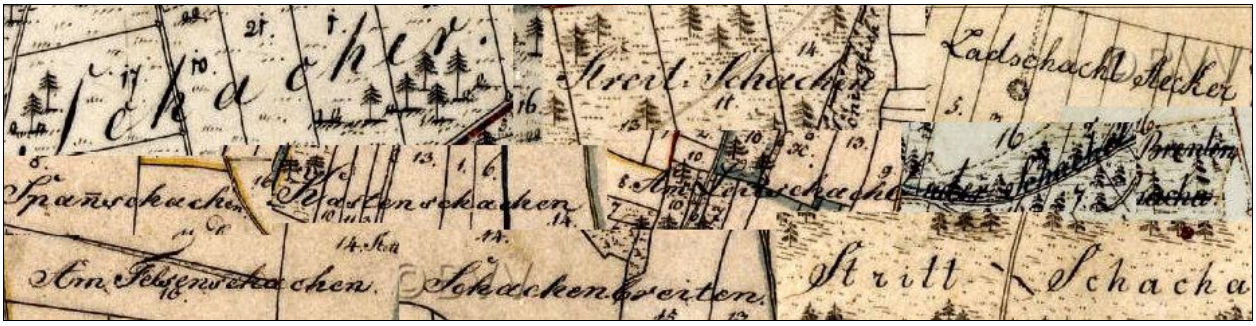


Linker Pfeil: Die drei Hüllen des Ortes Irlahüll (Erlenhülle) im k.-B. Urkataster. Mittlerer Pfeil: Die Hülle des untergegangenen Neubauer-Hofes bei Hainsberg (Laserscan). Rechter Pfeil: Die heutige Hülle im Ort Schafshill/Gde. Altmannstein.

Da der für diese Viehtränken spezifische Begriff *„hul(i)wa“* innerhalb Bayerns nahezu ausschließlich im vormals juthungischen Nordgau und im angrenzenden bayerischen Schwaben nördlich der Donau vorkommt, kann er geradezu als Beweis dafür genommen werden, dass die Zimbern in der Tat Nachfahren der juthungischen Bajuwaren sind.[432]

Die Schachen

Doch damit haben die Namensanalogien noch kein Ende. Genannt sei auch der uralte Begriff *„Schachen“*, der massiert im bayerisch-schwäbischen Jura auftritt und als Synonym für eine umfriedete oder anderweitig hervorgehobene Waldabteilung steht. Er soll vom ahd. *„scahho“* für Vorgebirge, Landzunge herrühren.[433] Als anschauliches Beispiel zeigen wir Flurnamen des k. B. Urkatasters, von Waldabteilungen im Berg oberhalb der juthungischen Siedlung von Ottmaring (b. Beilngries und Dietfurt), wo der Begriff auf einer Fläche von ca. 5 km^2 gleich 11 Mal nachzuweisen ist, für jeweils unterschiedliche Waldbezirke.



Die Waldabteilungen „Schachen“ bei Ottmaring und Dietfurt.

Den Zimbern der Sieben Gemeinden ist der Begriff *„schacha“*, nahe am Althochdeutschen, geläufig. So findet man z. B. die Ortschaft *„Schachen“* oder *„Schacher“* nahe bei Asiago oder das *„Schèchele“*, einen Weg in Canove, der zur *„holla“* (Hüll?) führt.[434]

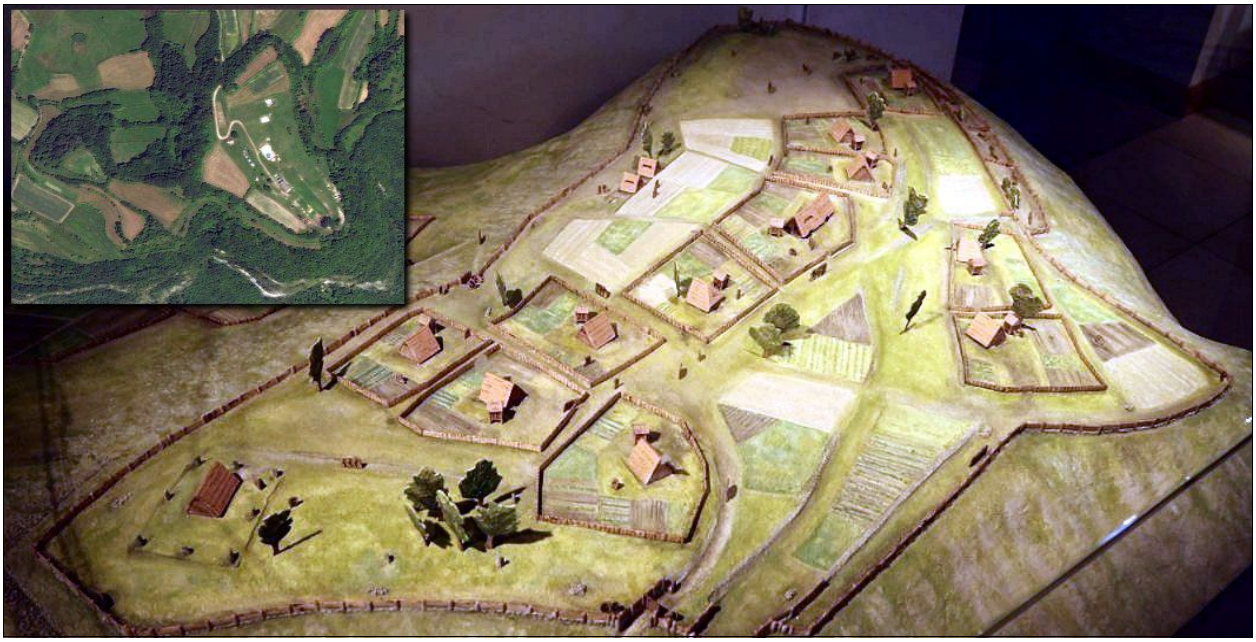
432 Davon abgesehen, dass die ehemals *„suavische“* Bevölkerung von Lusern den Begriff auch aus der angrenzenden Schwäbischen Alb mitgebracht haben könnten.

433 Vgl. J. A. Schmellers Bayerisches Wörterbuch, a. a. O., S. 364. Und J. und W. Grimms Deutsches Wörterbuch, Bd. 14, Sp. 1959.

434 Vgl. Stichwort „schacha“ in: http://www.cimbern-kuratorium-bayern.de/index.php/online-woerterbuch.html.

Der Burgstall

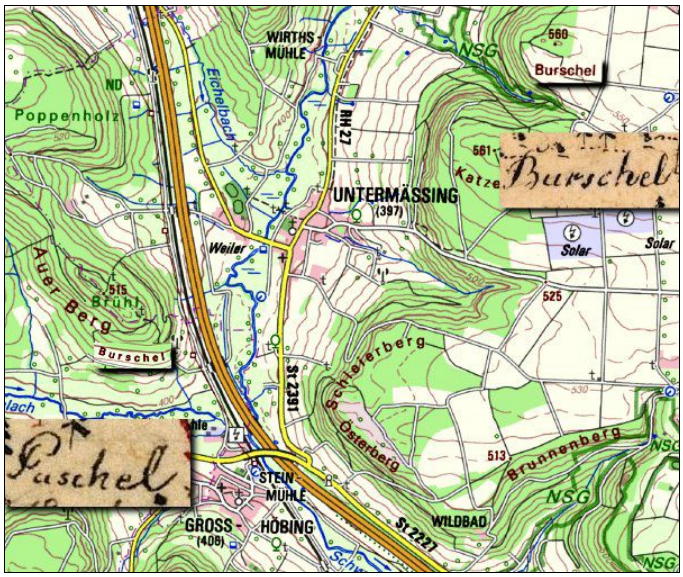
Naturdenkmäler aus prähistorischer Zeit sind im Zimbernland rar, aktuell kennen wir derer nur drei. Doch auch sie bieten schöne Analogien zur Heimat der Juthungen im bayerischen Nordgau. Beginnen wir mit dem bereits besprochenen Fundort *„bostel“.* Wenn man vom Astico-Tal auf die Hochebene der Sieben Gemeinden hinauffährt, stößt man noch vor dem Ort Castelletto, den die Zimbern früher einfach *„purkh“* nannten, auf jenen abgestuften Hügel *„Bostel“* zur Rechten, auf dem einst ein rätisches Oppidum lag. Dass wir in dieser natürlichen Festung mit ihren zahlreichen Grubenhäusern den vorübergehenden Aufenthaltsort und Fluchtpunkt der Kimbern des Jahres 101 v. Chr. vermuten, haben wir bereits erwähnt.



Satellitenfoto und Modell des Oppidums von Bostel.

An dieser Stelle interessiert mehr die Namensbezeichnung als der Ort selbst. Die *„bostel“* hieß im 18. Jahrhundert noch *„purstel“*[435] und bezeichnete in mundartlich-verballhornter Form nichts anderes als das althochdeutsche Kompositum *„Burgstelle“* oder *„Burgstall“.*[436]

Burgställe, d. h. abgegangene Burgen, meist des Mittelalters, gibt es im bayerischen Nordgau zuhauf; ihre Zahl geht in die Hunderte. Im ehemaligen Juthungenland nördlich der Donau hat der althochdeutsche Begriff bei besonders alten Burgställen mitunter eine ähnliche Verformung erhalten wie im Zimbrischen. Zwischen *„purstel/bostel“* und *„puschel/burschel“* besteht eine ausgesprochene dialektische Nähe, inklusive der Konsonantabschwächung im Anlaut, von der Fortis *„p“* zur Lenis *„b“.*



2 Burgställe an der Schwarzach mit dem heutigen Namen „Burschel“, links als erhaltene Struktur über der Thalach, rechts nur noch als Flurname. Dazu die Flurnamen aus der Zeit um 1830.

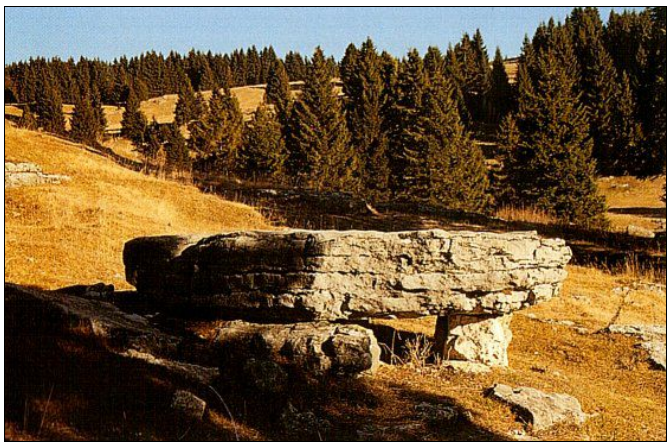
435 Vgl. M. Pezzo: Dei Cimbri Veronesi e Vicentini, Verona 1763, S. 17.
436 Burg von ahd. „purc“, altnord. „borg“, Stall von ahd. „stal“.

Die Opfersteine

Im äußersten Norden dem Zimbernlandes, an den Luserner Hochalmen von Obarbisele (Oberwiesen) südlich des Assa-Tals, findet sich hart an der Grenze zum Trentino ein zum Tisch geformter, auf Stützfelsen horizontal abgelegter Felsblock mit einer eindeutig von Menschenhand ausgetieften Rille.

Abbildungen aus der Seite von Ulrich Mößlang: Hochebene von Lusern - Menhire, Dolmen und Opferstein, online: http://www.moesslang.net/lusern_dolmen_und_opferstein.htm.

Dieser Stein wird von der Lokalforschung wegen seiner geglätteten Oberfläche und seines Rillen-Artefakts als vorchristlicher **Opferstein mit Blutrinne**, d. h. als Altar für Tier- oder Menschenopfer, gedeutet.



Der Stein von Obarbisele in der Seitenansicht.

Nun haben wir in einem vorgegangenen Kapitel eine frappierend ähnlich konfigurierte, mit großem Aufwand von Menschenhand abgestützte Felsplatte, allerdings mit der Blutrinne zu Füßen, auf einer Bergkante oberhalb von Beilngries, also inmitten des bayerischen Nordgau festgestellt und diesen Opferaltar wegen der Beifunde nicht als prähistorisches Artefakt eingestuft, sondern ziemlich eindeutig einem früheren Wodanskult der kimbrischen Juthungen zuordnen können.

Wir verweisen hierzu auf das entsprechende Vorkapitel.

Der Opferstein der Wodansburg bei Beilngries an der Altmühl.

Selbstredend können wir keine exakte Datierung und Stammeszuordnung des Steines bei Lusern vornehmen.[437] Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass hier an entlegener Stelle in den Bergen schon die allerersten Kimbern aus der Zeit des Konsul Marius demselben Wodankult frönten wie die kimbrischen Juthungen nördlich des Limes Romanus. Aber auch bereits formell zum Christentum übergetretene, juthungisch-bajuwarische Einwanderer der Merowinger-/Karolingerzeit kommen hierfür noch in Frage. Denn von ihnen ist bekannt, dass sie noch weit über die Zeit der Konversion hinaus krypto-pagane Kulte in freier Natur pflegten.[438]

Die *„Menhire“*

Nur wenige hundert Meter westlich des Opfersteines über dem Assa-Tal finden sich zwei große Felsscheiben in Serie, welche einst von Menschenhand unter großen Mühen als Geländemarken aufgestellt wurden. Hinweise für ein örtliches Kammergrab aus Stein finden sich nicht, insofern ist die Bezeichnung Dolmen irreführend. Wegen der relativen Nähe wird ein kultischer Zusammenhang mit dem soeben beschriebenen Opferplatz oder wegen der äquinoktialen Ausrichtung bzw. Kippung eine eigenständige astronomische Bedeutung vermutet.

Abbildungen aus der Seite von Ulrich Mößlang: Hochebene von Lusern - Menhire, Dolmen und Opferstein, online: http://www.moesslang.net/lusern_dolmen_und_opferstein.htm.

Ähnliche Menhire finden sich auch im Gebiet der 13 Gemeinden, z. B. bei Camposilvano.

Die stehenden Steine bei Camposilvano, nicht zu verwechseln mit den Laste (den Elementen der zimbrischen Plattenzäune) und den Gruppen von lessinischen Schichtsteinen im nahen Valle delle Sfingi.

437 Christian Prezzi nahm ein Alter von 6500 Jahren an, ohne Begründung. Vgl. C. Prezzi (dt. Übersetzung S. Falkenberg): Die zimbrische Sprachinsel Lusérn, 2012.

438 Wir erinnern z. B. an die Perchten in den Rauhnächten oder das Maibaum-Aufstellen, wobei vor allem letzteres ein alt-kimbrischer Brauch gewesen sein dürfte (vgl. die Baumträger auf dem Kessel von Gundestrup), der obendrein im Zimbernland zum Tragen kam. Das sogenannte „vorprenan an merz“ der Luserner Jugend (am letzten Februartag, mit Schellengerassel und großem Feuer) mag das Relikt eines alten Ear-Kultes sein, wenn man zugrundelegt, dass der romanisierte Wort für „Ear“ nichts anderes als „Mars“ (Träger des Monats März) ist.

Menhire dieser Art finden sich in Massen in der Ursprungsheimat der Kimbern in Südskandinavien. Sie werden dort Bautasteine genannt.

Es besteht aber auch eine auffallende Analogie zum Juthungenland nördlich der Altmühl: Nur ca. 4 km vom Opferaltar bei Beilngries entfernt finden sich an höchster Stelle des sogenannten Kevenhüller Berges zwei wuchtige, senkrecht im Boden steckende Dolomitplatten, die einst von Menschenhand dort aufgestellt wurden. Ihre Distanz zueinander beträgt ca. 500 m. Der südliche der beiden Steine wird heute *„Hasenstein“* genannt, da seine Form an einen sitzenden Feldhasen erinnert. Der nördliche Fels heißt nach alten Vorlagen *„Haubenstein“.* Da an ihm um 1305 die Grenze des Hochstifts Eichstätt festgelegt wurde, muss er aus ältester Zeit stammen. Auch hier im Bayerischen Jura ist die Bedeutung der steinernen Geländemarken unklar. Wegen einer weiten Sichtverbindung nach Ost und West wurden sie als mittelalterliche Lichtzeichensteine gedeutet, was aber keineswegs gesichert ist.

Links der „Hasenstein“, rechts der Haubenstein.

Wir sind weit davon entfernt, aus der hier vorgestellten, keineswegs vollständigen Liste von Analogien in Landschaftsform, Gebräuchen und Redensweisen die hundertprozentige Identität der kimbrischen Juthungen mit den Zimbern der Südalpen zu beweisen, legen aber auf die Feststellung Wert, dass sich zusammen mit den Argumenten, die wir aus den Überlegungen B. Schweizers abgeleitet haben, doch ein so dichtes und komplexes Muster an Übereinstimmungen ergibt, dass ein Weg vorgezeichnet scheint.

Der Hausbau

Wir beschließen diesen Nachtrag mit zwei Abbildungen, in denen wir die Bauweise der alten Zimbern der des Bayerischen Jura gegenüberstellen. Es wird klar, worüber sich B. Schweizer einst wunderte: Das Wort *„Wand“* ist in beiden Regionen in der Tat ein Synonym für *„Stein“* – in diesem Fall für den Bruchstein aus Dolomit! Die Bauweise der alten Häuser gleicht in beiden Regionen wie ein Ei dem anderen, geringe, situativ bedingte Unterschiede bestehen lediglich im Dachüberstand und in der Dachdeckung: Im Bayerischen Jura herrscht ein geringer Dachüberstand vor, das Dach selbst besteht aus mehrlagig verlegtem *„Legschiefer“* aus Solnhofener Plattenkalk. Im ost- und mittellessinischen Zimbernland ist der auf den Dächern großformatig und einlagig verlegte Plattenkalk aus Pietra di Prun und Pietra della Lessinia geradezu landschafts- und ortsbildprägend, im hoch gelegenen Lusern besteht ein größerer, alpiner Dachüberstand und – kein Wunder bei dem Tannen- und Fichtenreichtum – eine Dachdeckung aus Holzschindeln.

Historische Aufnahmen: Reihe oben von links nach rechts: Das Juradorf Heimbach, mittig und rechts: typische Jurahäuser in Bieswang und Matting. Reihe unten von links nach rechts: Das Haus von Prükk in Lusern, mittig ein zimbrischer Stall in den lessinischen Bergen, rechts eine alte zimbrische Almkäserei.

Abschließend zum Nachdenken und Vergleichen zwei *„historische“* Zitate:

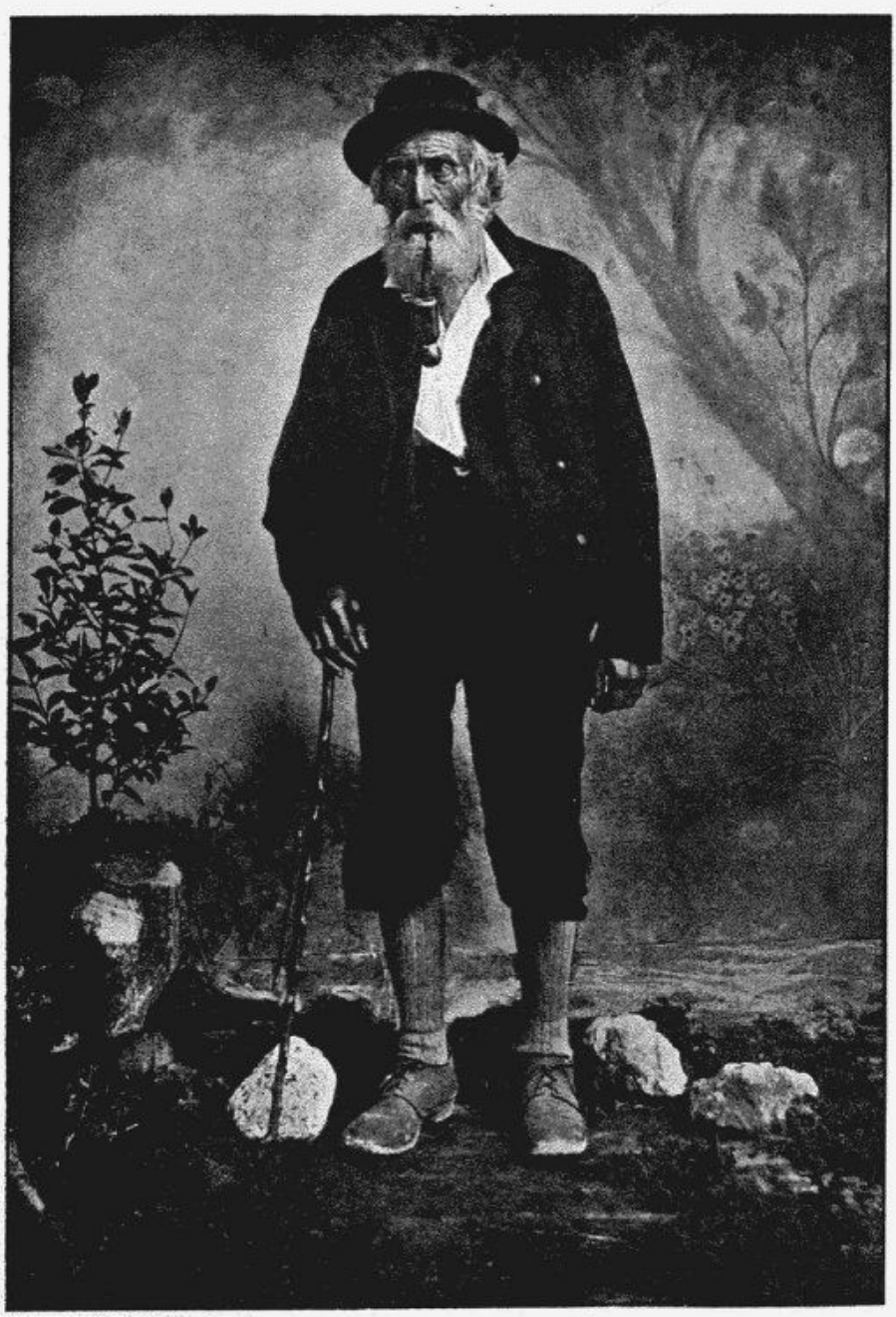
> *„Der Wiener Forscher Dr. Alexander Peez, der in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Zimbern besuchte und eine interessante, längst vergriffene Monographie von wenigen Seiten im Jahre 1894 darüber veröffentlichte, sagt in ihr u. a.: Was Gesicht und Gestalt betrifft, so hat man, wenn man die italienischen Beimischungen gewissermaßen wieder auszuscheiden versteht, einen starken, derbknochigen, oft hochgewachsenen germanischen Menschenschlag vor sich. Blaue Augen und blonde Haare sind nicht selten; zwei Brüder, die in der Gegend von Pedescala vor ihrem Hause an einem 'Schaffe'* (Bottich) *arbeiteten und mir ihr Werk auch mit diesem Namen bezeichneten, trugen in ihrem dichten rotblonden Haare und Bart und mit ihren kühnen blauen Augen ein Deutschtum vor sich her, wie man ihm sonst nur an der Ost- und Nordsee begegnet.“*[439]

> *„Auch in den 13 Gemeinden lässt sich das Vorhandensein von deutschen Siedlungen nicht ohne weiteres durch irgend ein einzelnes Faktum erklären … Wie bei den 7 Gemeinden sind auch hier germanische Bevölkerungskerne aus der Zeit der Völkerwanderung anzunehmen, welche seit der Karolingerzeit durch verschiedene deutsche Nachschübe erhalten und verstärkt wurden …“*[440]

Fürwahr prophetische Worte – ohne Kenntnis der juthungischen Wurzeln des Bajuwarentums!

439 Zitat aus E. Paul: Im Zimbernlande, München 1911, in: Cimbernland 2/1983, S. 102.

440 Zitat aus S. Schindele: Reste deutschen Volkstumes südlich der Alpen, Köln 1904, in: Cimbernland 3/1984, S. 227.



Phot. Bonomo, Asiago.

Ein alter Zimber.

Aventinus hatte doch recht!

Mit **Johannes Aventinus** alias Johann Georg Turmair (1477-1534 n. Chr.) hat es seine besondere Bewandtnis:

Wenn es darum geht, wohlfeile Reden zu halten, dann wird dieser Mann, der zur Zeit der Reformation gelebt und gewirkt hat, selbst von namhaften Leuten in den Himmel gehoben – als der *„Vater der bayerischen Geschichtsschreibung“*, als erster Historiograf Bayerns, der diesen Namen verdient hat, als Wegbereiter der klassischen Philologie, als ungemein fleißiger und wahrheitsliebender Mann, der, um sich selbst treu zu bleiben, selbst den Konflikt mit dem bayerischen Herrscherhaus nicht scheute usw. usw.

Wenn man aber diesen Mann, seine Erkenntnisse und seine Vorlagen in den Fußnoten der modernen Geschichtswerke sucht, dann geht man mit wenigen Ausnahmen leer aus.[441] Aventinus zu zitieren, als Historiker ernst oder gar beim Wort zu nehmen, meidet jeder, der auf seine wissenschaftliche Reputation achtet, wie der Teufel das Weihwasser – es sei denn, es geht nicht anders.[442]

Die Begründung hierfür kann man sich ausmalen: Aventinus hatte nur den eingeschränkten Kenntnisstand seiner Zeit, seine Informanten und Quellen waren unsicher, seine Irrtümer sind allgegenwärtig usw. usw.

Epitaph des Aventinus in der Vorhalle von St. Emmeram in Regensburg.

Kurz: Aventinus als geschichtliche Person lobt man in den Himmel, als Gewährsmann geschichtlicher Begebenheiten kommt er nicht infrage, ihn zu zitieren, kommt einem Offenbarungseid gleich.

Zugegeben: Auch wir haben bei Erstellung dieser Arbeit Aventinus zunächst nicht beachtet, wenngleich wir ihn als scharfsinnigen Beobachter und unerschrockenen Laudator bereits im Rahmen anderer Thematik, bei der Beschreibung der Pabonen und ihrer Rolle für Bayern, kennengelernt haben.[443]

Nachdem unser Manuskript fertig war, haben wir dann doch noch in Aventinus' Werken nachgelesen und waren baff erstaunt. Zielsicher hat Aventinus einen Großteil dessen, was wir relativ mühselig, unter Abgleich archäologischer Befunde mit den antiken Quellen herausgefunden haben, bereits vorweggenommen!

Wir wollen dies abschließend an Zitaten aus Aventinus' Werk demonstrieren. Dabei folgen wir der besseren Lesbarkeit wegen der *„Baierischen Chronik“*, welche in den Jahren 1526 und 1533 niederge-

441 Eine dieser Ausnahmen ist H. C. Faußner, der in den hier verwendeten Werken ausführlich Aventinus zitiert hat, wenn es ihm nötig schien.

442 Wie kürzlich geschehen, als auf Herrenchiemsee die Überreste eines Klosters aus dem frühen 7. Jahrhundert ergraben wurden. Aventinus hatte in seinen Annalen festgehalten, Bischof Eustasius von Luxeuil (615-629) habe auf Ersuchen des fränkischen Königs Chlotars II. Bayern missioniert und Herzog Tassilo II. dazu veranlasst, auf den Inseln des Chiemsees je einen Herren- und einen Frauenkonvent einzurichten. Aventinus hat also recht behalten.

443 Vgl. hierzu unsere zahlreichen Arbeiten im Kapitel „Pabonen und Welfen“, unter: http://www.robl.de.

schrieben wurde und sozusagen die erweiterte und volkstümlichere Fassung der im Gelehrtenlatein der deutschen Renaissance geschriebenen *„Annales ducum Boiariae“* (517-1522) darstellt.[444]

Selbstredend musste Aventinus, was die Frühzeit des bayerischen Volkes angeht, sehr viel auf alten Sagenstoff zurückgreifen, dem man heute jegliche Historizität abspricht. Dennoch entwickelte er dabei einen enormen Spürsinn:

So weiß er in **Buch 1** seiner *„Bayerischen Chronik“* z. B. genau, dass …

> *„…die alten Teutschen die Kempher genant worden, vorauß die umb die offen sê in Denmark dinnen und herauß umb den Rein und Thonau gesessen sein an den gränitzen. Die römisch sprach nents irer art nach Cimbros, die Kriechen Cimmerios …“*
>
> *„…die alten Germanen die 'Kempher' genannt wurden, zunächst diejenigen, die um die offene See in Dänemark* (wohnten)*, außerdem diejenigen, die an Rhein und Donau an den Grenzen (des Römischen Reichs) saßen. Die römische Sprache nannte sie nach ihrer Art 'Cimbros', die Griechen 'Kimmerios'…“*[445]

Etliche Kapitel später wiederholt Aventinus, dass schon die ältesten griechischen Schriftsteller die *„Teutschen“* (die Germanen) u. a. *„Cimber, Cember und Cimmer“*, d. h. *„Cimbros, Cembros, Cimmerios“,* genannt haben, *„wiewol auch das land, das wir iezo Holzland, Schleswic und Denmark nennen, die alten geschichtschreiber 'der Kempher au und zipfel' nennen.“*

Aventinus weiß also um die Bedeutung der Kimbern, im Weiteren auch für die bayerische Geschichte:

In einem Atemzug und nur einen Satz weiter schlägt Aventinus den Bogen von den Kimbern zu einigen vergessenen, alten Völkern des Ostens, die mit dem Kimbern in Zusammenhang stehen, u. a. die *„Guadi - sein Schwaben in Peham -, Baiern …“*[446]

Wenig später verortet Aventinus die Urbayern erneut im Osten, setzt sie dabei mit den keltischen Boiern gleich, erwähnt deren alte Stadt in Böhmen und beruft sich auf alte Schriftzeugnisse:

> *„Freithilf und Schreitwein, die eltisten baierischen historienschreiber, deren ich auszug in Passau gefunden hab, sagen, wie alle iezgenannte land vor Christi gepurt die Baiern ingehabt haben, und das land Moesia, so iezo Bulgarei haist, sei gegen aufgang der sunnen ein march des bairischen Künigreichs gewesen, gegen mittentag Histerreich und gegen mitternacht in Beham Berg, zehen meil von Bairbing iezo Prag, umb welche rifier auch Ptolemäus ein stat setzt, die er Bergion auf kriechisch art haist, ist auf die aigenschaft römischer zungen Bergium. Solchs bezeugt auch Strabo, sagt, die Baiern haben in disen iez oberzelten landen all gewont; wer fleissig list und drauf merken wil, der findt's…“*
>
> *„Frethulphus*[447] und *Scritovinus,*[448] *die ältesten bayerischen Geschichtsschreiber, von denen ich Auszüge in Passau gefunden habe, erklären, dass all das zuletzt genannte Land vor Christi Geburt bereits die Bayern innegehabt haben, das Land Mösien, jetzt Bulgarien, sei eine östliche Mark des bayerischen Königreichs gewesen, gegen Süden* (lag) *das Isterreich* (Donaureich alias Österreich)*, gegen Norden im böhmischen Gebirg, zehn Meilen von* <u>*Bairbing entfernt*</u>*, das jetzt Prag heißt, liegt ein Revier, wohin Ptolemäus eine Stadt setzt, die er griechisch 'Bergion' nennt, auf römisch 'Bergium'. Dies bezeugt auch Strabon, er sagt, die Bayern hätten in den soeben*

---

444 In der traditionellen Edition von S. v. Riezler und M. v. Lexer aus dem Jahr 1883, online unter: https://www.bayerische-landesbibliothek-online.de/aventin.

445 Vgl. Buch 1, Kap. 44.

446 Vgl. Buch 1, Kap. 100.

447 Inzwischen als der Chronist Bischof Frechulf von Lisieux (820-850) identifiziert, der ein treuer Parteigänger Ludwigs des Deutschen war.

448 Nikolaus Schreitwein ist von der Wissenschaft nicht zweifelsfrei identifiziert. Möglicherweise handelt es sich um eine fiktive Person bzw. um ein Pseudonym T. Ebendorfers, der an der Wende von 15. und 16. Jahrhundert den „Catalogus prosulum Laureacensium et Pataviensium“ verfasst hat.

erwähnten Landstrichen gewohnt. Wer fleißig liest und darauf achten will, der findet's.[449]

Aventinus ortet also im Großen und Ganzen richtig!

Kurz vor dem Kimberneinfall gegen Rom habe das *„Baierreich“* König *„Boiger, der Junge“*, beherrscht, den *„etlich Lateiner und Kriechen, nemlich Plutarchus, Boiorix (das ist … Baierreich, kurz Baier auf unser sprach) nennen …“*

Dieser Boiorix ist eine historische Gestalt. Er ist insofern von außerordentlicher Wichtigkeit, als mit ihm erstmals die frühen Bayern konkret mit dem Kimbern gleichgesetzt werden, so wie wir es aufgrund ganz anderer Phänomene, über das Schlachtfeld von Illerup Ådal, mit den Juthungen gemacht haben. Nicht nur Plutarch,[450] sondern auch Livius erwähnt Boiorix in seinen *„periochae“,* [451] desgleichen Paulus Orosius in seinen *„historiae adversum paganos“*.[452] In der Schlacht auf den Raudischen Feldern (vor Vercellae, besser Verona) habe Boiorix am 30. Juli 101 v. Chr. den Heldentod gefunden. K. Müllenhoff vermerkte wegen gleichlautender Namensanalogien, dass *„Boiorix“* auf germanisch *„Bajarîk“ geheißen habe, genauso, wie aus „Boiohaemum“ „Baiaheim“* abzuleiten sei.[453] Mit dem Müllenhoff'schen *„Bajarîk“* haben wir genau den aventinischen *„Baierreich“* vor Augen, woraus sich eine weitere Deutung des späteren Namens der Bajuwaren ableiten ließe: *„Baja-warjoz“* in Sinne von *„Krieger des Bajarîk“*!

Aus den Kimbernzügen leitet Aventinus auch die Vorstellung ab, die Bayern (alias Kimbern) hätten schon einmal all das Land bis nach Oberitalien besessen, was wir jedoch an dieser Stelle übergehen.

Aventinus gab anschließend zu, über einen Zeitraum von 500 Jahren den Namen *„Bayern“* nicht recht nachweisen zu können, also Lücken lassen zu müssen: *„In allen püechern, die ich pisher gelesen hab, find ich auch den nam der Baiern bei fünfhundert jaren gar nicht …“* Ihre Taten seien in dieser Zeit meistens anderen Völkern zugeschrieben worden.[454]

Am Ende von Buch 1 resümiert Aventinus über die frühe Wanderung der böhmischen Bayern und beschreibt dabei im ersten Absatz, ohne es genau zu wissen, das Verhalten der Juthungen:

> *„Die Narkauer, die alten Baiern genant, haben ir alte Wonung nie verlassen, stossen gegen osten und ein tail gegen nord an Behamland, aus welchem das drit der Baiern geschlächt und rot in wälsche Land gezogen sind, von dan wider in Noricon (ietzo Kernten Steiermark Österreich) kummen, hat alda umb den wasserflueß Drâb pis an die Donau gewont …“*
>
> *„Die Nordgauer, die 'alten Bayern' genannt, haben ihre alten Wohnsitze nie* (komplett) *verlassen, sie stoßen im Osten und zum Teil im Nordosten an das Böhmerland, aus welchem das 3. Geschlecht und die Rotte der Bayern ins welsche Land gezogen sind, von wo sie nach Noricum kamen (jetzt Kärnten, Steiermark, Österreich) und um den Fluss Drau herum bis an die Donau gewohnt haben …“*

„Ehe sie die Römer und Ostgoten von dort wieder vertrieben …“ möchte man ergänzen.

In **Buch 2** seiner *„Bayerischen Chronik“* behandelt Aventinus zunächst die frühe römische Kaiserzeit. Auch hier war seine Quellenbasis noch sehr eingeschränkt. Seine Annahme, schon die Markomannen unter König Marbod hätten auf dem Nordgau und in Böhmen geherrscht und letztlich die späteren Bayern und Schwaben repräsentiert, steht u. E. auf wackeligen Füßen, selbst wenn sich H. C. Faußner dem angeschlossen hat.

Aventinus nennt aber in diesem Buch erneut auch die Kimbern. Er weiß von Strabon, dass diese ihren

449 Vgl. Buch 1, Kap. 102.
450 Vgl. Plutarch, Marius, 25.
451 Vgl. Livius, per., LXVII.
452 Vgl. Orosius, Buch V, 16, 20.
453 Vgl. K. Müllenhoff: Deutsche Altertumskunde, Bd. 2, S. 120.
454 Vgl. Buch 1, Kap. 234.

heiligen Kessel Kaiser Augustus präsentiert hätten, benennt sie im Folgenden mit dem jüngeren Ausdruck *„Dänen“* und verkündet, dass diese bereits früh mit Goten und Jüten bis nördlich des Donauknies und zum Donauunterlauf gewandert und im Sammelbegriff *„Danauer“* (oder *„Dacauer“*) aufgegangen seien.

> *„Die Kempher, iezo Dennen … Die Danauer …, die etlich Dennen und Gotländer und Gutten …, die wonten dieselbig zeit alda umb die Thonau gegen mitternacht wärts, da iezo Ungern und Siebenpürgen ist …“*
>
> *„Die Kimbern, jetzt Dänen … Die Donauer …, die etlichen Dänen und Goten und Juten … wonten damals nördlich der Donau, auf der Höhe von Ungarn und Siebenbürgen …“*[455]

Hierin steckt erneut eine gehörige Portion historischer Wahrheit: Es ist bemerkenswert, dass Aventinus bereits für die frühe Kaiserzeit eine Südwanderung aus Dänemark und anderen Gegenden Südskandinaviens registriert, die durchaus gegeben gewesen sein kann. Nur dadurch erklärt sich z. B. die Stammesverwandtschaft der späteren Juthungen mit den Quaden.

Das Gemisch skandinavischer Stämme hätte immer wieder die Römer angegriffen, aber dabei meist den Kürzeren gezogen:

> *„Ward also diser Danauer und Gutten darunder auch Baiern begriffen werden … macht ser gemindert …“*
>
> *„Dadurch wurde die Macht dieser* (dänischen) *Danauer und Jüten, wozu auch die Bayern gezählt werden …, sehr gemindert …“*[456]

Aventinus meint, dass schon in Augusteischer Zeit diese Art von Bayern – wohlgemerkt südskandinavischer Provenienz! - unter König Marbod auf dem Nordgau gesessen seien:

> *„…auch die Baiern auf dem Norkau …“*
>
> *„…auch die Bayern auf dem Nordgau …“*[457]

Dafür konnten wir selbst keine Indizien finden. Man kann diese frühe Besiedelung allerdings auch nicht ausschließen, da nach dem Kauerlacher Gräberbefund die Zuwanderung der Juthungen um 206 n. Chr. relativ friedlich vonstatten gegangen sein muss, was durchaus für eine anverwandte Vorbevölkerung spricht.

Wir überspringen im Weiteren große Teile der mittleren Kaiserzeit und belassen es bei dem Hinweis, dass Aventinus bei der Schilderung der Markomannenkriege Seite an Seite mit den *„Quatländern“* alias Quaden immer gleich die *„Denen“* nennt, also *„Dänen“* – für uns ein weiteres Indiz, wie gut Aventinus unterrichtet war, wenn man mit dem Begriff Dänen die *„Juthungen“* oder andere kimbrische Verbände verbindet.[458]

Zum Caracalla-Feldzug 213 n. Chr. weiß Aventinus allerdings nichts zu sagen, zum Kaiser als solchem auch nicht viel, außer dem, was Herodian überliefert hat. Cassius Dio kannte er offensichtlich in diesem Zusammenhang nicht.

Zur Zeit des Kaisers Gallienus (253-268 n. Chr.) schildert Aventinus zusammen mit den Schwaben die *„Bairn, damals in Beham und auf dem Narkau wonend.“* Ohne von den Siedlungen der Juthungen an Schwarzach und Otava zu wissen, trifft er mit dieser Doppel-Platzierung den Nagel auf den Kopf.[459]

---

455 Vgl. Buch 2, Kap. 7 und 8. S. 596f.

456 Vgl. Buch 2, Kap. 8.

457 Vgl. Buch 2, Kap. 10.

458 Vgl. Buch 2, Kap. 164. Wenn Aventinus hier von „Dänen“ spricht, dann übernimmt er eben den Ausdruck aus karolingischen Quellen, sollte sich aber bewusst gewesen sein, dass es sich hierbei nur um ein Surrogat handelte, da die „Dänen“ als Volksstamm erst viel später, ab dem 6. Jahrhundert, in Jütland erscheinen.

459 Vgl. Buch 2, Kap. 239.

Ihr König habe seine Tochter *„Salonina“* Gallienus zur Frau gegeben, wonach alles Land zwischen Inn und Drau, d. h. Noricum und Oberpannonien, an die Bayern gefallen sei.[460] Das stimmt natürlich nicht in Bezug auf die Juthungen, aber sehr wohl in Bezug auf das Föderatenreich der Markomannen, das nach H. C. Faußner Stilicho geschaffen hat. Der Markomannenkönig Attalus gab allerdings Pipa, nicht Salonina dem Gallienus zur Frau.

Unter Kaiser Aurelian (270-275 n. Chr.) hätten die *„Markmannen, Schwaben aus Beham und Bairn ab dem Norkau“* massiv auf die römischen Nordprovinzen übergegriffen, was nicht abzustreiten ist. Erneut trifft Aventinus mit den *„Baiern ab dem Norkau“* den Nagel auf den Kopf, wenn man den Stamm der Juthungen zugrunde legt, der entweder schon zuvor oder kurz danach einer Zweiteilung unterzogen worden war. So erwähnt Aventinus auch wenig später die *„Schwaben und Baiern aus Behamerland“*.[461]

Kaiser Probus (276-282 n. Chr.) soll laut Aventinus, was uns die bekannten Historiografen verschweigen und die Veroneser Völkertafel nur andeutet, bis an die Altmühl gezogen sein und dort (!) mit den Germanen ein Friedensbündnis geschlossen haben. Aventinus unterstellt hier an die hunderttausend Germanen, die sich aus einem Vielvölkergemisch zusammensetzten, wobei er neben *„Baiern“* und Goten, Vandalen, Gepiden u. a. nunmehr erstmals und *expressis verbis* von den *„Gutinger“* spricht, was nichts anderes als *„Juthungen“* bedeutet![462]

Lang kann dieser Friedensvertrag nicht gehalten haben, denn wenig später, unter den Kaisern Carus und Carinus (282-285 n. Chr.), hätte es aus einem erweiterten Vielvölkerbündnis heraus einen massiven Einfall ins römische Staatsgebiet gegeben, bis nach Gallien, an den Bodensee und Dalmatien. Da waren neben Alemannen, Burgunder, Chatten die …

> *„…vödristen dran wie wol si zu hindrist im Teuschland sassen: Wandler, Quatlender, Gauthinger, Scharmather, Gueten, Carpfen, Bastern; sein Schwaben, Baiern und Gotlender aus den königreichen so wir iezo Beham, Poln, Ungern, Reussen nennen, gewesen …“*
>
> *„…und an vorderster Stelle diejenige Stämme tätig, die zuhinterst in Germanien saßen: die Vandalen, die Quaden, die Juthungen, die Sarmaten, die Geten, Karpen, Bastarner, kurz Schwaben, Baiern und Goten aus den Königreichen, die wir jetzt Böhmen, Polen, Ungarn, Russen nennen …“*[463]

An dieser Stelle werden also die *„Gauthinger“* erstmals Seite an Seite mit den Quaden genannt – genau so, wie es auch der Schreiber der Tabula Peutingeriana wusste und wollte! Die *„Baiern“* werden von Aventinus neben den Schwaben eher als Sammelbegriff verstanden, als Resultat eines Kriegsbündnisses, zu dem weitere, vermutlich alt-verwandte Teilstämme beitrugen, welche alle dasselbe Ziel vereinte:

> *„Die wollten Gallien und des römischen reichs land und leut gar fressen …“*
>
> *„Die wollten Gallien und des Römischen Reichs Land und Leute fressen …“*

Deftig, aber zutreffend!

Kaiser Maximian (286-305 n. Chr.) eroberte hinterher alle Gebiete wieder zurück, wobei er nach Aventinus einmal mehr an die Altmühl herangerückt sein soll.

Zur Zeit des Kaisers Theodosius II. (408-450 n. Chr.) habe Maximus Germanen zum Übergriff auf römisches Staatsgebiet angestachelt. Aventinus präzisiert dabei, wen er meint:

> *„Dieweil aus anraitzung Maximi fielen die Teutschen, Gauthinger genant, ein baierisch rötl* (auch *rott*)*, von fruchtperkait der land wegen in das römisch reich, oberhalb dem Inn an die Thonau stossend, in dies land so wir ietzo innen haben …“*

---

460 Aventinus berichtet kurz danach, Schwaben und Bayern hätten auf das Land zwischen Inn, Donau und Save kriegerisch übergegriffen. Vgl. Buch 2, Kap. 238.

461 Vgl. Buch 2; Kap. 251.

462 Vgl. Buch 2, Kap. 259.

463 Vgl. Buch 2, Kap. 268.

„Auf Verlockung des Maximus fielen die Juthungen, ein baierisches Kriegsvolk, wegen der Furchtbarkeit des Landes in das Römische Reich ein, oberhalb der Mündung des Inn in die Donau, in das Land, das wir jetzt innehaben …“

Aventinus wusste also genau um die Juthungen, er wusste darum, dass sie zum Bayern-Stamm gehörten und ein *„Röttlein“* oder *„Rotte“*, d. h. ein Kriegshaufen waren! Und die Stoßrichtung, die er schildert, kommt wohl aus Südböhmen, nicht primär aus dem Nordgau!

Wir übergehen die nun nachfolgenden Generationen von Kaisern bis Romulus Augustulus (475-476 n. Chr.), den letzten Kaiser Westroms, wiewohl Aventinus immer wieder zwischendurch die *„Baiern auf dem Narkau“* erwähnt, und schließen das 2. Buch der *„Bayerischen Chronik“*.[464]

Buch 3 der *„Bayerischen Chronik“* widmet Aventinus anfangs ganz der Rückkehr der Bayern aus Böhmen in die alten Stammlande. Es ist gut möglich, dass Aventinus hier viel Sagenstoff verarbeitet, in seinen grundlegenden Erkenntnissen liegt er dennoch richtig.

Zuvor, schon um 460 n. Chr., seien die Bayern unter ihrem ersten König Adelger, dem Sohn *„Haunwolphs des Scheirers“*,[465] mal allein, mal zusammen mit Goten, Schwaben, Hunnen und Rugier immer wieder in das Land südlich der Donau eingefallen. Wenn diese Information stimmen sollte, dann sehen wir hier einen Anlass für die frühe Penetration der bayerischen Sprache in das heutige Österreich.

Aventinus zählt erstmalig die alten bayerischen Geschlechter auf, die da sind: *„die von Beurn, vom Vorst, Haller, Sälinger, Saler, Troien, Hirren, Gauthinger, Carpfer, Herpfer“*, die *„zwischen der cron Ungern und Beham“* gesessen seien und an die *„Ostergotten Schwaben, Rugen, Haunen, Zipser und Bulgarn …, alles streitbare Völker …“* angegrenzt hätten.[466]

Die genannten Geschlechter sind wohl als Sippen vormals externer Stämme zu sehen, die sich ins Bayernvolk integriert haben: die *„von Beurn“*[467] von den Buren, die *„vom Vorst“* von den Variskern, die *„Haller“* von den Hallin (Skandinavien!), *„Sälinger“* und *„Saler“* von versprengten Salfranken, *„Troien“* und *„Hirren“* von den Herulern, die *„Gauthinger“* ganz klar von den Juthungen (Jütländer!), die *„Carpfer“* von den Karpen (erhalten im Wort Karpaten), die *„Herpfer“* von den Haruden (Jütländer!).

Nach Aventinus habe sich also der Stamm der Bayern aus einem östlichen, kriegsbedingten Vielvölkergemisch rekrutiert. Das nordisch-südskandinavische Element ist dabei stark vertreten – und die Juthungen sind dabei wohl der wichtigste Teil!

Abzugrenzen seien dagegen die alsbald verfeindeten *„Ostergotten“* alias Ostgoten, die *„Schwaben“* alias Donau-Sueben oder Quaden, die *„Rugen“* alias Rugier, die *„Haunen“* alias Hunnen, die *„Zipser“* alias Tipteri (Nordrumänien) und die *„Bulgarn“* alias Bulgaren.

Der sagenhafte Schwabenkönig Alarich sei damals aus Böhmen abgerückt, habe dieses den Wenden (Slawen) überlassen und sich mit seinem Stamm oberhalb von Lech und Donau niedergelassen.

„Desgleichen tet der bairische künig Adelger, zog den Schwaben auf dem fuesstapfen nach in sein und der Baiern alt haimt, das Norkau; alda tet er sich nieder …“

„Dasselbe tat der bayerische König Adelger, zog in den Fußstapfen der Schwaben in sein und der Bayern alte Heimat, den Nordgau (oder das Nordgäu) und ließ sich dort nieder …“

---

464 Z. B. in Buch 2, Kap. 376.

465 Dies ist wohl ein Zugeständnis des Aventinus an den Scheyrisch-Wittelsbachischen Hof. Gemeint ist vermutlich der Quadenkönig Hunimund, den Aventinus dem Skiren-König Huniwolf zuordnet. Hunimund hatte Seite an Seite mit den Skiren gegen die Ostgoten an der „Bolia“ gekämpft. Mehr hierzu weiter vorn. Adelger scheint als sagenhafter erster Herzog der Bayern schon in der sog. „Kaiserchronik“ des 12. Jahrhunderts; seine Historizität ist umstritten.

466 Vgl. Buch 3, Kap. 1.

467 Erhalten in den „-beuern“-Orten, wie Benediktbeuern, Ottobeuern u. a..

Wieder einmal traf Aventinus den Nagel auf den Kopf – egal, ob Adelger und Alarich geschichtliche Personen sind oder nicht. Mögen die Königsnamen und gewisse Einzelheiten von einer sagenhaften Verbrämung der Rückwanderungsgeschichte stammen, der eigentliche Sachverhalt ist exakt berichtet![468]

Bezüglich der Nachwanderung der Slawen nennt Aventinus sogar konkrete karolingische Quellen, Bischofsbriefe an Papst Johannes IX. (898-900 n. Chr.): *„etliche alte briefen, ausgegangen von den bischofn in Baiern an pabst Johannem den neunten …“*[469]

Das nachfolgende Kapitel 2 ist besonders interessant, denn es berichtet davon, dass die Könige Alarich und Adelger gegen den Frankenkönig Chlodwig aufbegehrten, dieses aber mit dem Leben bezahlten. Fern der Heimat, zwischen Köln und Trier, seien sie mit einigen Getreuen gefallen, *„dieweil auch got wider sie war. - weil auch Gott gegen sie war.“*

Danach hätten die Bayern aus Misstrauen gegen den Ostgotenkönig Theoderich und aus freien Stücken ein ewiges Bündnis und einen steten Frieden mit den König der Franken, Chlodwig I., geschlossen, seien Christen geworden und hätten Herzog Theodo, den Sohn Adelgers und Enkel Hunimunds, zu ihrem Anführer gewählt. Deshalb überschrieb Aventinus sein zweites Kapitel in Buch 3 so:

> *„Wie die Baiern ain ewige püntnus macheten, ainen stäten frid anstiessen mit dem künig aus Frankreich und dieselbigen christen wurden, herzog Dieth (im latein Theodod) erwelten.“*[470]

In diesem Punkt stimmt unsere Version von der Entstehung der Bayern mit derjenigen Aventins, wohl wegen derselben Quellenbasis, in nahezu allen Punkten überein!

> *„…sunst in allen andern sachen solten die Baiern frei und irselbs herren sein, nach ihren alten breuchen freihaiten und herkomen ihres gefallens on männiglichs hindernus leben …“*
>
> *„…sonst, in allen anderen Angelegenheiten, sollten die Bayern frei und ihrer selbst Herr sein, nach ihren alten Bräuchen, Freiheiten und Herkommen ihres Gefallens ohne jegliches Hindernis leben …“*[471]

Dieser Vertrag, der die *„lex Bajuwariorum“* nach sich zog, sei bis zur Karolingerzeit in allen Punkten und von beiden Seiten eingehalten worden.

Theodo wurde

> *„… herzog und regierender fürst im alten baiern auf dem Norkau und behamischen wald.“*
>
> *„… Herzog und regierender Fürst im alten Bayern, auf dem Nordgau und im Böhmerwald.“*

Kapitel 5 beschreibt, wie Herzog Theodo auf Geheiß König Chlodwigs in das Land südlich der Donau einfallen sei und dieses der fränkischen Oberherrschaft unterwarf.

> *„Und damit man dest e über die Altmül möcht komen, lies er etlich stainen brucken darüber machen, nemlichen ober und under Aichstet, haissen all bed Dietfurt, darüber herzog Dieth gefarn ist und sein volk, die baiern geführt hat. Ober Diethfurt ist ain dorf, das unter ain stat, da die Laber in die altmül felt …“*
>
> *„Da man eh vorhatte, über die Altmühl zu kommen, ließ er* (Herzog Theodo) *einige Steinbrücken darüber machen, nämlich flussaufwärts und flussabwärts von Eichstätt, die beide jetzt Dietfurt heißen, weil Herzog Theodo darüber gefahren ist und sein Volk, die Bayern, geführt hat. Das obere Dietfurt ist ein Dorf, das untere eine Stadt, dort, wo die Laber in die Altmühl mündet …“*

468 Es wird nicht verkannt, dass diese und die folgenden Erzählungen immer wieder von Historikern gebetsmühlenartig ins Reich der Fabel verbannt werden (als erster bereits E. A. Qitzmann, in seiner Geschichte der Baiern von 1873). Triftige Gegenargumente bzw. sichere Ausschlussgründe haben wir dabei nicht gefunden.

469 Vgl. Buch 3, Kap. 1.

470 Vgl. Buch 3, Kap. 2.

471 Vgl. Buch 3, Kap. 3.

Die Sache mit den nordgauischen Brücken, über die Theodo *„fuhr“,* mag dahingestellt bleiben, denn das Wort *„Furt“* bezeichnet einen Flussübergang, den man durchwatet, keine Brücke (welche sowieso beim verlassenen Römerlager Pfünz besser zur Verfügung gestanden hätte). Der Grundtatbestand ist jedoch durchaus glaubhaft!

Herzog Theodo soll, aus dem Nordgau an die Donau vorstoßend, zusammen mit einer fränkischen Streitmacht und hunnischen und awarischen Hilfstruppen aus dem Osten einen Sieg nach dem anderen eingefahren haben, erst in Regensburg, dann bei einigen anderen Römerlagern an der Donau (z. B. bei Pfatter, Straubing, Künzing, Passau u. a.). Aventin schildert die damaligen Kämpfe ausführlich und schmückt sie wohl auch mit Sagenstoff aus.[472]

Der eigentliche Tatbestand klingt jedoch durchaus plausibel: Die ehemaligen Römerstädte an der Donau mussten in irgendeiner Weise eingenommen werden! Ob dabei eine militärische Besatzung überwunden werden musste, sei dahingestellt; es könnte sich auch um Bürgerwehren gehandelt haben, wenn die letzten Römer schon abgezogen waren.

Am Ende traf man sich mit einer großen römischen Streitmacht unter der Führung des Ostgotenkönigs Theoderichs des Großen am Zusammenfluss von Isen, Inn und Mörnbach, beim heutigen Altötting. Es handelte sich, was uns Aventinus vorenthielt, um einen Ort von außerordentlicher strategischer Bedeutung, denn über die dortigen Brücken lief der gesamte alpine Salzhandel in Richtung Norden. Wer hier siegte, behielt nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich die Oberhand über das Land südlich der Donau!

Kurz vor der Schlacht starb allerdings Herzog Theodo I.[473], im selben Jahr wie König Chlodwig I., und die Konfrontation zwischen Römern und Ostgoten auf der einen, Bayern, Hunnen und Awaren auf der anderen Seite, blieb zunächst unentschieden. [474]

Der junge Herzog Theodo II.[475] sollte sich den Tributforderungen vonseiten des neuen oströmischen Kaisers Anastasios I. (491-518 n. Chr.) verweigert haben.[476]

Zur Zeit des Kaiserwechsels – von Anastasios I. zu Justin I. (um 518 n. Chr.) – war Herzog Theodo II. des Zuwartens leid. Er gab im Jahr 520 n. Chr. bei Ötting den Befehl zum Angriff, setzte gleichzeitig selbst über den Inn beim heutigen Braunau, in Nähe der Mattig-Mündung, wo es auch eine *„Dietfurt“* gegeben haben soll, und fiel den römischen Truppen in den Rücken.

Auf dem *„mortfeld“* bei Altötting – es heißt heute noch *„Mordfeld“*! - habe das bayerische Heer unter dem jungen Herzog in einem Zangenangriff einen grandiosen Sieg über die Römer eingefahren; noch zur Zeit des Aventinus seien dort *„sporn, harnasch und dergleichen“,* d. h. Sporen, Rüstungen und dergleichen, ans Tageslicht gekommen.[477]

In den folgenden Jahren sei es noch zu 8 ähnlichen Schlachten gekommen, aus denen Herzog Theodo II. und seine Bayern jeweils siegreich hervorgingen.

Sie verfolgten die Römer bis südlich von Bozen und drängten sie nach Italien zurück,[478] während

472 Vgl. Buch 3, Kap. 6 bis 9.

473 Wobei er an einer Furt über die Rott ebenfalls seinen Namen hinterließ, Ober- und Unterdietfurt. Noch heute gibt es dort eine Furt-Mühle.

474 Vgl. Buch 3, Kap. 10 und 11.

475 Sein Bruder hieß nach Aventinus „Herzog Hutl“, d. h. Herzog Odilo, wobei dieser Name auch in der Agilolfinger-Familie auftritt. Theodo und Odilo können demnach als Leitnamen der Agilofinger verstanden werden.

476 Vgl. Buch 3, Kap. 12 und 13.

477 Vgl. Buch 3, Kap. 14.

478 Nach Aventinus: Schlacht beim Kloster Rott am Inn, bei Neubeuern (an der „pons Aeni“?), bei Grünwald (Perlacher Heide), bei Mittenwald, Sterzing, Brixen, Klausen und Bozen. Vgl. Buch 3, Kap. 15 bis 20. Nach der Ortschronik von Lengfeld an der Donau, bei Bad Abbach (Dr. A. Kraus, 2006), habe in der Saaler Au auf dem sog. Wiesacker ebenfalls ein Kampf Herzog Theodos I. gegen die Römer stattgefunden, dessen Überreste ein Hoch-

hunnisch-awarische Hilfstruppen[479] das Innviertel und das Land ob der Enns von Romanen säuberten.[480]

Mit diesen sehr detaillierten Kriegsschilderungen des Aventinus, die weit über die Angaben der AGS-Annalengruppe und des Noriker-Kapitels hinausgehen, allerdings die Grenzen zwischen Sage und Wahrheit ein wenig verwischen,[481] wollen wir schließen.

Summa summarum:

Trotz zeit- und mittelbedingter Unschärfen und phasenweiser Übertreibung hat Johannes Aventinus im Großen und Ganzen sinnvoll und glaubwürdig berichtet:

Er wusste um die Bedeutung der Kimbern als Urvolk der Bayern, er wusste um die doppelten Siedlungsgebiete der frühen Bayern im Nordgau und in Böhmen, er kannte die Juthungen als kriegerischen Teilstamm der Bayern, er verstand bestens, Zeit, Ort und Umstände der doppelten Landnahme Bayerns zu benennen und dabei die Rolle der Rückkehrer aus dem Osten hervorzuheben!

Soweit Aventins Übereinstimmung mit den Erkenntnissen, die wir in unserer Arbeit gewonnen haben. Darüber hinaus lieferte er prüfenswerte Informationen über einen für die Bayern, ihre Identität und ihre Sprache konstituierenden Vielvölkerbund im Osten, der in seinen Komponenten zwar schwierig zu fassen ist, aber jedenfalls nicht nur Teile der Quaden und Juthungen umfasste, sondern noch mehr Volksgruppen. Aber auch hier besteht keine grundsätzliche Abweichung von den Eindrücken unserer Arbeit. Dieses Kriegsbündnis soll in der Spätantike zunächst den Römern, dann den mit Ostrom paktierenden Ostgoten im Bereich von Pannonien erheblich zugesetzt haben, eher der große Auszug nach Bayern und Schwaben erfolgte.

Aventinus hat mit diesen Schilderungen seiner *„Bayerischen Chronik“* seinen Rang als wichtigster Historiograf Bayerns bekräftigt.

---

wasser von 1845 an den Tag brachte: „Lanzen, Pfeile, Ketten, Helme, Schilde, haufenweise römische Münzen“ u. v. a. m.

479 Von den Hunnen komme z. B. der Name „Hausruck“, von den Awaren das „Äberland“ am „Äbersee“ (Wolfgangsee).

480 Sicher nicht komplett, wie z. B. der Ortsname Straßwalchen belegt.

481 Schon 1849 hatte J. N. Obermayr darauf hingewiesen und quellenmäßig brillant untermauert, dass all diese Dinge unmöglich nur aus Lied- und Sagengut stammen können, zumal sich Aventinus selbst nicht gescheut hatte, seinen Zeitgenossen dazugehörige Waffenfunde zu melden. Damit hätte man ihn leicht entlarven können, so er die Unwahrheit gesagt hätte. Vgl. J. N. Obermayr: Die Schlacht auf dem Mordfelde, oder die Wiederherstellung des Königreichs Noricum, das ist Bayern, in: VHVOR, Bad. 13, 1849, S. 149ff.

Wider den heutigen „Dekonstruktivismus“!

In den letzten Jahren fühlt sich eine neue Generation von Geschichtswissenschaftlern, vor allem Archäologen, dazu berufen, etablierte Modelle der Entstehung des Bayernvolkes einzureißen. Die Geschichte der Einwanderung der Bajuwaren aus Böhmen sei nichts anderes als eine Art von fiktionaler *„Meistererzählung“*, eine schwülstige Mär, ein unbrauchbarer Mythos. Etablierte Begriffe wie *„Stammesbildung“* oder *„Ethogenese“* seien ideologisch belastet und als antiquiert zu verlassen. Die Bajuwaren seien südlich der Donau aus einem Konglomerat von Resten dort verbliebener Romanen und anderer, nach dem Fall des Imperium Romanum zugewanderter Gruppen entstanden, also mehr oder weniger ein Zufallsprodukt der Geschichte, keine Ethnie in strengen Sinn des Wortes und erst recht keine Nation mit langer Tradition. Germanen seien in dieser *„bayerischen Vielvölkersuppe“* sozusagen nur eine Zutat von vielen.

Diese neue Art versuchten Totschlags verbirgt sich unter den hehren und anspruchsvollen Titel *„Dekonstruktivismus“*.[482] Gemeint ist die planvolle Beseitigung überkommener Wissenschaftsmodelle. Die Motivation, die hinter dieser *„revolutionären Neuerung“* steht, ist relativ leicht zu durchschauen: Mächtige, global agierende Interessengruppen aus Hochfinanz und Wirtschaft regieren mit ihren subtil-subversiven Methoden inzwischen in fast alle Lebensbereiche des modernen Menschen hinein, nicht nur in die Politik, in alle gesellschaftlichen Bereiche und in die Massenmedien, sondern eben auch in die Geisteswissenschaft: Es geht diesen Akteuren im Hintergrund um Ent-Nationalisierung des modernen Menschen!

Dekonstruktivisten sind also nichts anderes als die Geschichtsschreiber der global Herrschenden. Dass sich die Predigt des *„Multikulti“*-Zeitgeistes schon wieder abgenutzt, lehrt allerdings die jüngste politische Entwicklung: Gerade jetzt, wo es nicht mehr opportun sein soll, beginnen Nationen und Völker, sich erneut abzugrenzen und auf die eigene, spezifische Entwicklung und Identität, auf das Gemeinsame zurückzubesinnen. Der Nationalismus ist tot; es lebe der Nationalismus. Die im Stammhirn des Menschen gespeicherten Archetypen sind eben nicht in einer Generation zu verwischen, die Internationalisierung des Menschen bleibt zunächst noch Utopie - gottseidank.

Zu den Fragen der Herkunft und Entstehung des Bayernvolkes äußern sich – ebenfalls gottseidank! – in der letzten Zeit wieder kritische Stimmen. Ein renommierter Sprachwissenschaftler hat z. B. 2016 beispielhaft den jüngsten Umsturzversuch in der Bewertung der Bajuwaren geschildert und sich dabei nicht verkniffen, mit den Zaunpfahl zu winken: Die *„Umbrüche von 1968“* seien die eigentlichen Hintergründe dieses unglaublichen *„Abbruchs wissenschaftlicher Traditionen“*, bei dem *„kein Stein mehr auf dem anderen belassen werde“.*[483]

Nichtsdestotrotz geben die Dekonstruktivisten in der bayerischen Geschichtsforschung und -publizistik derzeit den Ton an. So haben sich ihrer Argumentationsweise etliche Autoren des Symposiumsbands *„Die Anfänge Bayerns“* von 2012/14 angeschlossen, auch führende Exponenten aus dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege oder jüngst auch der Herausgeber und die Autoren des renommierten Handbuchs der Bayerischen Geschichte (in Neuauflage). Und die Medien helfen kräftig nach.[484]

---

482 Allein der Terminus ist ein euphemistischer Missgriff: In Wirklichkeit geht es um Destruktion, d. h. um Zerstörung und Desavouierung überkommener wissenschaftlicher Meinungen und Modelle.

483 P. Wiesinger: Die Herkunft der Baiern …, im Symposions-Band „Römer-Baiern-Franken“ von 2012, ab S. 175.

484 Als Beispiel ein Auszug aus einer Rezension der Süddeutschen Zeitung vom 4. Dezember 2017: „Besonders dankbar wäre die bayerische Landesgeschichte den Archäologen für weitere sachdienliche Hinweise zur Herkunft jenes Völkleins, das im frühen Mittelalter als Bajuwaren in die Geschichte trat. Dass ausgerechnet ihre Herkunft im Dunkeln liegt, ist den stolzen Bayern ein Graus. Der Mediävist Roman Deutinger räumt mit den Stammesmythen auf. Nachfahren der keltischen Bojer? 'Nimmt heute niemand mehr ernst.' Eingezogen aus Armenien und von Caesar niedergerungen? 'Eher eine gelehrte Konstruktion.' Abkömmlinge eines älteren Germanenvolkes? 'Rein spekulativ.' Deutinger sieht dieses Gebiet als Einwanderungsland – als Ziel diverser Gruppen, die aber schon lang vor dem 6. Jahrhundert angekommen waren, aber dann eine 'äußerlich erkennbare

Besonders den radikalen Dekonstruktivisten unter den Archäologen erteilen wir eine klare Absage. Ohne die Lektüre der antiken Autoren, die mitnichten nur *„Meistererzähler“* waren, entsteht kein brauchbares Geschichtsbild. Vielmehr kommt es auch in Zukunft auf einen sorgfältigen Abgleich archäologischer Befunde mit den historischen Quellen an. Die Archäologie ist in diesen Sinn Hilfswissenschaft – und nicht mehr. Mag sein, dass das ihren Exponenten nicht passt, aber es ist so.

Beschäftigen wir uns am Ende zum Thema *„Herkunft der Bajuwaren“* mit einigen *„dekonstruktivistischen“* Aussagen, um deutlich zu machen, was alles schief gehen kann. Dazu zitieren wir frei aus einigen Arbeiten, zunächst aus der Hand H. Fehrs:[485]

> *Die Forschung verabschiedet sich endgültig von der Vorstellung, die Bajuwaren seien als geschlossener Stamm nach Bayern eingewandert.*

Derart apodiktische Behauptungen transportieren Vorurteile. Nichts ist endgültig!

> *Grundsätzlich spiegelt die Verbreitung einer Keramikgruppe nicht das Siedlungsgebiet einer Bevölkerung wider.*

Wir haben eine andere Erfahrung gemacht.

> *Anders als die Gräber von Friedenhain enthielten die Bestattungen in Forchheim eine große Zahl weiterer Funde, sodass auch das Kriterium der Beigabenarmut, das zuvor als Charakteristikum der Gruppe Friedenhain-Přešťovice benannt worden war, nicht länger aufrechterhalten werden kann.*

Vermutlich wurde in Forchheim nur besser gesiebt als in Friedenhain. Im Übrigen ist die Abschätzung der Beigabenmenge relativ subjektiv. Wir gehen davon aus, dass bei genauerer Analyse keine gravierenden Unterschiede festgestellt worden wären, sowohl, was die Art, als auch, was die Menge der Beigaben anbelangt.

> *Spätere Arbeiten erweitern das Verbreitungsfeld der FP-Keramik um zahlreiche Vorkommen in Südwestdeutschland.*

Schön, wenn diese Keramik auch anderen germanischen Bevölkerungsgruppen – die Rede ist hier wohl von den Alemannen – gefallen hat. Die Feststellung hat für uns keinen argumentativen Wert, sie transportiert nur einen Allgemeinplatz. Jede *„Spezifität“* ist bei genauerer Betrachtung relativ.

> *Es besteht eine terminologische Verwirrung, da unter dem Begriff FP-Keramik mittlerweile sehr unterschiedliche Keramikformen zusammengefasst werden.*

Wir haben in Übereinstimmung mit T. Fischer versucht, mit der Definition von 8 oder 9 Merkmalen die Spreu vom Weizen zu trennen.

> *Beim weiterem wissenschaftlichen Umgang mit diesem Problem* (freilich der Friedenhain-Přešťovice-Keramik) *gilt die Bajuwarenfrage mittlerweile als „ideologischer Ballast“.*

Unnötiger Subjektivismus. Worin liegt das Problem? Wem gilt sie als Ballast? Aus welchen Gründen?

> *Die FP-Keramik sollte in Böhmen tendenziell älter sein als in Bayern.*

Die Radiokarbonanalyse des Leichenbrandes von Forchheim/Kauerlach hat soeben das Gegenteil erwiesen.

> *Bereits vor mehr als zwei Jahrzehnten wies Walter Torbrügge auf die Isolierung des Fundorts Přešťovice in Böhmen hin und äußerte, dass dieser Fundort eher den Eindruck eines „ostbayeri-*

gemeinsame Identität' entwickelten …“

485 Alle Zitate frei formuliert nach H. Fehr: Am Anfang war das Volk? Die Entstehung der bajuwarischen Identität als archäologisches und interdisziplinäres Problem, in: Forschungen zur Geschichte des Mittelalters, Wien 2010, S. 211.

schen Außenpostens“ erwecke, denn als Ausgangspunkt einer Abwanderung aus Böhmen gelten könne.

Gut beobachtet. Ein Widerspruch zu einer Rückwanderung ergibt sich hierbei nicht.

Anhand dieser Keramik lässt sich in Süd- und Westböhmen keine zahlenmäßig bedeutende Bevölkerungsgruppe nachweisen, die nach Bayern hätte abwandern können.

Irrtum!

Nach aktuellem Kenntnisstand datieren die frühesten Funde der Friedenhain-Přešťovice-Keramik in Bayern bereits in das ausgehende 4. Jahrhundert. Die ‚Männer aus Böhmen‘ wären somit bereits mehr als eineinhalb Jahrhunderte vor der ersten Erwähnung der Baiuvarii in Bayern ansässig gewesen, ohne ein einziges Mal in den Schriftquellen erwähnt zu werden.

Doppelter Irrtum! Die frühesten Exemplare der Keramik datieren in das ausgehende 2. Jahrhundert nach Chr., die frühen Bajuwaren wurden vielfach erwähnt, allerdings unter ihrem alten Stammesnamen: Juthungen.

Als letzter Kritikpunkt bei der Interpretation der Keramikgruppe Friedenhain-Přešťovice als archäologischer Nachweis der namengebenden „Männer aus Böhmen“ ist schließlich auf die Frage der Anwesenheit böhmischer Föderaten im römischen Legionslager und späteren herzoglichen Vorort Regensburg hinzuweisen.

Da wurde der Tat in der Vergangenheit Einiges überinterpretiert. Wir gehen nicht davon aus, dass sich Bajuwaren in nennenswerter Menge als militärische Föderaten der Römer betätigt haben, für die Lager Straubing und Regensburg ist es inzwischen mit archäologischen Methoden so gut wie ausgeschlossen.

Es sind durchaus Fälle bekannt, in denen die gesamte Ausstattung eines Grabes geschlossen aus einer weit entfernten Region stammt, sodass man plausibel eine Migration annehmen kann, wie das bekannte Grab von Altenerding mit seinen Beigaben aus dem Ostseeraum.

Das Grab ist gerade wegen seiner Beigaben – baltische Armbrustfibel mit Kerbschnittdekor und Tierkopffuß – hochinteressant und belegt u. U. die Verbindung des Bestatteten mit der alten Heimat, über eine große Distanz hinweg.

Anhand der Reihengräberfriedhöfe ist es meines Erachtens ebenso wenig möglich, zwischen den Bestattungen von Zuwanderern aus der Germania und den Nachfahren der römischen Bevölkerung zu unterscheiden.

Für die *„Baioaria“* südlich der Donau ist dies auch gar nicht nötig. Die Anlage von Reihengräbern ist auf jeden Fall auch ein germanisches Phänomen, wenn auch nicht ein ausschließliches. Dass die Juthungen die Reihengräber-Ordnung pflegten, bestätigen die Friedhöfe von Kauerlach und Přešťovice.

Grundlage für diese Sichtweise ist ein archäologisches Modell, dem zufolge Gräberfelder, in denen Fibeln und schwere Waffen in einiger Zahl vorkommen, als „germanisch“ anzusehen sind.

Wir stimmen dem allenfalls für die Zeit nach den Römerkriegen zu. Die juthungischen Grablegen enthielten jedenfalls keine Waffen. Vermutlich waren diese so wertvoll und dringend gebraucht, dass man sie nicht für Bestattungen opferte – davon abgesehen, dass sie in Graburnen gar nicht hineinpassten. Man hat allerdings in solchen zu anderer Zeit auch schon verbogene Schwertklingen nachgewiesen.

Ebenfalls zeitlich nicht sicher zu fixieren ist die Errichtung des Dukats der Agilolfinger. Dem allgemeinen Konsens nach handelte es sich bei den Agilolfingern um eine hochadelige Familie, die aus den Kerngebieten des Merowingerreichs stammte und als „duces“ eingesetzt wurden, nachdem der ostgotische König Witigis 536/37 n. Chr. das heutige Süddeutschland an die Merowingerkönige abtrat.

Dreifacher Widerspruch: 1. Der allgemeine Konsens ist nicht zu erkennen. 2. Die Agilolfinger dürften aus der fränkischen oder quadischen Oberschicht gestammt haben. 3. Der Beginn des Dukats ist viel zu

spät angesetzt. Die AGS-Annalen sprechen eine ganz andere Sprache, werden aber hier einfach unterschlagen.

> *Für das Jahr 555 überliefert Gregor von Tours den „dux Garivaldus“ als ersten Vertreter der Agilolfinger im späteren Bayern.*

Idem. Nicht nur diese Passage, sondern auch weitere *„Gegenquellen“* (z. B. Brief König Theudeberts an Justinian) überzeugen nicht. Notabene: Das Jahr 508 n. Chr. markiert den Beginn des Dukats, nicht ein späteres!

> *Der Name „Baiuvarii“ bezeichnet in diesem Zusammenhang keine primär ethnische Zugehörigkeit, sondern bezog sich wohl eher im politischen Sinne auf die Gefolgsleute der neuen Herzogsfamilie und zwar unabhängig von deren Herkunft.*

Eigenwillige Interpretation, ohne jeglichen Realitätssinn.

> *Der Dukat deckte sich mit dem Geltungsbereich des bajuwarischen Rechts und „Bajuware“ im juristischen Sinne war, wer im Geltungsbereich der „Lex Baiuvariorum“ geboren wurde.*

Nichtssagend, aber nicht grundsätzlich falsch. Gilt für den 2. Tal der bajuwarischen Landnahme, südlich der Donau.

> *Wie gezeigt, fällt es nicht nur vor der Ersterwähnung der Bajuwaren in der Mitte des 6. Jahrhunderts schwer, typisch bajuwarische Funde zu benennen. Auch in den folgenden 100 Jahren lässt sich archäologisch eigentlich keine „bajuwarische“ Sachkultur nachweisen.*

Widerspruch: Die KFP-Keramik ist ein typischer früh-bajuwarischer Befund. Man muss sie nur in Betracht ziehen.

Es folgen nun in zusammenfassender Formulierung Grundaussagen aus einer weiteren Arbeit H. Fehrs, enthalten im Symposionsband *„Die Anfänge Bayerns“* von 2012/2014:[486]

> *Alle Herkunfts- und Wanderungserzählungen, auch die der Bajuwaren, seien nichts als fiktive „Meistererzählungen“ des Frühmittelalters. Eine „Landnahme“ sei in Bayern für das 5. und 6. Jahrhundert mit archäologischen Mitteln nicht nachweisbar.*

Apodiktische Behauptungen ohne Beweis!. Übersteigerter Anspruch: Eine Landnahme kann, aber muss nicht zwingend archäologisch bestätigt werden. Für den zweiten Satz gilt der Grundfehler: Am falschen Ort (nämlich in Bayern südlich der Donau) und viel zu spät nachgesehen!

> *Auch linguistische Erkenntnisse sprächen dagegen. Sie weisen z. B. bedeutsame romanische Dialektgruppen in Bayern nach. Germanische Namen seien erst nach dem 8. Jahrhundert nachweisbar.*

Der Sprachforscher P. Wiesinger hat in der oben zitierten Arbeit das Verhältnis zwischen romanischen und germanischen Anteilen der bayerischen Sprache relativiert und viele falsche Annahmen, besonders A. Rettners, auf die hier Bezug genommen wird, richtig gestellt.

> *Ethnische Interpretationen seinen aus archäologischen Material heraus nicht möglich.*

Manchmal doch; siehe diese Arbeit.

> *Die Reihengräberfelder, z. T. mit Waffenbeigaben, seien kein germanisches Spezifikum, sondern in einem breiten Raum nachweisbar, von Nordfrankreich bis an die mittlere Donau. Reihengräberfelder seinen weder germanisch noch spätest-römisch, sondern eben eine Innovation.*

Siehe oben. Kein wirkliches Sachargument. Reihengräber waren, wenn man Brandgräber einbezieht,

486 Vgl. H. Fehr: Friedhöfe der frühen Merowingerzeit in Baiern…, im Symposionsband „Die Anfänge Bayerns“, S. 311ff.

keine Innovation. Und wieder der falsche Blick auf die südliche *„Bawaria“*, wohin die Umsiedlung der Bajuwaren primär gar nicht stattgefunden hat.

> *Unverbrannte Bestattungsweise und die Ost-West-Ausrichtung seinen sicher ein spätrömisches Erbe und kein Spezifikum für Germanen.*

Einspruch. Die Germanen kannten und pflegten beides, schon in ihren nördlichen Ursprungsländern.

> *Waffenbeigaben seien in der mitteleuropäischen Germania unbekannt gewesen.*

Klar falsch. Siehe z. B. das kaiserzeitliche Körpergrab von Pollanten oder das Grab von Kemathen.

> *Das Aufkommen der Waffenbeigabe in Bayern nach 530 n. Chr. sei kein Indiz für die massive Zuwanderung aus der Germania, sondern eher Ausdruck der Anpassung des rätisch-norischen Raums an die westlichen Gepflogenheiten.*

530 n. Chr. ist mit Sicherheit keine massive Zuwanderung mehr erfolgt. Wieder Betrachtung des falschen Zeitpunktes. Der Rest ist reine subjektive Interpretation.

> *Runenritzungen seien keine Belege für den germanischen Charakter der in vielen Gräbern nachgewiesenen Bügelfibeln.*

Sondern?

> *Am Beginn der Geschichte Bayerns steht die Integration des raetisch-norischen Raumes in das Merowingerreich nach 536.*

Irrtum, das kam später. An Beginn der Geschichte Bayerns steht die Ansiedelung der Suaven und Bajuwaren in Gebieten nördlich der Donau.

> *Für die Bewohner und anfangs vielleicht nur für die Gefolgsleute der neuen Herzogsfamilie setzt sich der nach 552 n. Chr. erstmals genannte Name der Bajuwaren durch.*

Eine Theorie unter vielen, ohne jede Wahrscheinlichkeit. Der Blick auf die Bajuwaren kommt einmal mehr zu spät und geht in die falsche Richtung. *„Meistererzählung“* eines Gegners von Meistererzählungen;-)

> *Aus archäologischer Sicht lässt sich weder die Einwanderung einer bajuwarischen Kerntruppe noch die flächenhafte Neubesiedelung des Landes zwischen Limes und Alpenfuß in der Merowingerzeit nachweisen.*

Beides zugegeben, denn nur Schriftquellen haben hier die nötigen Argumente geliefert. Einige radiokarbon-datierte Urnen in Kauerlach stammen allerdings aus dem 5. Jahrhundert und könnten von Rückkehrern stammen, die noch vor Herzog Theodo I. und seinem Kontingent die alte Heimat wieder erreichten. Einen Beweis hierfür gibt es allerdings nicht. Der Bajuware von Kemathen oder die gehobene Dame aus dem Kammergrab bei Pförring stammen schon aus der *„nova generatio“*. Am Alpenfuß mit archäologischen Mitteln nach einer flächenhaften Neubesiedelung zu suchen, ist müßig; sie geschah peu-à-peu, regional und zeitlich gestreckt, ohne archäologische Spezifität. Der Blick auf den bayerischen Hoffuß hätte hier mehr gelohnt.

Abschließend noch ein paar sinngemäße Aussagen von R. Deutinger und C. Later, die Christianisierung Bayerns betreffend:[487]

> *Auch die Christianisierung der Bayern im 6. und 7. Jahrhundert sei nichts als eine Meistererzäh-*

487 Vgl. hierzu die Beiträge von R. Deutinger und C. Later im Symposionsband „Die Anfänge Bayerns“, S. 567ff und 613ff (wobei sich die Beiträge in einigen Punkten widersprechen, z. B. was die bayerische Mission anbelangt). C. Later sieht am Ende seiner Arbeit, wenngleich er dem konventionellen Bild des Dukats Bayerns mit einem ersten Herzog Garibald anhängt, gut das Grundproblem, dass sich zumindest für das 6. und 7. Jahrundert kein Religionswandel manifestieren kann. Er hat nämlich „nie stattgefunden!“ (Later, S. 601)

lung. Für die Bajuwaren seien weder in den Geschichtsquellen noch nach den archäologischen Funden eine Missionierung, bzw. Bekehrung von Heidentum zum Christentum nachweisbar, deshalb habe eine solche u. U. gar nicht stattgefunden. Es scheint vielmehr so, als seien die Bajuwaren von Anfang an Christen, aber keine Heiden gewesen, mithin können sie aus keinem einwandernden, heidnischen Germanenstamm hervorgegangen sein.

Hierzu etwas ausführlicher als zuvor unsere Stellungnahme:

Zunächst zählt erneut das Argument: Am falschen Ort zur falschen Zeit nachgesehen!

Mit dem Vertrag von ca. 508 n. Chr. waren alle Bajuwaren mit einem Schlag offiziell Christen geworden, wozu die *„lex Bajuwariorum"* in ihrem ersten Teil zahlreiche Regelungen einführte. Mit anderen Worten: Eine allmähliche Transformation vom Heidentum zum Christentum musste im 6. Jahrhundert gar nicht mehr stattfinden. Die Bekehrung der Bayern ist ein Faktum.

Wollte man aber dem Übergang archäologisch nachweisen, was wir grundsätzlich als sehr schwierig ansehen, dann müsste man schon in Südböhmen oder im Quadenland nachsehen. Aber auch hier würde man vermutlich leer ausgehen, denn der germanische Götterglaube war eine Art von Naturreligion, die erfahrungsgemäß wenig Spuren und kaum ein archäologischen Substrat hinterlässt.[488] Man beachte z. B. die Götterverehrung der Germanen in heiligen Hainen. Da es keine gemauerten Kultstätten und Steinsetzungen wie in Skandinavien oder in prähistorischer Zeit gab, sind archäologische Spuren nicht zu erwarten.

Wenn allerdings die ersten Holzkirchen in Bayern im Vergleich zu anderen Regionen erst relativ spät, in etwa ab dem 7. Jahrhundert entstanden (die Steinkirchen noch später), dann passt dieser Umstand sehr wohl zu einer vorangegangenen germanischen Besiedelung. Germanen brauchten eben lange Zeit keine festen Gebäude, um eine Gottheit zu verehren.

Die germanischen Grabsitten spiegeln sich dennoch in der Reihenordnung einigen merowingerzeitlicher Nekropolen in Südbayern wider, die sich auffallenderweise nicht in der Stadt, sondern auf dem flachen Land fanden, also eben dort, wo die Bajuwaren ab ca. der Mitte des 6. Jahrhunderts wohnten (zunächst wohl mehr in Einzelgehöften und Weilern als in Dörfern). Diese Reihengräber-Friedhöfe weisen in der Regel noch immer die alte, germanische Ost-West-Anordnung der Gräber auf, nunmehr aber mit den Gesichtern der Toten nach Osten, gemäß der christlichen Botschaft: *„ex oriente lux"*.

Dass die Bajuwaren zwanglos die Brandbestattung aufgaben und zur Körperbestattung wechselten, welche sowohl von den Merowingern im Rahmen der Staatsreligion, als auch von den frühen Christen präferiert wurde, braucht nicht zu verwundern. Schon in der skandinavischen Urheimat, aber auch später im Sulzgau war die Körperbestattung durchaus eine Alternative gewesen[489] und es ist gut möglich, dass es lediglich die juthungischen Fischer-Sippen gewesen waren, die sich auf die Brandbestattung mit Boot-Urnen spezialisiert hatten. Die Bestattung mit Boot-Urnen war wiederum alles andere als ein Apodiktum; der Brauch endete wohl abrupt mit der Rücksiedlung der Bajuwaren nach Bayern.

An der Beigaben-Armut vieler Gräber änderte sich nichts, sie entsprach ebenfalls schon juthungischer und nun erst recht christlicher Tradition. So finden sich mit wenigen Ausnahmen Kultgegenstände christlicher Prägung erst in den Gräbern des späten 6. und 7. Jahrhunderts – und auch das nur in spärlicher Zahl. Zur Karolingerzeit wurde wiederum die völlige Beigabenlosigkeit christlicher Gräber festgeschrieben.

Dass die Bajuwaren in ihrer neuen/alten Heimat noch über lange Zeit, vielleicht sogar über Jahrhunderte hinweg, in Gebräuchen und Sitten eine Art von Krypo-Germanentum bzw. Krypto-Heidentum pflegten, ist unbenommen. Wir erinnern nur an die alten Bräuche der Perchten in den Rauhnächten, an das Maibaum-Aufstellen oder an das Entzünden von Johannisfeuern, allesamt Bräuche, die sicher vor-christ-

488 Wenn man von den besagten Boot-Urnen und der Reihengräber-Ordnung absieht, die wir für die Juthungen nachgewiesen haben.

489 Wir erinnern an die Körperbestattungen von Pollanten, Irfersdorf und Kemathen.

lichen Ursprungs sind.

Dass die Archäologie zu all diesen Phänomenen nichts beitragen kann, liegt auf der Hand. Generell können die Archäologen zur Christianisierung Bayerns nicht viel bieten, insofern sollten sie sich zurücknehmen und nicht mit der Unterstellung von *„Meistererzählungen“* aus dem Fenster lehnen.

Punktum.